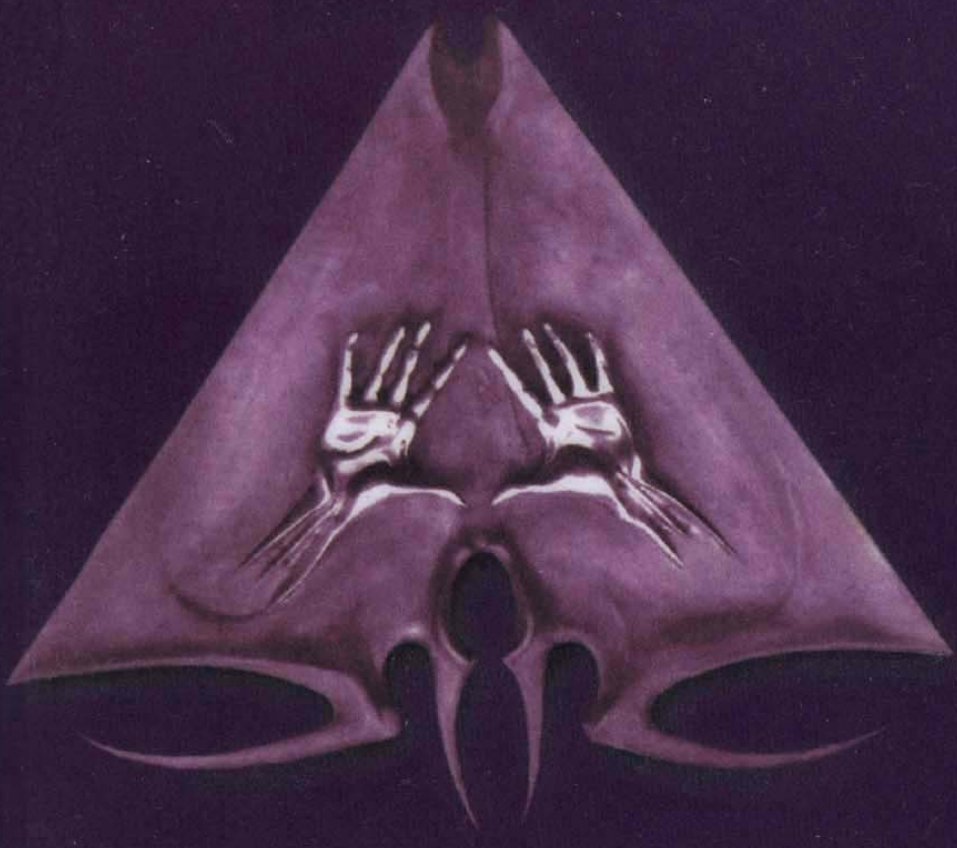


HR GIGER'S VAMPIRRYC

NOSFERATU

NOSFERATU

BAND 4



HR GIGER'S VAMPIRRIC

Vampirgeschichten

Herausgegen von HR Giger

FESTA

l. Auflage Mai 2003 ©
dieser Ausgabe 2003 by Festa Verlag, Almersbach
www.Festa-Verlag.de
Titelbild und Umschlaggestaltung: Asuka
(unter Verwendung eines Motivs von HR Giger)
Druck und Bindung: Fuldaer Verlagsanstalt
Alle Rechte vorbehalten
ISBN 3-93822-58-8

INHALT

7 Vorspiel
9 Carl Jacobi: *Schwarze Offenbarungen*
30 Nancy Kilpatrik: *La Diente*
45 Eric Count Stenbock: *Die wahre Geschichte eines Vampirs*
53 Elisabeth Engstrom: *Erkenne dich selbst!*
68 Karl Hans Strobl: *Das Grabmal auf dem Père Lachaise*
95 Malte S. Sembten: *Der Blutfalter*
110 Brian Lumley: *Necros*
128 Amelia Reynolds Long: *Der Untote*
141 Edward Heron-Allen: *Noch eine Squaw?*
148 Michael Siefener: *Der Egelgott*
154 Catherine Lucille Moore: *Shambleau*
184 Brian Hodge: *Das letzte Testament*
199 Guy de Maupassant: *Der Horla*
227 Lafcadio Hearn: *Der Fall Chügoro*
232 Basil Copper:*... und dann begrub ich ihn*
242 Christian von Aster: *Im Nagerparadies*
245 Mary E. Wilkins-Freeman: *Luella Miller*
259 Thomas Ligotti: *Die verloren gegangene Kunst des Zwielichts*
277 Horacio Quiroga: *Das Federkissen*
281 Robert E. Howard: *Der Garten der Furcht*
297 Leonhard Stein: *Der Vampyr*
310 P. N. Elrod: *Slaughter*
332 Brian Stableford: *Der Mann, der die Vampirfrau liebte*

VORSPIEL

Zu sterben, wirklich tot zu sein,
das muss etwas Wunderbares sein.
Bela Lugosi in *Dracula*

Es war mir nie so bewusst gewesen, aber jetzt ist es mir aufgefallen: In meinen Bildern finden sich viele Vampire – es wimmelt geradezu von ihnen. Und oft sieht man Blut.

Als mich vor einigen Jahren Fritz Billeter fragte, wieso ich so gerne fließendes Blut zeichne, wurde mir plötzlich klar, woher das kommt: Im katholischen Kindergarten, wo wir Kinder immer beten mussten, wurde uns, wenn wir böse gewesen waren, ein blutüberströmtes Christusgesicht vorgesetzt, und die Schwestern machten uns darauf aufmerksam, dass man für sein Leiden die Schuld trägt ... Das muss mir denn doch sehr tief gegangen sein.

Nachdem ich zugesagt hatte, dieses Buch für Frank Festas Verlag herauszugeben und bei der Auswahl der Vampir-Geschichten saß, dachte ich viel über das Thema nach – und über Blut. Ich erinnerte mich wieder an eine merkwürdige Vision während einer Autofahrt durch Zürich; es war Anfang der Neunziger, und ich hatte den Wagen voll geladen mit druckfrischen Ausgaben meines Buches *ARH+*. Die ganze Zeit dachte ich, es sei doch verrückt, würde ich jetzt in einen schlimmen Unfall verwickelt, läge auf der Straße, hilflos verblutend, bewusstlos, und die Ärzte könnten mir nicht helfen, weil sie meine Blutgruppe nicht kennen – dabei stand sie tausend Mal groß und fett auf den Büchern im Wagen: *ARH+ (aresus positiv)*.

Das wäre wirklich ein makabrer Tod gewesen, oder?

Schon immer lese ich sehr viel, und am liebsten erzählende Prosa, die sich mit den Randbereichen unseres Daseins beschäftigt. Daher kenne ich mich gut in der Abteilung Horror aus, und es ist mir wirklich eine Freude, Ihnen auf diesem Wege einige literarische Klassiker ans Herz zu legen, die jeder Horrorfan kennen sollte, etwa Guy de Maupassants ›Der Horla‹ oder C. L. Moores Science-Fiction-Albtraum ›Shambleau‹.

Doch die jungen Autoren des Unheimlichen sind keinesfalls schlechter. Da der Verlag mich mit einer großen Menge mir noch unbekanntem, wirklich fabelhaftem Material versorgte, hat mir die

Arbeit an diesem Buch sehr viel Spaß bereitet. Letztendlich wählte ich sogar mehr Geschichten aus, als ich eigentlich sollte, aber vieles musste ich einfach aufnehmen – Brian Hodge, Michael Siefener, Thomas Ligotti, P N. Elrod usw. Einfach großartig.

Irgendwann wurde mir sogar bewusst, dass ich selbst ein Vampir bin. Ebenso Frank Festa. Ganz besonders meine Kritiker. Und auch Sie, lieber Leser, sind ein Vampir.

Irre ich mich, oder haftet einer Freundschaft nicht immer auch etwas Vampirisches an? Der Eine gibt, während der Andere sich nimmt, was er wünscht. Nutzen wir uns nicht alle mehr oder weniger gegenseitig aus? Ein sehr gutes Beispiel für diese Art des ›sozialen‹ Vampirismus bietet Mary E. Wilkins-Freemans Meistererzählung ›Luella Miller‹.

Vielleicht kennen Sie auch jene älteren Menschen, die immer wieder mit jüngeren Partnern gesehen werden, die sie aber ständig wechseln, als brauchten sie *frisches Blut?* Lesen Sie dazu Brian Lumleys Geschichte ›Necros‹, die trotz des Titels nichts mit seiner tollen Vampir-Saga *Necroscope* zu tun hat; Lumley treibt das Thema hier auf eine messerscharfe Spitze; ich liebe Lumleys deftige Fantasie!

Wenn ich mir meine Beispiele so ansehe, frage ich mich, ob denn jedes Dasein *Vampirric* ist?

Ja, natürlich – denken Sie in Ruhe über die Dimension dieser Erkenntnis nach!

Für mich gibt es kaum etwas Erschreckenderes.

Willkommen zur Nacht.

Ihr

HR Giger

CARL JACOBI

Schwarze Offenbarungen

Es war ein tristes, verlassenes Etablissement im unteren Teil der Harbor Street. Ein altes Schild verkündete: >Giovanni Larla – Antiquitäten, und ein schmutziges Fenster offenbarte eine Auslage, die nahezu vom Staub verhüllt war.

Als ich an jenem freudlosen Septembernachmittag von einem Regensturm und meiner Faszination für alles Altertümliche von der Straße getrieben die Schwelle des Ladens überschritt, fiel die Düsternis wie ein Stofftuch über mich. Im Innern lag alles im Halbdunkel, gestapelte Kisten und ein ungeheuerlicher Wandteppich, an dessen abgenutzten Stellen man die Fäden sah. Ein italienisches Renaissance-Weinkabinett schrumpfte in einer Ecke verzagt zusammen und schien bei meinem Vorübergehen die Stirn zu runzeln.

»Einen schönen Nachmittag, *Signor*. Haben Sie einen Wunsch? Ein Gemälde, ein Ring, eine Vase vielleicht?«

Ich blickte auf die untersetzte Masse des italienischen Eigentümers dort im Schatten und zögerte.

»Ich sehe mich nur einmal um«, antwortete ich und wandte mich dem Wirrwarr um mich herum zu. »Ich suche nichts Besonderes ...« Das ölige Gesicht des Mannes bewegte sich lächelnd, als habe er diese Bemerkung schon tausend Mal gehört. Er seufzte, stand einen Moment lang in Gedanken da, während der Regen gegen die Fensterscheibe trommelte und peitschte. Dann schritt er sehr bedächtig zu den Regalen und sah nachdenklich an ihnen auf und ab. Schließlich nahm er einen Gegenstand heraus, den ich als bemalten Kelch erkannte.

»Ein authentischer *tandart* aus dem sechzehnten Jahrhundert«, murmelte er. »Ein Kunstwerk, *Signor.«*

Ich schüttelte den Kopf. »Keine Töpferware. Bücher vielleicht, aber keine Töpferware.« Er legte langsam die Stirn in Falten. »Ich führe auch Bücher«, erwiderte er, »seltene Bücher, die niemand verkauft außer mir, Giovanni Larla. Doch Sie müssen sich auch meine anderen Schätze ansehen.«

Es gab, wie ich herausfand, keinen Weg, den Mann zur Eile anzutreiben. Eine Viertelstunde verstrich, während der ich mir eine Kameebrosche von Glykon, einen mit Schnitzereien versehenen Stuhl

unbestimmten Stils und Alters, einen Haufen vergilbter Statuetten, kleine Ölgemälde und ein oder zwei öde Portland-Vasen ansehen musste. Mehrere Male warf ich einen ungeduldigen Blick auf meine Uhr und fragte mich, wie ich mich wohl von diesem Italiener und seinem düsteren Laden losreißen könne. Die Faszination von Staub und Schatten schwand bereits und ich war bestrebt, wieder auf die Straße zu kommen.

Doch als er mich fast zum hinteren Teil des Ladens geführt hatte, erregte etwas meine Aufmerksamkeit – ich entnahm einem Regal das erste Buch des Schreckens. Hätte ich nur die darauf folgenden Geschehnisse gekannt, hätte ich an jenem Septembertag nur einen Blick in die Zukunft werfen können, ich schwöre, ich hätte das Buch wie eine Krankheit gemieden, hätte mich von jenem elenden Antiquitätenladen und der Straße, in der er sich befand, wie von einem fluchbeladenen Ort fern gehalten. Tausend Mal habe ich mir gewünscht, meine Augen hätten nie auf jenem schwarzen Einband geruht. Welches Leiden der Seele, welches Entsetzen, welche Unruhe, welcher Wahnsinn wäre mir erspart geblieben!

Doch da ich mir das Mysterium seiner Seiten nie hätte träumen lassen, streichelte ich das Buch beiläufig und bemerkte: »Ein ungewöhnliches Buch. Was ist es?«

Larla blickte auf und sah mich finster an.

»Das ist nicht zu verkaufen«, sagte er ruhig. »Ich weiß nicht, wie es in das Regal kam. Es gehörte meinem armen Bruder.«

Das Buch in meiner Hand sah in der Tat außergewöhnlich aus. Es maß lediglich zehn Zentimeter in der Breite und dreizehn in der Höhe und war in schwarzen Samt gebunden, und die äußeren Ecken waren durch ein Elfenbeintriangel geschützt. Es war das schönste Beispiel der Buchbindekunst, das ich je gesehen hatte. In der Mitte des Titels befand sich ein winziges Stück Elfenbein, das auf komplizierte Weise in Form eines Schädels geschnitzt war. Doch es war der Titel des Buches, der mein Interesse erregte. Der mit Goldfäden aufgestickte Titel lautete: *Fünf Einhörner und eine Perle.*

Ich sah Larla an. »Wie viel?«, fragte ich und griff nach meiner Brieftasche.

Er schüttelte den Kopf. »Nein, es steht nicht zum Verkauf. Es ist ... es ist das letzte Werk meines Bruders. Er schrieb es kurz vor seinem Tod in der Anstalt.« »Der Anstalt?«

Larla gab keine Antwort, sondern starrte das Buch an, während seine Gedanken offensichtlich weit abschweiften.

Der Moment des Schweigens zog sich hin.

In seinen Augen lag ein sonderbarer Glanz, als er endlich sprach. Und ich glaubte, seine Finger leicht zittern zu sehen.

»Mein Bruder Alessandro war ein feiner Mensch, bevor er dieses Buch da schrieb«, sagte er langsam. »Er schrieb wunderschön, *Signor,* und er war stark und gesund. Stundenlang konnte ich dasitzen und lauschen, wenn er mir seine Gedichte vortrug. Er war ein Träumer, Alessandro; er liebte alles Schöne, und wir beide waren sehr glücklich.

Alles ... bis zu jener schrecklichen Nacht. Dann ist er ... aber nein ... ein Jahr ist nun vergangen. Es ist am besten, wenn man es vergisst.« Er legte die Hand über seine Augen und atmete scharf ein.

»Was ist geschehen?«, fragte ich.

»Geschehen, *Signor?* Das weiß ich wirklich nicht. Es war alles so verwirrend. Er wurde plötzlich krank, ohne Grund krank. Die Farbe des sonnigen Italien, die stets auf seiner Wange lag, verblasste, und er sah bleich und abgezehrt aus. Seine Kraft ließ mit jedem Tag nach. Die Ärzte verschrieben Rezepte, verabreichten ihm Arzneien, doch nichts half. Er wurde immer schwächer, bis ... bis zu jener Nacht.«

Ich sah ihn neugierig an, beeindruckt von seiner Verstörung.

»Und dann ...?«

Seine Hände öffneten und schlössen sich, und Larla schien zu schwanken; seine feuchten Augen öffneten sich fast bis zu den Brauen.

»Und dann ... oh, könnte ich es nur vergessen! Es war entsetzlich. Der arme Alessandro kam schreiend und stöhnend nach Hause. Er war ... er war völlig und rasend verrückt!

Sie brachten ihn in die Irrenanstalt und sagten, er brauche völlige Ruhe, weil er an einer fürchterlichen geistigen Erschütterung leide. Er ... starb drei Wochen später mit dem Kruzifix auf den Lippen.«

Einen Moment lang stand ich schweigend da und blickte hinaus in den fallenden Regen. Dann sagte ich: »Er schrieb dieses Buch, während er in die Anstalt gesperrt war?«

Larla nickte geistesabwesend. »Drei Bücher. Die beiden anderen sind genau wie das, das Sie in Händen halten. Die Einbände fertigte er natürlich, als es ihm noch gut ging. Ursprünglich verfolgte er, so glaube ich, die Absicht, darin die Gedichte Marinis kalligraphisch zu verewigen. Er war sehr geschickt in diesen Dingen. Doch die Irrwege seines Geistes, die nun die Seiten füllen, habe ich nie gelesen. Ich habe auch nicht die Absicht, es zu tun. Ich möchte ihn in Erinnerung behalten, wie er glücklich war. Dieses Buch ist versehentlich in dieses Regal gelangt. Ich werde es zu seinen anderen Dingen legen.«

Mein Verlangen, die wenigen in Samt gebundenen Seiten zu lesen, steigerte sich um ein Tausendfaches, als ich erfuhr, dass sie nicht zu

erstehen waren. Ich habe schon immer Interesse an abnormalen Geisteszuständen gehegt und eine Reihe von Büchern zu diesem Thema gelesen. Hier war das Werk eines Mannes, den man in eine Irrenanstalt gesperrt hatte. Hier war das ungekürzte Schriftstück eines gebildeten Geistes, der dem Wahnsinn anheim gefallen war. Und wenn meine Eingebung mich nicht trog, so lag darin ein Fingerzeig auf ein tiefes Geheimnis. Ich hatte mich entschieden. Ich musste es haben.

Ich wandte mich an Larla und wählte meine Worte mit Sorgfalt aus.

»Ich verstehe Ihren Wunsch, das Buch zu behalten, sehr gut«, sagte ich, »und da Sie einen Verkauf ablehnen, dürfte ich Sie darum bitten, es mir für nur eine Nacht auszuleihen? Wenn ich Ihnen verspreche, es morgen früh zurückzubringen ...?«

Der Italiener zögerte. Er spielte unentschlossen mit einer schweren goldenen Uhrkette herum.

»Nein, es tut mir Leid ...«

»Zehn Dollar, und morgen haben Sie es ohne Schaden zurück.« Larla betrachtete seine Schuhe.

»Nun gut, *Signor,* ich werde Ihnen vertrauen. Aber ich bitte Sie, es mir auch ganz gewiss zurückzubringen.«

In dieser Nacht schlug ich das Buch in der Stille meiner Wohnung auf. Sogleich wurde meine Aufmerksamkeit von den drei Zeilen angezogen, die in weiblicher Handschrift über die Rückseite des Buchdeckels gekritzelt waren, Zeilen in einer verblassten roten Lösung, die mehr wie Blut denn wie Tinte aussah. Sie besagten: *Offenbarungen, die vernichten sollten und ohne Pfahl doch nur binden. Lies, Du Narr, und beschreite mein Feld, denn wir sind an den Fleck gekettet. Oh, Schmach über dich, Larla.*

Ich sinnierte einige Zeit über diese unverständlichen Sätze, ohne ihre Bedeutung zu entschlüsseln. Endlich wandte ich mich der ersten Seite zu und begann die Lektüre des letzten Werkes von Alessandro Larla, der sonderbarsten Geschichte, auf die ich in all meinen Jahren des Stöberns in alten Büchern gestoßen bin.

Am Abend des fünfzehnten Oktobers lenkte ich meine Schritte in die Kälte und ging bis zur Erschöpfung. Das Brüllen der Gegenwart war entfernt, als ich auf sechsundzwanzig Blaumeisen stieß, die stumm die Ruinen betrachteten. Als ich durch ihre Mitte schritt, wanderte ich an den Skelettbäumen vorüber und ließ mich nieder, wo ich den glotzenden Fisch beobachten konnte. Ein Kind verrichtete seine Andacht. Glas warf

den Mond auf mich. Das Gras sang eine Litanei zu meinen Füßen. Und die spitzen Schatten zogen langsam zur Linken.

Ich ging den silbernen Kiesweg entlang, bis ich auf fünf Einhörner stieß, die am Wasser der Vergangenheit entlanggaloppierten. Dort fand ich eine Perle, eine prächtige Perle, eine wunderschöne, aber schwarze Perle. Wie eine Blume trug sie einen reichen Duft, und einmal hielt ich diesen Duft nur für eine Maske, doch weshalb sollte eine solch vollkommene Schöpfung eine Maske benötigen?

Ich saß inmitten des glotzenden Fischs und der fünf galoppierenden Einhörner, und ich verliebte mich wahnsinnig in die Perle. Die Vergangenheit verlor sich im Trüben, und...«

Ich legte das Buch nieder und sah den Rauchkringeln meiner Pfeife zu, wie sie zur Decke wirbelten. Da stand noch viel mehr, doch ich vermochte keinen Sinn darin zu erkennen. Alles war in diesem merkwürdigen Stil geschrieben und völlig unverständlich. Und doch schien die Geschichte mehr zu sein als bloß die Fantasterei eines Verrückten. Hinter allem schien eine in Sinnbilder gehüllte Erzählung zu liegen.

Etwas an den wenigen Sätzen hatte sogleich eine Depression über mich geworfen. Die vagen Zeilen lasteten auf meinem Geist, und ich spürte, das mich allmählich ein tiefes Unbehagen ergriff.

Die Luft im Raum wurde schwer und knapp. Die offenen Fensterflügel und die Außenwelt schienen mich zu rufen. Ich ging ans Fenster, schob den Vorhang beiseite, stand da und rauchte heftig. Ich sollte sagen, dass regelmäßige Angewohnheiten seit langem schon Teil meines Wesens sind, doch ich benötige keine nächtlichen Spaziergänge oder späten Wanderungen, bevor ich zu Bett gehe; aber nun, mit den Seiten des Buches noch frisch in meinem Geist, verspürte ich merkwürdigerweise den Drang, meine Wohnung zu verlassen und durch die finsteren Straßen zu gehen.

Ich schritt nervös im Zimmer auf und ab. Die Uhr auf dem Kaminsims warf ihr Ticken langsam in die Stille. Und schließlich legte ich meine Pfeife auf den Tisch, griff nach Hut und Mantel und ging zur Tür.

So lächerlich es auch klingen mag, sobald ich mich auf der Straße befand, steigerte der Drang sich zu einer eindeutigen Anziehung. Ich spürte, dass ich unter keinen Umständen einen anderen Weg als nordwärts einschlagen durfte, und obschon dieser Weg in einen mir gänzlich unbekannten Bezirk führte, schritt ich einen Moment später drauflos, folgte ausgewählten Straßen und bewegte mich auf den Rand der Stadt zu, ohne den Grund dafür zu wissen.

Es war eine von strahlendem Mondlicht erhellte Nacht im September. Der Sommer war verstrichen, und in der Luft lag bereits der Geruch erfrierender Vegetation. Die großen Glocken des Kapitolturmes schlugen Mitternacht, und die Geschäftsgebäude und die Privathäuser lagen dunkel und still, als ich an ihnen vorüberging.

Wie sehr ich auch versuchte, das sonderbare Buch aus meinem Gedächtnis zu streichen, das ich gerade gelesen hatte; das Rätsel seiner Seiten stürmte auf mich ein und erregte meine Neugierde.

Fünf Einhörner und eine Perle!

Was sollte das alles bedeuten?

Mehr und mehr wurde mir beim Gehen bewusst, dass eine andere Kraft als mein eigener Wille meine Schritte lenkte. Doch als ich einen Augenblick innehielt, überkam mich diese Anziehungskraft so unerbittlich wie das Verlangen nach Rauschgift.

Weit draußen auf der Easterly Street stieß ich auf einen hohen Steinwall, der den Gehsteig flankierte. Über die ornamentgeschmückte Mauerkrone konnte ich den Schatten eines dunklen Gebäudes sehen, das weit zurück auf dem Grundstück stand. Ein schmiedeeisernes Tor in der Mauer stand offen und gab den Blick auf verwilderte Verlassenheit und Vernachlässigung frei. Getaucht ins Licht des Mondes lag ein alter Hof, bestreut mit Brunnen, Steinbänken und Standbildern, überwuchert von geil wachsenden Ranken und Gestrüpp. Die Fenster des Gebäudes – bei dem es sich allem Anschein nach um eine private Wohnstatt handelte –, waren mit Brettern zugenagelt, alle bis auf das eines kleinen Turmes oder Kuppeldaches, der sich vorn zu einer Spitze erhob. Und hier brach das Glas das blaugraue Licht und warf es hinab in die Schatten.

Vor diesem Tor blieben meine Füße stehen, als seien sie tot. Die psychische Macht, die mich geführt hatte, war nun zur Wirklichkeit geworden. Sie strahlte geradewegs von diesem Hof aus, zog mich zu sich heran, mit einer Heftigkeit, die jedes Zögern erstickte.

Merkwürdigerweise war das Tor nicht abgesperrt; und wie ein Mann in Trance stieß ich die knirschenden Flügel auf und trat ein, bahnte mir meinen Weg über einen überwachsenen Pfad zu einer der steinernen Bänke. Mir schien, dass die fernen Laute der Stadt erstarben, sobald ich im Hof stand, und die hohle Stille wurde nur vom Wind gebrochen, der im hohen, toten Gestrüpp raschelte. Das vor mir aufragende Gebäude mit seinen Seitenflügeln, den Kuppeln und der finsteren Fassade glich auf sonderbare Weise einem kolossalen Hund, gekauert und zum Sprung bereit.

Ich sah mehrere Brunnen, verwittert und mit seltsamen Gestalten geschmückt, denen ich bislang nur oberflächliche Aufmerksamkeit

gewidmet hatte. Weiter den Weg entlang, halb vom Gestrüpp verborgen, befand sich die lebensgroße Statue eines kleinen Kindes, das in Gebetshaltung kniete. Die Verwitterung hatte das Antlitz aus weichem Gestein entstellt, und im Zwielicht boten die gemeißelten Gesichtszüge einen sonderbar grotesken und abstoßenden Ausdruck dar.

Wie lange ich dort in der Stille saß, weiß ich nicht. Die Umgebung im Mondlicht verschmolz auf harmonische Weise mit meiner Stimmung. Doch mehr als das, ich schien körperlich nicht dazu in der Lage, mich zu erheben und weiterzugehen.

So unvermittelt, dass ich wie vom Blitz getroffen aufsprang, wurde mir die Bedeutung der Gegenstände um mich herum bewusst. Reglos stand ich da und ließ meinen Blick ungestüm von Fleck zu Fleck hasten ...

Ich weigerte mich zu glauben ... Gewiss träumte ich ... Im Namen von allem, das ungewöhnlich war, dies ... dies konnte unter keinen Umständen sein. Und doch ...

Es war der Brunnen zu meiner Seite, der zuerst meine Aufmerksamkeit gefangen hatte. Über dem oberen Rand des Wasserbeckens *standen fünf steinerne Einhörner,* alle auf gleiche Weise gemeißelt, die einander in galoppierender Prozession zu folgen schienen.

Als ich mich weiter umsah, von einer wie wahnsinnig anbrandenden Erinnerung gedrängt, sah ich, dass die Kuppel, die sich hoch über dem Hause erhob, die Strahlen des Mondes verfinsterte und einen *langen, spitzen Schatten* über den Boden *zu meiner Linken* warf. Der andere Brunnen, der etwas entfernt lag, war geschmückt mit der Figur eines steinernen Fisches – eines *Fisches,* dessen leere Augenhöhlen geradewegs in meine Richtung *glotzten.* Und der Höhepunkt von allem – die Mauer! Im Abstand von je einem Meter befanden sich auf der Mauerkrone krude gemeißelte Steinumrisse von Vögeln. Und als ich sie zählte, erkannte ich, dass es sich bei *diesen Vögeln um sechsundzwanzig Blaumeisen handelte.*

Ohne Zweifel – so verwirrend und unmöglich das auch schien – befand ich mich in derselben Umgebung, die Larla in seinem Buch beschrieben hatte! Es war eine erschütternde Offenbarung, und meine Gedanken wirbelten umher. Wie seltsam, wie sonderbar, dass ich durch etwas in einen Teil der Stadt gezogen worden war, den ich nie zuvor aufgesucht hatte, und mich inmitten einer Erzählung wiederfand, die jemand schon vor einem Jahr niedergeschrieben hatte!

Ich verstand nun, dass Alessandro Larla, als Insasse einer Einrichtung für Geisteskranke, in seinem Text isolierte Details erfasst, dabei aber versäumt hatte, diese auch zu erläutern. Hier lag das Problem für den Psychologen: die verrückte, symbolische, unglaubliche Geschichte des

toten Italieners zu entwirren. Ich war verstört und suchte nach einer Antwort.

Wie zur Linderung meiner Erregung stahl sich da ein schwacher Parfumduft in den Hof. Auf angenehme Weise berührte er meine Nase und schien sich mit dem Mondschein zu vermischen. Ich atmete tief ein, während ich am Brunnen stand. Doch allmählich wurde der Geruch deutlicher, stärker, ein widerlich süßer Geruch, der meine Lungen langsam wie Rauch hinabkroch. Heliotrop! Das honigsüße Aroma legte sich über den Garten, erfüllte die Luft.

Und dann kam die zweite Überraschung des Abends. Als ich mich umblickte, um die Quelle des Geruchs zu entdecken, sah ich, mir gegenüber auf einer der anderen Steinbänke sitzend, eine Frau. Sie war ganz in Schwarz gekleidet, und ihr Gesicht war unter einem Schleier verborgen. Sie schien sich meiner Anwesenheit nicht bewusst zu sein. Ihr Kopf war leicht geneigt, und ihre gesamte Haltung ließ auf eine Person in tiefer Versunkenheit schließen.

Ich bemerkte auch das Tier, das zu ihrer Seite kauerte. Es war ein Hund, ein gewaltiges Biest mit einem sonderbar unproportionierten Kopf und Augen so groß wie Suppenlöffel. Mehrere Augenblicke lang starrte ich die beiden an. Obgleich die Luft recht kühl war, trug die Frau keinen Mantel, nur das schwarze Kleid, das einzig von der Weiße ihres Halses aufgelockert wurde.

Mit einem Seufzer des Bedauerns darüber, dass meine wohlige Einsamkeit so gestört wurde, schritt ich über den Hof, bis ich an ihrer Seite stand. Sie schien meine Anwesenheit noch immer nicht zu bemerken, und ich räusperte mich und sagte zögernd: »Ich nehme an, Sie sind die Besitzerin hier. Ich ... ich wusste wirklich nicht, dass der Ort bewohnt ist, und das Tor ... nun, das Tor war nicht verschlossen. Es tut mir Leid, dass ich unbefugt hier eingetreten bin.«

Sie gab darauf keine Antwort, und der Hund blickte mich bloß schweigend an. Keine anmutigen Worte höflichen Abschieds kamen über meine Lippen, und ich bewegte mich zögerlich auf das Tor zu.

»Bitte gehen Sie nicht«, sagte sie plötzlich und sah auf. »Ich bin einsam. Oh, wüssten Sie nur, wie einsam ich bin!«

Sie rutschte zur Seite und wies mir, neben ihr auf der Bank Platz zu nehmen. Der Hund betrachtete mich weiterhin mit seinen großen Augen.

Ob es an der Nähe jenes Geruchs von Heliotrop lag, an der Unvermitteltheit des Geschehens oder vielleicht am Mondlicht, weiß ich nicht, doch bei ihren Worten durchfuhr mich ein Schauer der Wonne, und ich nahm ihre Einladung an.

Es folgte ein Moment des Schweigens, während ich nach etwas suchte, um eine Unterhaltung anzufangen.

Schlagartig wandte sie sich dem Tier zu und sagte auf Deutsch: *»Fort mit dir, Johann!«*

Der Hund erhob sich gehorsam und schlich langsam davon in den Schatten. Ich sah ihm einen Moment dabei zu, bis er in Richtung des Hauses verschwand. Dann sprach die Frau zu mir in einem Englisch, das leicht gestelzt klang und einen Akzent aufwies: »Es ist eine Ewigkeit her, seit ich mit jemandem gesprochen habe ... Wir sind Fremde. Ich kenne Sie nicht, und Sie kennen mich nicht. Doch ... zuweilen finden Fremde beim anderen ein Band gemeinsamen Interesses. Gesetzt den Fall... gesetzt den Fall, wir vergessen Sitten und Förmlichkeiten? Sollen wir?«

Aus irgendeinem Grunde fühlte ich meinen Puls rascher schlagen, als sie das sagte. »Ich bitte darum«, antwortete ich. »Ein Ort wie dieser ist genügend Vorstellung. Sagen Sie, leben Sie hier?«

Sie erwiderte erst nichts, und ich fürchtete schon, ihren Vorschlag zu rasch angenommen zu haben. Dann fing sie langsam an: »Mein Name ist Perle von Mauren, und ich bin wahrhaft eine Fremde in Ihrem Land, obwohl ich schon seit über einem Jahr hier lebe. Meine Heimat liegt in Österreich in der Nähe dessen, was nun die Grenze zur Tschechoslowakei ist. Wissen Sie, ich bin in die Vereinigten Staaten gekommen, um meinen einzigen Bruder zu finden. Im Krieg war er Leutnant unter General Mackensen, aber 1916, ich glaube im April, wurde er ... wurde er als vermisst gemeldet.

Der Krieg ist etwas Grausames. Er nahm uns unser Geld; er nahm uns unser Schloss an der Donau, und dann – meinen Bruder. Die folgenden Jahre waren schrecklich. Wir lebten in beständigen Zweifeln, hofften entgegen jeder Vernunft, dass er noch am Leben sei.

Dann nach dem Waffenstillstand behauptete ein Offizierskamerad, gemeinsam mit ihm in einem französischen Kriegsgefangenenlager nahe Monpré in einem Kommando zum Ausheben von Gräbern gedient zu haben. Und später kam das Gerücht auf, er sei in den Vereinigten Staaten. Ich klaubte so viel Geld wie möglich zusammen und kam her, um ihn zu suchen.«

Ihre Stimme schwand dahin, und sie saß schweigend da und starrte ins braune Gestrüpp. Als sie fortfuhr, war ihre Stimme leise und zitternd: »Ich ... fand ihn ... aber ich wünschte bei Gott, ich hätte ihn nicht gefunden! Er ... er war nicht mehr lebendig.«

Ich starrte sie an. »Tot?«

Der Schleier bebte, als habe ein Schaudern ihn bewegt, als hätten ihre Gedanken ein grausiges Geschehnis der Vergangenheit enthoben. Ohne meines Einwurfs zu achten, fuhr sie fort: »Heute Nacht kam ich her – warum weiß ich nicht –, bloß weil das Tor nicht verschlossen war und es hier einen Ort der Stille gibt. Habe ich Sie mit meinen Bekenntnissen und meiner persönlichen Geschichte gelangweilt?«

»Ganz und gar nicht«, entgegnete ich. »Ich kam selbst durch Zufall hierher. Wahrscheinlich zog mich die Schönheit des Ortes an. Ich dilettiere zuweilen als Amateurfotograf und reagiere stark auf ungewöhnliche Umgebungen. Heute Nacht unternahm ich einen Spaziergang, um meinen Geist von den schlimmen Auswirkungen eines Buches zu erleichtern, in dem ich las.«

Sie gab darauf eine sonderbare Antwort, eine Antwort, die unserem bisherigen Gedankengang nicht entsprach und einen Einschub darzustellen schien, der ihr unwillkürlich entschlüpft war.

»Bücher«, sagte sie, »sind mächtige Dinge. Sie können einen stärker fesseln als die Mauern eines Gefängnisses.«

Sie sah meinen verwirrten Blick bei dieser Bemerkung und fügte eilig hinzu: »Es ist sonderbar, dass wir uns hier begegnen.«

Einen Moment lang gab ich keine Antwort. Ich dachte an ihr Heliotropparfum, das für eine dem Anschein nach sehr kultivierte Frau in viel zu großer Menge aufgetragen war, um auf guten Geschmack hinzudeuten. Es drängte sich mir der Eindruck auf, dass das Parfüm ein Geheimnis zu verhüllen hatte, dass ich etwas finden würde, wäre es nicht da ... doch was?

Die Stunden zogen dahin, und noch immer saßen wir da und sprachen und genossen die Gesellschaft des anderen. Sie lüftete ihren Schleier nicht, und obschon in mir das Verlangen brannte, ihre Gesichtszüge zu sehen, wagte ich nicht, sie darum zu bitten. Eine merkwürdige Nervosität hatte mich langsam beschlichen. Die Frau war eine charmante Gesprächspartnerin, doch etwas Unbeschreibliches eignete ihr an, das in mir ein deutliches Unbehagen auslöste.

Es geschah, so schätze ich, nur wenige Momente vor den ersten Strahlen der Morgendämmerung. Rückblickend ist es selbst in der Gesellschaft gewöhnlicher Dinge und Gedanken nicht schwierig, die Bedeutsamkeit jener Vision zu erfassen. Doch zu jener Zeit war mein Hirn zu sehr im Wirbel, um begreifen zu können.

Ein dünner Schatten, der sich durch den Garten bewegte, zog meinen Blick erneut in die uns umgebende Nacht. Ich sah über den Giebel des verlassenen Hauses hinaus und sprang wie vom Donner gerührt auf. Einen Moment lang glaubte ich, ein merkwürdiges Wolkengebilde direkt

über mir hinziehen zu sehen, eine schwarze und undurchdringliche Wolke mit zwei schwingengleichen Enden, welche die Form einer ungeheuerlichen fliegenden Fledermaus ergaben.

Ich blinzelte heftig und sah erneut hin. »Diese Wolke! – Diese sonderbare Wolke! ... Haben Sie gesehen ...« Ich hielt inne und starrte sprachlos vor mich hin.

Die Bank neben mir war leer. Die Frau war verschwunden.

Am nächsten Tag ging ich meinen beruflichen Verpflichtungen in der Anwaltskanzlei nur mit halbem Interesse nach, und mein Geschäftspartner sah mich einige Male mit merkwürdigem Blick an, als er mich dabei erwischte, etwas vor mich hinzumurmeln. Die Vorfälle des letzten Abends jagten durch meine Gedanken. Nicht zu beantwortende Fragen stürmten auf mich ein. Dass ich auf eben jene Details gestoßen war, welche der irre Larla in seinem sonderbaren Buch beschrieben hatte: der glotzende Fisch, das betende Kind, die sechsundzwanzig Blaumeisen, der spitze Schatten des Kuppeldachs – es war unerklärlich; es war unheimlich.

»Fünf Einhörner und eine Perle.« Die Einhörner waren die steinernen Standbilder, die den alten Brunnen zierten, ja – aber die Perle? Ich erschrak, als mir plötzlich der Name der Frau in Schwarz wieder einfiel: *Perle* von Mauren. Was sollte das alles bedeuten?

Das Abendessen hatte an diesem Tag wenig Reiz für mich. Zuvor war ich zu dem Antiquitätenhändler gegangen und hatte ihn darum angefleht, mir die Fortsetzung, den zweiten Band seines Bruders Alessandro, auszulernen. Als er ablehnte, weil ich das erste Buch noch immer nicht zurückgebracht hatte, gingen plötzlich die Nerven mit mir durch. Ich fühlte mich wie ein Rauschgiftsüchtiger, der vor der Erkenntnis steht, dass er sich die begehrte Droge nicht zu beschaffen vermag. Voller Verzweiflung und ohne indes den Grund dafür wirklich zu kennen, bot ich dem Mann mehr und mehr Geld an, bis meine Überredungskünste und meine Brieftasche Erfolg zeitigten und ich endlich mit dem Buch in der Tasche fort konnte.

Der zweite Band war vom Äußerlichen her mit seinem Vorgänger identisch, allein er trug keinen Titel. Doch wenn ich weitere Enthüllungen in Sinnbildern erwartet hatte, so war ich dazu verflucht, enttäuscht zu werden. So vage *Fünf Einhörner und eine Perle* gewesen sein mochte, der Text der Fortsetzung war weitaus abschweifender und stellte offenkundig nur das Gefasel eines wirren Geistes dar. Indem ich die Sätze genau betrachtete, konnte ich ihnen entnehmen, dass Alessandro Larla einen zweiten Ausflug in den Hof der

sechsundzwanzig Blaumeisen unternommen hatte und dort wieder seiner ›Perle‹ begegnet war.

Es gab einen Absatz gegen Schluss, der mich verwirrte. Er besagte:

»Kann es wirklich sein? Ich bete darum, dass es nicht so ist. Und doch habe ich es gesehen und es knurren gehört. Oh, das widerwärtige Geschöpf! Ich werde nicht, ich werde nicht daran glauben.«

Ich schloss das Buch und versuchte, mich dadurch abzulenken, indem ich die Linsen meiner neuesten tragbaren Kamera polierte. Doch wie zuvor ergriff mich der gleiche Drang, das gleiche Verlangen, den Garten aufzusuchen. Ich bekenne, die dazwischenliegenden Stunden gezählt zu haben, bis ich der Frau in Schwarz wieder begegnen würde; denn ungeachtet ihres abrupten Abgangs zuvor hegte ich merkwürdigerweise keinen Zweifel daran, dass sie dort auf mich wartete. Ich wollte, dass sie ihren Schleier lüftete. Ich wollte mit ihr sprechen. Ich wollte mich erneut in die Erzählung aus Larlas Buch werfen.

Dennoch schien mir die ganze Sache widersinnig, und ich bekämpfte das Gefühl mit jeder Faser meiner Willenskraft, die mir zur Verfügung stand. Dann kam mir plötzlich der Gedanke, welch bemerkenswertes Bild sie abgäbe, auf der Steinbank sitzend, in Schwarz gekleidet, mit dem klassischen Hintergrund des alten Hofes. Könnte ich die Szene nur auf einer fotografischen Platte festhalten ...

Ich hielt mit dem Polieren inne und sann einen Augenblick nach. Mit einem neuen elektrischen Blitzlicht, jener griffigen Erfindung, die das alte, schmutzige Blitzpulver ersetzt hatte, könnte ich den Garten erleuchten und das Bild mit Leichtigkeit aufnehmen. Und sollte das Ergebnis sich als zufriedenstellend erweisen, so wäre es ein würdiger Beitrag zum Internationalen Kamerawettbewerb, der nächsten Monat in Genf stattfand.

Der Gedanke gefiel mir, und nachdem ich die notwendige Ausrüstung eingesammelt hatte, warf ich mir einen Ulstermantel über – denn es war eine nasse, kühle Nacht – verließ meine Wohnung und lenkte meine Schritte gen Norden. Wahnsinniger, blinder Tor, der ich war! Wäre ich nur auf der Stelle stehen geblieben, hätte ich das Buch dem Antiquitätenhändler zurückgebracht und den Vorfall beendet! Doch die seltsame, magnetische Anziehungskraft hatte mich voll erfasst, und ich eilte kopfüber ins Entsetzen.

Ein Regensturz trommelte auf das Pflaster, und die Straßen waren menschenleer. Gegen Osten glühte die schwere Wolkendecke jedoch in einem sanften Strahlen, wo der Mond sie zu durchbrechen versuchte, und ein kräftiger Wind von Süden versprach, den Himmel binnen kurzem aufzureißen. Mit aufgestelltem Kragen betrat ich erneut den älteren Teil

der Stadt und ging die vergessene Easterly Street entlang. Ich fand das Tor zum Grundstück wieder unverschlossen vor, den Garten tropfnass und in Schatten gehüllt.

Die Frau war nicht da. Es war noch früh, und ich zweifelte keinen Moment lang daran, dass sie später erscheinen würde. Von Begeisterung für mein Vorhaben erfasst, platzierte ich die Kamera vorsichtig auf den Steinbrunnen und richtete die Linse so gut ich konnte auf die Bank, auf welcher wir am Vorabend gesessen hatten. Das Blitzlicht mit dem Auslöser legte ich in meine Reichweite.

Gerade war ich mit meinen Vorbereitungen fertig, als das Knirschen von Kies auf dem Gehweg mich zum Umdrehen veranlasste. Sie näherte sich der Steinbank, tief verschleiert wie zuvor und in dasselbe rauschende schwarze Kleid gehüllt.

»Sie sind wiedergekehrt«, sagte sie, als ich mich neben sie setzte.

»Ja. Ich konnte nicht fortbleiben.«

Unsere Unterhaltung drehte sich in dieser Nacht mehr und mehr um ihren toten Bruder, obgleich ich mehrere Male glaubte, dass die Frau das Thema zu vermeiden suchte. Er war, so erweckte es den Anschein, das schwarze Schaf der Familie gewesen, hatte ein mehr oder weniger zügelloses Leben geführt und war der Wiener Universität verwiesen worden, nicht nur wegen seines Mangels an Achtung vor den Professoren der verschiedenen Disziplinen, sondern auch wegen seiner sonderbar unorthodoxen Referate im Bereich der Philosophie. Seine Leiden im Kriegsgefangenenlager mussten groß gewesen sein. Mit grausiger Wonne verweilte sie bei seinen schrecklichen Erlebnissen im Kommando zum Ausheben von Gräbern, die ihr von seinem Kameraden berichtet worden waren. Doch von der Weise, in der er seinem Tod begegnet war, sagte sie kein Wort.

Stärker als in der Nacht zuvor war der süße Geruch des Heliotrop. Und wieder begleitete den Dunst, der Ekel erregend meine Lungen hinabkroch, jenes nervöse Gefühl, jenen Eindruck, dass das Parfüm etwas verbarg, wovon ich wissen sollte. Das Verlangen, unter den Schleier zu blicken, machte mich zu diesem Zeitpunkt schon rasend, indes mangelte es mir an der Kühnheit, sie darum zu bitten, sich zu entschleiern.

Um Mitternacht klärte der Himmel sich auf, und der Mond strahlte in prachtvollem Kontrast hoch oben. Der Augenblick für mein Foto war gekommen.

»Bleiben Sie hier sitzen«, sagte ich. »Ich bin sofort zurück.«

Ich schritt zum Brunnen und griff nach dem Blitzlicht, hielt es einen Moment lang über meinen Kopf und legte meinen Finger auf den

Belichtungshebel der Kamera. Die Frau blieb reglos auf der Bank sitzen, offenkundig verwirrt über meine Bewegungen. Der Abstand war perfekt. Ein Klick, und ein blendend weißes Licht umhüllte den Hof um uns. Eine kurze Sekunde lang sah ich ihren Umriss vor der alten Mauer. Dann kehrte das blaue Mondlicht zurück, und ich lächelte zufrieden.

»Das müsste ein wunderschönes Bild werden«, sagte ich.

Sie sprang auf.

»Narr!«, schrie sie mit heiserer Stimme. »Dummer Narr! Was haben Sie getan?«

Wenngleich der Schleier ihr Gesicht verbarg, gewann ich sofort den Eindruck, dass ihre Augen auf mir brannten, glühend vor Hass. Ich blickte sie erstaunt an, wie sie da aufrecht stand, den Kopf zurückgeworfen, der Leib offensichtlich angespannt wie Draht, und langsam kroch mir ein Schaudern über den Rücken.

Ohne Vorwarnung raffte sie ihren Rock zusammen und rannte über den Pfad, der zum verlassenen Haus führte. Einen Augenblick später war sie schon irgendwo im Schatten der gewaltigen Büsche verschwunden.

Ich stand da am Brunnen und starrte ihr wie benommen nach. Plötzlich ertönte fern im Schatten der Hausfassade ein leises, tierisches Knurren.

Und dann, ehe ich mich bewegen konnte, kam ein riesiger grauer Umriss durchs hohe Unkraut in großen Sprüngen auf mich zugeschossen. Es war der Hund der Frau, den ich am vorigen Abend bei ihr gesehen hatte. Doch das hier war kein passives und stilles Tier mehr. Er war rasend, teuflische Wut glomm in seinen Augen, und von den Kiefern tropfte der Geifer. Selbst in diesem Moment des Entsetzens, als ich wie gefroren davor stand, brannte sich der Anblick jener weißen Nüstern und schwarzen kristallenen Augen in meinem Geist ein, um nie wieder vergessen zu werden.

Dann sprang es auf mich los. Ich hatte gerade noch Zeit, das Blitzlicht zum Schutz hochzuhalten und mein Gewicht zur Seite zu werfen. Mein Arm schnellte beim Aufprall zurück. Die Glühbirne zerbarst, und ich konnte die Zähne am Griff spüren. Ich fiel rückwärts hin, ein Schrei kam über meine Lippen, ein schreckliches Gewicht lastete auf meinem Körper.

Ich schlug panisch um mich, schlug mit den Fäusten auf dieses knurrende Gesicht ein. Meine Finger tasteten blind nach der Kehle, versanken tief im behaarten Fleisch. Ich konnte fühlen, wie sein Atem sich nun mit dem meinen mischte, aber voller Verzweiflung kämpfte ich weiter.

Der Druck meiner Hände wirkte. Der Hund röchelte und fiel zurück. Und ich nutzte den Augenblick und kämpfte mich auf die Beine, sprang

vorwärts und versetzte der Bestie einen fürchterlichen Tritt in den Rumpf.

»Fort mit dir, Johann!«, schrie ich, als mir der deutsche Befehl der Frau wieder einfiel.

Er sprang zurück und starrte mich mit gefletschten Zähnen einen Moment lang reglos an. Dann drehte er sich schlagartig um und schlich durch das Unkraut davon.

Schwach und zitternd riss ich mich zusammen, nahm meine Kamera und ging durch das Tor auf den Heimweg.

Drei Tage verstrichen. Jene endlosen Stunden verbrachte ich im Gefängnis meiner Wohnung und erduldete die Qualen der Verdammten.

Am Tag nach der Nacht des schrecklichen Erlebnisses mit dem Hund bemerkte ich, dass ich nicht in der Lage war, zur Arbeit zu gehen. Ich trank zwei Tassen starken, schwarzen Kaffees und zwang mich dann dazu, still auf einem Sessel zu sitzen und darauf zu hoffen, dass meine Nerven sich beruhigten. Doch der Anblick der Kamera dort auf dem Tisch rief mich zum Handeln auf. Fünf Minuten später war ich in der Dunkelkammer, die ich mir als Atelier eingerichtet hatte, und entwickelte das Bild, das ich in der Nacht zuvor geschossen hatte. Ich arbeitete fieberhaft, vorangetrieben von dem Gedanken, welch ein ungewöhnlicher Beitrag zum Amateurwettbewerb nächsten Monat in Genf es darstellen würde, wäre das Ergebnis erfolgreich.

Ein Ruf entwandt sich meinen Lippen, als ich den noch feuchten Abzug anstarrte. Darauf war der alte Garten mit den Büschen, der Kinderstatue, dem Brunnen und der Mauer im Hintergrund klar und deutlich zu sehen, aber die Bank - die Steinbank war leer. Es gab keine Spur, nicht einmal eine verschwommene, von der Frau in Schwarz.

Ich zog das Negativ durch eine gesättigte Lösung von Quecksilberchlorid in Wasser und behandelte es dann mit Eisenoxalat. Doch selbst nach diesem Verstärkungsprozess war der zweite Abzug wie der erste, gestochen scharf in jedem Detail, die Bank stand deutlich sichtbar im Vordergrund, doch von der Frau fehlte jede Spur.

Sie war klar im Bild gewesen, als ich den Auslöser betätigt hatte. Dessen war ich mir sicher. Und meine Kamera war in perfektem Zustand. Was war dann schiefgegangen? Erst als ich mir den Abzug im Tageslicht genau betrachtet hatte, wollte ich meinen Augen glauben. Keine Erklärung bot sich dafür an, überhaupt keine; und schließlich kehrte ich verwirrt in mein Bett zurück und fiel in tiefen Schlaf.

Ich verschlief den ganzen Tag. Stunden später erwachte ich aus einem unklaren Albtraum und fand nicht die Kraft, mich zu erheben. Eine

große körperliche Schwäche hatte mich überwältigt. Meine Arme, meine Beine lagen da wie tote Dinge. Mein Herz schlug schwach. Alles war still, so leise, dass die Uhr auf meinem Schreibtisch jede verstreichende Sekunde laut und deutlich wegtickte. Der Vorhang bauschte sich in der nächtlichen Brise, obschon ich mir sicher war, das Fenster geschlossen zu haben, als ich das Zimmer betreten hatte.

Und dann warf ich plötzlich den Kopf zurück und schrie! Denn langsam, langsam kroch in meine Lungen jener abscheuliche Geruch von Heliotrop!

Der Morgen kam, und ich entdeckte, dass nicht alles ein Traum gewesen war. In meinem Kopf tönte ein Klingeln, meine Hände zitterten, und ich war so schwach, dass ich kaum zu stehen vermochte. Der Arzt, den ich herbeirief, blickte ernst, als er meinen Pulsschlag fühlte.

»Sie stehen am Rande eines völligen Zusammenbruchs«, sagte er. »Falls Sie sich nicht eine Weile erholen, kann es sich dauerhaft auf Ihren Geist auswirken. Nehmen Sie die Dinge eine Zeit lang leichter. Und wenn Sie erlauben, werde ich diese beiden kleinen Schnitte an Ihrem Hals ausbrennen. Es sind ziemlich offene Wunden. Was ist ihre Ursache?«

Ich legte die Finger an meinen Hals, und als ich sie wieder entfernte, waren sie mit meinem Blut befleckt.

»Ich ... ich weiß nicht«, stotterte ich.

Er beschäftigte sich mit seinen Arzneien und nahm wenige Minuten später seinen Hut.

»Ich rate Ihnen, wenigstens eine Woche lang das Bett zu hüten«, sagte er. »Danach werde ich Sie gründlich untersuchen und prüfen, ob es Anzeichen für Anämie gibt.« Doch als er aus der Tür ging, glaubte ich, auf seinem Gesicht einen verwirrten Ausdruck zu sehen.

Die darauf folgenden Stunden gestatteten meinen Gedanken, erneut Kapriolen zu schlagen. Ich gelobte, alles zu vergessen, wieder zur Arbeit zu gehen und nie wieder die Bücher aufzuschlagen. Doch ich wusste, dass ich das nicht konnte. Die Frau in Schwarz beherrschte meine Gedanken, und jede Minute, die ich ihr fern war, wurde zur Qual. Aber mehr noch: Wenn es schon einen ausgeprägten Drang gegeben hatte, meine Lektüre des zweiten Buches fortzusetzen, so wuchs sich das Verlangen, das dritte Buch zu sehen, das letzte der Trilogie, langsam zu einer Besessenheit aus.

Schließlich konnte ich es nicht länger ertragen, und am Morgen des dritten Tages nahm ich ein Taxi zum Antiquitätenladen und versuchte Larla zu überreden, mir den dritten Band mit den Aufzeichnungen seines Bruders zu geben. Doch der Italiener blieb hart. Ich hatte bereits zwei

Bücher genommen, die ich nicht zurückgebracht hatte. Wenn ich das nicht tat, würde er mir nicht zuhören. Umsonst versuchte ich zu erklären, dass eines ohne das andere wertlos sei und dass ich die gesamte Erzählung als Einheit lesen wollte. Er zuckte nur mit den Achseln.

Kalter Schweiß trat mir auf die Stirn, als ich hörte, wie mein Begehren abgewiesen wurde. Ich feilschte. Ich bettelte. Doch alles vergebens.

Als Larla schließlich in die andere Richtung blickte, ergriff ich das dritte Buch, das ich auf dem Regal liegen sah, steckte es in die Tasche und ging schuldbewusst hinaus. Ich entschuldige mich nicht für meine Tat. Im Lichte dessen, was später geschehen sollte, mag man sie als eingeflüsterte Versuchung betrachten, denn mein Wille war zu jener Zeit gefesselt und überlagert von jener sonderbaren Lockung.

Zurück in meiner Wohnung ließ ich mich in einen Sessel fallen und nahm eilig das samtene Buch heraus. Hier waren die letzten Aufzeichnungen über jene seltsame Reihe von Geschehnissen, die während der letzten fünf Tage so vollständig Teil meines Lebens geworden waren. Larlas dritter Band. Würde auf diesen Seiten alles erklärt werden? Wenn ja, welches Geheimnis würde dadurch offenbart?

Beim Licht einer Leselampe, das voll über meine Schulter strahlte, schlug ich das Buch auf, blätterte es langsam durch, bestaunte erneut die ausgezeichnete Handschrift. Es schien mir dann, als ich da saß, dass eine fast greifbare Wolke der Stille sich über mich legte und die entfernten Geräusche der Straße dämpfte. Etwas Unerklärliches schien mir die weitere Lektüre zu untersagen. Die Neugierde, jener sonderbare Drang, hieß mich weiterlesen. Langsam begann ich, die Seiten umzublättern, eine nach der ändern, von vorne bis hinten.

Erneut Sinnbilder. Unklare Wanderungen ohne vernünftige Bedeutung.

Doch plötzlich hielten meine Finger inne! Meine Augen waren auf den letzten Absatz auf der letzten Seite gestoßen, die letzten Aufzeichnungen des Alessandro Larla. Ich las jene gotteslästerlichen Worte, las sie wieder und wieder. Ich verfolgte jedes Wort im Licht der Lampe, langsam, sorgfältig, Buchstabe für Buchstabe. Dann barst in meinem Innern das Entsetzen.

In blutroter Tinte besagten die Zeilen: *»Was soll ich tun? Sie hat mich meines Blutes beraubt und meine Seele verdorben. Meine Perle ist schwarz wie alles Böse. Verflucht sei ihr Bruder, denn er ist es, der sie dazu gemacht hat. Ich bete, dass die Wahrheit auf diesen Seiten sie auf ewig zerstören wird.*

Der Himmel stehe mir bei, Perle von Mauren und ihr Bruder Johann sind Vampire!«

Ich sprang auf.

»Vampire!«

Ich hielt mich am Tischrand fest und stand schwankend da. Vampire! Jene schrecklichen Kreaturen voller Gier nach Menschenblut, welche die Gestalt von Menschen, Fledermäusen und Hunden annahmen.

Die Ereignisse der letzten Tage zeichneten sich nun in all ihrer Entsetzlichkeit vor mir ab, und ich konnte den schwarzen Sinn jeder Einzelheit erkennen.

Der Bruder, Johann – irgendwann im Kriege war er zu einem Vampir geworden. Als die Frau ihn Jahre später entdeckte, hatte er auch ihr jenes schreckliche Dasein aufgezwungen.

Mit dem Garten als Zuflucht hatten die beiden den armen Alessandro Larla ein Jahr zuvor in ihre schlangengleichen Ränke verstrickt. Er hatte die Frau geliebt, hatte sie angebetet. Und dann hatte er die fürchterliche Wahrheit entdeckt, die ihn fiebernd und toll nach Hause taumeln ließ.

Toll, ja, jedoch nicht toll genug, um ihn davon abzuhalten, die Tatsachen in seinen drei samtgebundenen Büchern niederzuschreiben. Er hatte gehofft, die Enthüllungen würden die Frau und ihren Bruder für immer erledigen. Aber es war nicht genug gewesen.

Ich ergriff das erste Buch vom Tisch und schlug es auf. Da sah ich wieder jene hingekritzelten Zeilen, die zuvor keinen Sinn für mich ergeben hatten.

»Offenbarungen, die vernichten sollten und ohne Pfahl doch nur binden. Lies, Tor, und schreite auf mein Feld, denn wir sind an den Fleck gekettet. Oh, Schmach über dich, Larla.«

Perle von Mauren hatte dies geschrieben. Die Bücher hatten ihrem und ihres Bruders bösem Leben kein Ende bereitet. Nein, das vermochte nur eines. Die Enthüllungen waren indes nicht umsonst geschrieben worden. Diese Aufzeichnungen waren für die sterbliche Nachwelt bestimmt.

Diese Bücher banden die zwei Vampire, Perle von Mauren und Johann, an den alten Garten, hielten sie davon ab, die nächtlichen Straßen auf der Suche nach Opfern zu durchstreifen. Nur den, der einmal durch das Tor geschritten war, konnten sie verfolgen und angreifen.

Es war das alte metaphysische Gesetz: Das Böse schreckt im Angesicht der Wahrheit zurück.

Wenngleich die Bücher ihre Macht in Ketten gelegt hatten, so hatten sie doch auch eine neue Bahn für ihre Angriffe geöffnet. Der Leser, der sich einmal in die Seiten der Trilogie versenkt hatte, fiel ihnen hilflos in die Klauen. Jene gedruckten Zeilen waren zu den äußersten Enden ihres Netzes geworden. Eines verführerischen Netzes, in dem die Macht der Vampire stets lauerte.

Aus diesem Grunde hatte mein Leben sich auf so sonderbare Weise mit der Geschichte Larlas vermischt. In dem Moment, da ich meinen Blick auf den ersten Absatz gerichtet hatte, war ich in ihre Schlingen gefallen, auf dass sie mit mir das tun konnten, was sie ein Jahr zuvor mit Larla getan hatten. Ich war unbarmherzig in die Fänge der Frau in Schwarz gezogen worden. Sobald ich das Gartentor durchschritten hatte, war der Bindefluch der Bücher aufgehoben, und sie waren frei, mich zu verfolgen und zu ...

Ein Schwindel stieg in mir auf. Nun erkannte ich, weshalb der Arzt verwirrt gewesen war. Nun erkannte ich den Grund meiner körperlichen Schwäche. Sie hatte sich – von meinem Blut genährt! Doch mochte Larla auch nichts von der einzigen Möglichkeit gewusst haben, sich eines solchen Geschöpfes zu entledigen, ich kannte sie. Ich hatte Südeuropa besucht und einiges über dieses uralte Übel erfahren.

Panisch sah ich mich im Zimmer um. Ein Stuhl, ein Tisch, eine meiner Kameras mit dem langen Stativ. Ich ergriff eines der Holzbeine des Stativs und zerbrach es über meinem Knie. Dann nahm ich die zwei Einzelteile, beide nun mit scharfen, aufgesplitterten Enden, und eilte ohne Hut auf die Straße hinaus.

Einen Augenblick später raste ich in einem Taxi nordwärts Richtung Easterly Street.

»Beeilung!«, schrie ich den Fahrer an, als ich die Sonne im Westen versinken sah. »Schneller, hören Sie mich?«

Wir schossen über Kreuzungen, in die alten Vorstädte und in Richtung der Außenbezirke der Stadt. Jeder Halt an einer Ampel ließ mich über die Verzögerung vor Wut kochen. Doch endlich hielten wir vor der Mauer des Gartens.

Ich stieß das schmiedeeiserne Tor auf und stürmte mit den Holzstücken des Stativs unterm Arm hinein. Der Hof war im Tageslicht ein Ort der Wirklichkeit, doch das zerfallende Mauerwerk und das ineinander verschlungene Unkraut waren wie zuvor in Stille getaucht. Ich steuerte geradewegs auf das Haus zu, erklomm die vermodernden Stufen zum Eingang. Die Tür war mit Brettern vernagelt und verriegelt.

Ich ging zurück und umkreiste die Südmauer des Gebäudes. In diese Richtung hatte ich die Frau fliehen gesehen, nachdem ich sie zu fotografieren versucht hatte. Am hinteren Ende des Bauwerks entdeckte ich eine kleine, halb offene Tür, die in den Keller führte. Dahinter erstreckte sich ein in Finsternis gehüllter schmaler Korridor. Der Boden war mit Schotter und abgefallenem Mauerwerk bedeckt, die Decke mit tausend Spinnweben verflochten.

Ich stolperte vorwärts, wobei meine Augen sich rasch an das Zwielicht der fast undurchlässigen Fenster gewöhnten.

Am Ende des Gangs versperrte eine zweite Tür mein Weitergehen. Ich stieß sie auf – und stand schwankend auf der Schwelle und starrte ins Innere.

Vor mir lag ein kleiner Raum, kaum mehr als drei Quadratmeter, mit niedriger Decke. Und im Licht der offenen Tür sah ich inmitten des Raumes Seite an Seite – zwei weiße Holzsärge.

Wie lange ich da stand und mich an die Stein wand lehnte, weiß ich nicht. Ein Geruch entwich dieser Kammer. Heliotrop! Aber das Heliotrop war verunreinigt von dem Verwesungsgeruch eines alten Grabes.

Dann sprang ich plötzlich zum nächststehenden Sarg, ergriff den Deckel und riss ihn auf.

Ich wünschte beim Himmel, ich könnte den Anblick vergessen, der sich meinen Augen bot. Dort lag die Frau in Schwarz – ohne Schleier.

Jenes Antlitz – es war göttlich schön, das Haar schwarz wie Trauerkleidung, die Wangen klassisch weiß. Aber die Lippen! Plötzlich verspürte ich Übelkeit, als ich sie betrachtete. Sie waren scharlachrot... und befleckt mit Menschenblut.

Ich griff nach einem der Stativbeine, nahm eine Steinplatte vom Boden, und mit dem spitzen Ende des Holzes unmittelbar über dem Herzen der Frau vollführte ich einen heftigen Schlag. Der Pfahl sprang hinein. Ein heftiges Zucken ließ den Sarg erbeben. Ein warmer, widerlicher Hauch von Verfall wehte mir ins Gesicht.

Ich wirbelte herum und riss den Deckel vom Sarg ihres Bruders. Nach einem kurzen Blick auf das junge, männliche, teutonische Gesicht hob ich den anderen Pfahl hoch in die Luft und ließ ihn mit aller Kraft meines rechten Armes hinabfahren.

In den Särgen lagen nun zwei graue und vermodernde Gerippe, die mich aus leeren Augenhöhlen anstarrten.

Der Rest ist nur ein vager Traum. Ich erinnere mich daran, hinausgeeilt zu sein, über den Pfad zum Tor und die Easterly Street entlang, fort von jenem verfluchten Garten der Blaumeisen.

Endlich erreichte ich vollkommen erschöpft meine Wohnung. Die gewohnte Umgebung, die mich dort erwartete, war wie Balsam für meine Augen. Doch fielen mir drei Dinge ins Auge, die ich liegen gelassen hatte, die drei Bücher von Larla.

Ich wandte mich dem Kamin am anderen Ende des Raumes zu und warf alle drei auf die noch glühenden Kohlen.

Sogleich gab es ein Zischen, und gelbe Flammen blitzten auf und fingen an, sich in den Samt zu fressen. Das Feuer stieg höher ... höher ... und verlosch allmählich.

Und als der letzte Funke der Glut zu geschwärzter Asche erstarb, überkam mich ein gewaltiges Gefühl der Ruhe und des Trostes.

NANCY KILPATRICK

La Diente

Unerwartet erscheint der Vampir in der Tür! Groß, leichenhaft, die Augen leuchten mit dem Feuer der Hölle. Seine Finger legen sich um den Türrahmen, spinnengleich.

Remedios zitterte. Ihr Herz pochte wild, als wolle es in ihrer Brust zerbersten.

Er schiebt sich vorwärts, die Bewegungen ähneln denen einer Ratte. Er konzentriert sich aufsein Opfer, seine Beute.

Sie krallte die Finger um die Holzlehne des Stuhls und zwängte ihren Leib zu einem kleinen Bündel zusammen.

»Diosito! Mio Diosito! Beschütze mich, Santa Marianita de Jesus!«, schrie sie, doch er kam immer näher.

»Gebe dich mir hin!«, fordert er mit leiser und verführerischer Stimme, in einem Tonfall, dem man nicht widersprechen kann. »Ich bin stärker. Ich werde bekommen, was ich begehre!«

»Nein!« Sie schüttelte den Kopf. Ihre schweißbedeckte Hand glitt von der Stuhllehne, die sie so eng umfasst hatte.

Sein Gesicht kommt nahe heran, unheilig nah, und dann verziehen seine blutroten Lippen sich zu einem finsteren Lächeln. Ein Lächeln, das entzweibricht, um zwei lange, scharfe Zähne zu offenbaren. Zähne, deren Speichelfilm glänzt. Zähne, die ihren Hals wollen. Die nach der Ader verlangen, welche mit ihrem Lebensblut gefüllt ist und vor Entsetzen pocht. Zähne, die beißen und reißen und sich das nehmen werden, was sie brauchen, um zu überleben.

Ein lautes, schrilles Klingeln ließ Remedios zusammenzucken.

Sie sprang vom Stuhl und eilte in die Küche, um die Stoppuhr am Herd auszuschalten. Rasch öffnete sie die Tür und hob den Deckel des Römertopfes – das Fleisch roch köstlich und sah auch so aus, ganz so, wie die Richviews es mochten – nicht durchgebraten. Sie hatte fast drei Monate dafür gebraucht, es so zubereiten zu können, wie ihre Arbeitgeber es wollten. Sie wollte ihnen gefallen, doch etwas an der roten Farbe, wenn sie das Fleisch durchschnitt, all das Blut, ließ sie Ekel empfinden, und sie ertappte sich häufig dabei, dass sie es zu lange briet. Remedios hatte nie halb gares Fleisch gegessen. Zuhause in Ecuador brieten alle es sehr lange, um sicher sein zu können. Sie bevorzugte es

gut durch, damit es nicht mehr dem armen, hilflosen Tier ähnelte, das es einst gewesen war.

Mit geschickter Hand stellte sie den Herdschalter auf mäßige Hitze und das Element unter dem Topf auf der Herdplatte an, das den Sommerkürbis garen würde. Salat und Nachspeise waren schon im Vorfeld zubereitet worden, der Tisch gedeckt, alles war gut. Sie hastete zurück ins Wohnzimmer, um den Schluss des Filmes zu sehen, nur um einen Werbespot für weibliche Hygieneprodukte, wie man sie im Englischen zu nennen pflegte, zu sehen. Es hatte sie einen Großteil der sechs Monate, die sie nun in San Diego war, gekostet, in dieser neuen Sprache Sinn zu erkennen, aber endlich hatte sie das Gefühl, zumindest deren Grundlagen zu meistern. Nun konnte sie größtenteils ohne Schwierigkeiten einkaufen gehen und den Bus nehmen, und die Richviews schienen sich in ihrer Nähe wohler zu fühlen. Wenigstens so wohl, wie ihnen das möglich war.

Gerade als der Werbespot zu Ende war und der Film weiterging, hörte sie ein Auto in der Einfahrt. Nun, das war's dann wohl. Sie schaltete den Fernseher ab und kehrte in die Küche zurück. Sie würde nie erfahren, wie der Film ausging, aber natürlich würde man den Vampir pfählen. Das geschah immer, oder doch zumindest meistens. Sie zog die Filme vor, in denen der Vampir vernichtet wurde. Diejenigen, in denen er entkam, verursachten Albträume bei ihr.

Es war sonderbar, dass sie sich diese Filme so begeistert ansah. Auch schon in San Francisco de Quito, wo sie geboren war, waren Vampirfilme ihre Lieblingsfilme gewesen, obwohl sie ihr Angst einjagten. Sie hasste den Vampir, der stets diejenigen zu seinem Vorteil ausnutzte, die schwächer waren als er; dennoch musste sie zusehen. Ihre Mutter – mögen die Heiligen für ihre Seele Fürsprache einlegen! – bevorzugte Seifenopern, und in Ecuador gab es davon viele. »Warum willst du diese schrecklichen Filme sehen? Warum willst du dich ängstigen? Schalt doch ab!«, hatte ihre Mutter so oft gesagt, als sie noch lebte. »Meine Filme sind viel besser, wie das wahre Leben.«

»Ja«, hatte Remedios dann geantwortet, »immer das Gleiche. Eine arme Familie wie wir, mit ebenso vielen Problemen wie wir, die sich Sorgen macht. Über das Geld, über die Gesundheit, die Diskussionen, weil der eine nicht mit dem anderen auskommt... Das ist doch wie jeden Tag! Und sie kommen immer zur selben Schlussfolgerung – man muss seinen Platz im Leben akzeptieren.«

»Das ist keine schlechte Weise, sein Leben zu leben«, hatte ihre Mutter gesagt. »Das Leben ist voller Schwierigkeiten. Wenn man eine Familie hat, ist man besser dran als die, die keine haben. Und wenn man

das Leben akzeptiert, das Gott einem beschieden hat, ist man auch besser dran. Remedios, du warst schon immer seltsam. Ich wusste das vom Moment deiner Geburt an, um Mitternacht. Das ist der Grund, weshalb ich dich Gottes Heilmittel genannt habe.«

Und nun dachte Remedios, ja, ihre Mutter hatte weise gesprochen. Das Leben ist viel einfacher, sobald man seine Rolle darin akzeptiert. Und ihr Los war kein so schlechtes. Aus der Armut von de Quito als Dienstmädchen in den Überfluss Kaliforniens zu kommen – in diese Lage kamen nicht viele. Die Richviews waren anständige Menschen, sie gaben ihr vier freie Tage im Monat, stellten zumeist keine übermäßigen Anforderungen an sie, und sie konnte Geld nach Hause schicken, um ihre Geschwister zu unterstützen. Sie wusste, sie hatte kein Recht, sich zu beklagen. Viele der Dienstmädchen – meistens Mexikanerinnen, die sie in den Geschäften traf – erzählten von schrecklichen Bedingungen, dass sie viele Stunden für niedrigen Lohn arbeiten müssten und manchmal gar keine Bezahlung erhielten. Es war schwer, etwas dagegen zu tun, weil sie sich alle in den Vereinigten Staaten auf Grundlage einer Arbeitserlaubnis aufhielten, und in dem Augenblick, in dem sie nicht mehr angestellt waren, schob man sie ab.

Remedios sagte sich häufig, dass sie Glück hatte. Sie lebte unter guten Bedingungen, und weit besser als in ihrer Heimat. Dort lebten alle in Armut – außer den Regierungsbeamten und Landbesitzern. Vom Präsident bis hinab zur *policia municipal* war Erpressung die Regel. Selbst von dem Geld, das sie nach Hause schickte, ging die Hälfte an die korrupte Ortsverwaltung, und ein weiteres Viertel davon strich ihr Onkel Antonio ein, der Schwager ihrer Mutter, der ihr die Arbeit bei den Richviews besorgt hatte. Mr. Richview sagte ihr, wenn sie das Geld auf einem amerikanischen Bankkonto aufhob, wo es Zinsen ansammeln würde, anstatt es nach Hause zu schicken, wo das meiste davon schon weg war, bevor es ihre Familie überhaupt erreichte, könne sie in zwanzig Jahren fast Millionärin sein. Aber das konnte sie nicht tun – ihre Schwestern und Brüder mussten essen, und sie war nun das Haupt der Familie.

Die Haustür öffnete sich, und Mrs. Richview eilte hinein. Remedios hörte die Kinder, Jessica und Robert - Mrs. Richview fuhr sie immer zur Schule und holte sie wieder ab. Jess rannte in die Küche und schien nur aus fliegendem blonden Haar und himmelblauen Augen zu bestehen. Sofort umarmte sie Remedios.

»Rate mal, was wir heute in der Schule gemacht haben? Wir haben Buttermilch gemacht! Der Lehrer hat Milch in ein Butterfass gegossen,

und dann durften wir alle dieses große Dings in die Milch stoßen, und dann hatten wir Buttermilch, und wir haben alle davon getrunken!«

Remedios lachte und strich Jessicas Haar zurück. Sie war so groß für eine Sechsjährige – nur ein Jahr jünger als ihre kleinste Schwester Dolores. Dolores ging nicht zur Schule, weil die Familie sich das nicht leisten konnte. Remedios hatte Dolores seit einem halben Jahr nicht gesehen und vermisste das Nesthäkchen der Familie. Sie vermisste ihre ganze Familie: Juan und die Zwillinge Jose-Luis und Maria, und sogar ihre Schwester Esperanza, mit der sie sich nicht mehr so gut verstand. Und natürlich ihre Großmutter, die sich um alle kümmerte.

»Wasch dich«, sagte Mrs. Richview zu Robert, »und ich möchte es dir nicht noch einmal sagen. Dein Vater wird jede Minute nach Hause kommen, und du weißt, dass er mittwochs gleich essen will, damit er zum Treffen der Hauseigentümer gehen kann.«

»Ich habe keinen Hunger«, beschwerte sich der Junge, wie er es fast jeden Abend tat.

»Nun, dann isst du halt nicht viel. Du kannst später noch eine Kleinigkeit essen.«

»Aber ich will mit Brad in den CD-Laden gehen.«

»Wo morgen Schule ist? Ich glaube nicht.«

»Aber Mom, sein Bruder fährt uns, und du hast letzte Woche doch gesagt...«

»Oh, da ist der Wagen deines Vaters. Beeil dich, damit wir essen können.«

»Aber ich will mit Brad gehen. Du hast gesagt...«

»Gott, Robert, erinnere mich nicht immer an Dinge, die ich gesagt habe! Schau, du isst etwas, damit wir unser wöchentliches Familienabendessen haben können, dann kannst du gehen ...«

So war es bei den Richviews, immer in Eile, immer auf dem Sprung; sie lebten ihr Leben so schnell und voneinander getrennt. So anders als in Ecuador. Ihre Familie hatte die meiste Zeit zusammen verbracht. Und niemand ging nach Anbruch der Dunkelheit noch aus dem Haus - die Straßen waren einfach nicht sicher. In den Nachrichten wurde behauptet, in Kalifornien sei es nicht sicher. Remedios war nur in Los Angeles gewesen, als die Richviews sie herfliegen ließen. Sie war nie im Ostteil von Los Angeles gewesen, oder in The Barrio. Dennoch konnte sie nicht glauben, dass es dort Banden wie in de Quito gab - kleine Jungs, manche davon nicht älter als fünf Jahre, die die ganze Nacht durch die Straßen und Gassen streiften und Messer bei sich trugen, jederzeit bereit, irgendjemandem die Kehle durchzuschneiden, um Essen zu bekommen, oder

Geld, um Essen zu kaufen ... Nein, Kalifornien konnte man nicht mit Zuhause vergleichen.

Remedios stellte das Brot und die Butter auf den Tisch, als Mr. Richview durch die Tür kam. Jess rannte auf ihren Vater zu, und er hob sie hoch. Remedios sah dabei zu und fragte sich, wie sich das wohl anfühle. Ihr Vater war gestorben, als sie noch jung war, kurz nach der Geburt von Dolores – vielleicht hatte er sie so hochgehoben, aber sie vermochte sich nicht daran zu erinnern, dass er so gesund und stark gewesen wäre. Ihre Großmutter sagte, der Tod ihres Vaters habe den Tod ihrer Mutter verursacht, denn es hatte nicht lange gedauert, da war ihre Mutter sehr, sehr krank geworden. Remedios konnte sich noch daran erinnern, wie das Blut aus ihr herausfloss, und wie blass sie am Ende war, wegen der Schmerzen. Für einen Arzt hatten sie kein Geld. Sie konnten nichts tun, als ihrer Mutter dabei zuzusehen, wie sie in den nächsten zwei Jahren langsam starb. Sie war schwach; es war der Wille Gottes, wie ihre Großmutter sagte.

Mr. Richview ging in sein kleines Arbeitszimmer im hinteren Teil des Hauses, neben dem Garten. Remedios wusste, dass dies kein günstiger Zeitpunkt war, aber sie versuchte schon seit einer Woche, ihn alleine zu sprechen, und nie schien ein günstiger Zeitpunkt dafür zu sein.

Sie stand in der Tür und sah zu, wie er Unterlagen aus seiner Aktentasche nahm.

»Mr. Richview, kann ich Sie einen Moment sprechen?«

Er sah nicht auf, und sie fragte sich, ob ihre Stimme zu leise gewesen sei, um gehört zu werden. Doch nach ein paar Herzschlägen schien er ihre Anwesenheit zu bemerken.

»Ja? Was ist?« Er sprach mit seiner ›Büro‹-Stimme, mit der er immer am Telefon sprach, wenn er über die Aktienkurse diskutierte.

»Mr. Richview, ich ... ich hätte gerne eine Gehaltserhöhung. Vielleicht zehn Dollar im Monat.«

Er starrte sie einen Moment lang verdutzt an, sortierte dann wieder seine Dokumente und sagte: »Du bist erst seit sechs Monaten bei uns. Wir sprechen in weiteren sechs Monaten darüber.«

Ihr blieb nichts übrig, als in die Küche zurückzukehren und die Fleischplatte zu servieren.

Die Richviews saßen am Tisch und redeten alle gleichzeitig. »Es schmeckt sehr gut, Remy«, sagte Mrs. Richview über das Fleisch, und Remedios errötete. Es war Mrs. Richview, die damit angefangen hatte, sie Remy zu nennen, weil die Kinder ihren Namen nicht so einfach aussprechen konnten. Nun nannten alle sie so. Remedios war das egal. Sie war einfach nur dankbar, für eine so gute Familie arbeiten zu dürfen.

Robert stocherte in seinem Essen herum wie ein Vogel. Dann, als die Hupe draußen schrillte und Mr. Richview murrte: »Sag ihm, er soll nicht mehr hupen, das stört die Nachbarn«, und Mrs. Richview sagte: »Wann haben die Leute eigentlich aufgehört, an die Tür zu kommen?«, sprang Robert auf, schnappte sich seine Jacke vom Mantelständer an der Tür und ging.

Mr. Richview verließ als nächster das Haus. Er aß rasch, ging dann nach oben und zog sich um für das Treffen mit den anderen Hauseigentümern, die in dieser Gegend wohnten. Mrs. Richview ging ebenfalls hoch, um Jess bei den Hausaufgaben zu helfen und in die Sauna zu gehen. »Ich habe mein Handy bei mir. Wenn jemand anruft, dann sag ihm bitte, dass ich zurückrufe«, trug sie Remedios auf. Mr. Richview eilte aus der Tür. Und Remedios blieb allein zurück, um die teilweise leer gegessenen Teller abzuräumen.

Wie immer fühlte sie sich schuldig, als sie die Reste in die Mülltonne kratzte. Allein mit den Überresten auf diesen Tellern könnte sie ihre ganze Familie einen Tag lang ernähren. Anfangs hatte sie immer die Reste von den Tellern gegessen, aber Mrs. Richview hatte sie dabei erwischt und darauf beharrt, das sei nicht »hygienisch«, und Remedios müsse es wegwerfen.

Remedios schnitt sich ein Stück Fleisch vom Rand des Bratens ab, um den roten Teil so weit als möglich zu vermeiden, und füllte ihren eigenen Teller mit einem kleinen Stück Kürbis und ein wenig Salat. Ihr ganzes Leben hatte sie die größte Mahlzeit am Mittag eingenommen und nur etwas Leichtes vorm Schlafengehen; sie konnte sich einfach nicht daran gewöhnen, nachts so viel im Magen zu haben. Bevor sie sich hinsetzte, um zu essen, wickelte sie das restliche Fleisch in Plastikfolie ein, füllte den Salat und den Kürbis in luftdichte Behälter und stellte alles in den Kühlschrank, der vor Lebensmitteln bereits auseinanderplatzte. Die Kinder hatten ihren Nachtisch ganz gegessen, Mr. Richview nur ein wenig davon. Mrs. Richview hatte ihren Pudding nicht angerührt, wie immer - sie aß nie ihre Nachspeise. Remedios stellte den Pudding neben ihren Teller. Schließlich setzte sie sich hin und aß.

Sie vermisste die Speisen, mit denen sie aufgewachsen war. Reis und dicke rote und schwarze Bohnen, manchmal mit etwas Fleisch, wenn die Familie sich ein *cui* leisten konnte. Und das flache Brot! Hier gab es nichts dergleichen. Sie hatte kurz nach ihrer Ankunft hier ein traditionelles ecuadorianisches Essen zubereitet. Mr. und Mrs. Richview hatten ein wenig davon gegessen, aber die Kinder hatten nicht einmal davon kosten wollen. Mrs. Richview hatte gesagt, es sei vielleicht das

Beste, wenn sie Remedios jede Woche genau sagen würde, was und wie sie kochen sollte.

Als sie gerade etwas von dem Fleisch essen wollte, hörte sie Mrs. Richview im Gang »Remy« rufen, und sie sprang auf.

»Ja, Mrs. Richview?«

»Das habe ich vergessen. Für dich lag dieses Päckchen im Briefkasten.«

Remedios traf Mrs. Richview an der Tür und nahm ein kleines, braunes Packet entgegen. Noch bevor sie den Absender sah, wusste sie, dass es von zuhause kam. Das schmierige, dunkle Papier und die Hanfkordel, die es zusammenhielt. Das Packet war durch zwei Postsysteme gegangen und beschädigt worden.

»Vielen Dank«, sagte sie und wartete, bis Mrs. Richview die Treppe halbwegs hinaufgestiegen war, bis sie an den Küchentisch zurückkehrte.

Sie öffnete das Päckchen. Als erstes fand sie einen Teil einer Zeitung, *El Comercio,* mit einem Artikel über *les Chupa-cabras*. Nun gab es schon Sichtungen in Ecuador! Sie las den Bericht über das vampirähnliche Geschöpf, den ›Schafsauger‹, der nicht nur Schafe, sondern auch Pferde, Kühe und sogar Hunde und Katzen angriff, sie biss und ihnen das Blut aussaugte. Der Artikel besagte, ein Augenzeuge habe *el Chupa-cabra* gesehen, und er beschrieb ihn als ungefähr anderthalb Meter groß, mit dem Körper einer Fledermaus, großen Flügeln, Schuppen im Nacken, dem Gesicht einer Katze und großen Zähnen! Remedios erschauderte, als sie das las.

Als nächstes fand sie einen Zettel von ihrer Großmutter. Oder besser von Onkel Antonio, dem einzigen der Familie außer ihr selbst, der spanisch schreiben konnte. Ihre Großmutter hatte ihm natürlich gesagt, was er schreiben solle.

»Remedios, mein Liebstes. Du bist gesegnet von der Heiligen *Virginsita,* und Gott hat dich stark gemacht, damit du deiner Familie helfen kannst. Du bist die einzige, auf die wir uns verlassen können.«

Der Brief fuhr fort mit Neuigkeiten über die Familie. Großmutter litt an Schmerzen in den Armen und Beinen und fühlte sich sehr erschöpft. Die Zwillinge waren beide krank gewesen, hatten viel gehustet, aber jetzt ginge es ihnen wieder besser. Dolores, die mit einem Klumpfuß auf die Welt gekommen war, hatte Schwierigkeiten beim Laufen. Der Nachbar hatte sich den Fuß angesehen und behauptet, er würde sich mehr nach innen drehen – sei es vielleicht möglich, Geld für einen Arzt zu schicken...? Esperanza war schwanger. Das überraschte Remedios nicht – ihre Schwester war schon immer hübsch gewesen und schäkerte gern mit den Jungs. Aber das hieß, ein weiterer Mund musste gefüttert

werden! Die Neuigkeiten über Juan waren am beunruhigendsten. Er hatte angefangen, nachts fortzubleiben, und Großmutter argwöhnte, dass er Kokain nahm und mit den mörderischen Kinderbanden umherstreifte.

Remedios senkte erschüttert das Blatt Papier. Tränen schossen ihr in die Augen. Was konnte sie nur tun? Sie war nicht dort. Wenn sie nach Hause ging, um Juan zu maßregeln, hatten sie kein Essen mehr. Und er war jetzt dreizehn Jahre alt. Schon bevor sie ihre Heimat verlassen hatte, war er kaum noch zu kontrollieren gewesen. Esperanza hatte nie auf sie gehört, und das würde sich auch nicht ändern. Konnte sie Geld für einen Arzt auftreiben? Sie schickte ja schon alles nach Hause bis auf zehn Dollar im Monat, und die waren nur für kleine Dinge, die sie selbst brauchte – die Richviews gaben ihr Essen, Kleider, Busgeld – sie benötigte nicht viel. Vielleicht könnte sie davon jeden Monat die Hälfte nach Hause schicken, und dann hätten sie in drei oder vier Monaten genug für einen Arzt beisammen, und Dolores könnte zu einem gebracht werden ... Aber die Hälfte der zehn Dollar würde ja an die Regierung und Onkel Antonio gehen ... Zuhause. Wäre sie dort, musste Großmutter sich nicht um alle kümmern. Aber wer würde dann das Geld verdienen? Es gab in de Quito keine Arbeit. In ganz Ecuador nicht. All ihre Gedanken schienen in Unmöglichkeiten zu enden, und sie konnte nichts tun, nur stille Tränen weinen.

Schließlich zwang das klingelnde Telefon sie dazu, sich zusammenzureißen. Sie wischte sich mit dem Ärmel die Augen trocken und schrieb eine Nachricht für Mr. Richview auf, kehrte dann in die Küche zurück. Ihr Teller mit dem Essen sah nicht sehr appetitanregend aus; sie schabte die fast vollständige Mahlzeit in die Mülltonne.

Über all den beunruhigenden Nachrichten hatte sie das Paket selbst vergessen. Vielleicht hätte sie es besser vor der Lektüre des Briefes öffnen sollen, bevor sie sich aufgeregt hatte.

Im Innern fand sie einen winzigen Pappkarton, und darin einen kleinen, schwarzen Lederbeutel, ziemlich abgenutzt, der mit einem schwarzen Lederriemen zugeschnürt war; ein Beutel, den sie nie zuvor gesehen hatte. Sie öffnete ihn und fand darin einen Rosenkranz. Da, das goldene Kruzifix am Ende. Und die *Virginsita.* Und ... *Diosito! Mio Diosito!* Was war das? Dieser Rosenkranz bestand nicht aus Perlen, sondern aus *los dientes!* Kleinen Zähnen. Sie nahm ihn heraus, um ihn im Licht zu betrachten, und gleichzeitig griff sie nach dem Brief. Am Schluss hatte ihre Großmutter hinzugefügt: »Er gehörte meiner Mutter. Der Rosenkranz ist aus den Milchzähnen all ihrer Kinder, Enkel und Urenkel gemacht, einschließlich dir. Ich gab ihn deiner Mutter, und sie wollte, dass du ihn bekommst, wenn es an der Zeit ist. Du sollst ihn

deiner ältesten Tochter geben. Vielleicht siehst du nun, dass du etwas Besonderes bist, Remedios. Deine Familie braucht dich.«

Remedios sah sich den Rosenkranz genauer an. All diese Milchzähne! Es stimmte, ihre Mutter hatte Geschwister, ebenso ihre Großmutter. So viele Zähne, alle beschichtet, damit sie nicht zu braun wurden. Es gab Backenzähne und Vorderzähne, aus jedem Teil des Mundes. Manche stammten von ihren Schwestern und Brüdern, ein Zahn ihrer Mutter war dabei, von ihrer Großmutter, aber sie wusste nicht, welcher zu wem gehörte. Sie sah sich das vertraute Muster des Rosenkranzes an: eins, drei, eins vom Kruzifix bis zum Verschluss. Dann: eins, zehn, eins, zehn, eins, zehn, eins, zehn, eins, zehn, insgesamt sechzig. Und alle ähnelten einander. Alle bis auf einen. Einen, der ihr nun auffiel. Wie hatte er ihr zuvor entgehen können?

Ein Zahn, der keinem anderen an dieser Kette glich. Länger als der Rest. Einer der beiden, die man Augenzähne nennt. Spitz, scharf, ganz und gar nicht wie ein menschlicher Zahn, eher wie der ! Reißzahn eines Tieres. Wie der Zahn eines Vampirs.

Remedios schnappte nach Luft, und der Rosenkranz glitt ihr aus den Fingern und fiel auf den Kachelboden unter ihr.

Dummes Mädchen!, schalt sie sich und bückte sich sofort, um das kostbare Geschenk ihrer Mutter aufzuheben. Den Heiligen sei Dank, keiner der Zähne war zerbrochen.

Sie untersuchte sie alle, einen nach dem ändern. Nein, keiner war zerbrochen oder beschädigt. Oh, welches Glück!

Und dann starrte sie entsetzt den langen Schneidezahn an. Behutsam berührte sie ihn mit der Fingerspitze. Scharf! Wie ein Messer.

Entnervt von diesem Geschenk, von dem Brief, stopfte Remedios den Rosenkranz wieder in den Beutel. Sie füllte rasch den Geschirrspüler, säuberte die Küche und brachte das Päckchen dann auf ihr Zimmer. Sie fand den Rosenkranz und den Brief so verwirrend, dass sie das gesamte Packet in die unterste Schublade ihrer Kommode steckte, unter ihre T-Shirts. Plötzlich fühlte sie sich erschöpft. Ohne sich auszuziehen, entfernte sie nur die Schuhe, legte sich aufs Bett und schloss die Augen. Sie schaltete nicht einmal das Licht aus.

Remedios erwachte mit einem Ruck aus einem tiefen und verstörenden Traum, an den sie sich nicht erinnern konnte. Ihr Schlafzimmer im Haus der Richviews wirkte fremd, unvertraut, und in den Ecken bewegten sich Schatten. Was verbargen sie? *El Chupa-cabra!*

Sie setzte sich aufrecht hin und starrte angestrengt in den Schatten, suchte ihn aus der Sicherheit des Bettes heraus ab und horchte – das

Haus schien unnatürlich still, als sei sie das einzig lebendige, atmende Wesen unter diesem Dach. Draußen vor ihrem teilweise geöffneten Fenster war in der dunklen Nachtluft nichts zu hören, nicht einmal die Grillen. Wie von einer unsichtbaren Macht angezogen, richteten ihre Augen sich auf die Kommode und das, was sie in der untersten Schublade wusste, versteckt und doch nicht versteckt. Dieses Bewusstsein ließ ihr Herz rasen, und ihre Lungen zogen sich zusammen, als gebe es keinen Platz für Luft, oder nicht genügend Luft, um sie zu füllen. Ihr Magen verkrampfte sich.

Sie stand auf und trat auf den Gang, um zu lauschen. Von oben kam kein Geräusch. Sie trottete barfuß in die Küche, den vertrauten Ort, an dem sie so viel Zeit verbrachte. Sie schaltete den elektrischen Wasserkocher an, und dieser einfache alltägliche Akt beruhigte sie.

Die Unterströmung des Entsetzens, das sie fühlte, begann sich zu zerstreuen, und übrig blieb ein nagendes Gefühl in ihrem Magen, das sie als Hunger verstand. Sie öffnete den Kühlschrank, nahm die Platte mit dem Braten heraus und griff nach einem Tranchiermesser aus dem Messerhalter. Kaum bewusst, was sie da eigentlich tat, schnitt Remedios tief in das Fleisch hinein, bis in den blutigsten Teil, riss die rotesten Stücke mit den Händen heraus und stopfte sie sich in den Mund, leckte das Blut von ihren Fingern ab.

Sie sah sich ihre Hände an, scharlachrot von Bratensaft und Blut befleckt, und erinnerte sich plötzlich daran: In den Tagen zwischen den Jahreszeiten, als das Wetter nachts noch kühler wurde, als sie noch ein Kind war, sehr jung – war Esperanza schon auf der Welt gewesen? –, da hatte sie Blut geschmeckt!

Ihre Mutter, ihr Vater – er sah immer so müde aus – ihre Großmutter, bevor ihr Haar ganz weiß geworden war ... Sie stand bei ihnen, die Hände ihrer Mutter auf der Schulter, auf dem Dorfplatz. Der Platz, an dessen einem Ende sich die Kirche anschloss, war bevölkert von Freunden und Nachbarn, anderen Verwandten.

»Heute ist ein Festtag«, hatte ihre Großmutter am Morgen gesagt, *»el Dia de los Muertos,* der Tag, an dem die Menschen zu allen Heiligen für alle Toten beten.«

Wie kann man bloß zu allen Heiligen beten, fragte sich Remedios, wo es doch so viele davon gab? Ihre Großmutter sagte, der Tag sei von Gebeten erfüllt. Die Messe war lang gewesen, der Padre hatte die Namen aller Toten der armen Familien verlesen, viele, viele; für die Familien, die mehr bezahlen konnten, hielt er einzelne Messen. Die Prozession von der Kirche, wo sie gerade die ermüdenden Messen besucht hatten, war

im Gange, bewegte sich immer wieder um den Platz herum, und die Gebete glichen Gesängen, angeführt vom Padre, dessen Worte von den Menschen wiederholt und erwidert wurden. Der beißende Geruch des *incienso* erfüllte die Luft, und die Messdiener klingelten mit Glocken, während sie langsam dem Priester folgten, und andere verstreuten dunkelviolette Blütenblätter vor der Prozession.

Remedios lutschte an dem *guagua de pan* aus dem Korb mit dem Brot für den *Dia de los Muertos,* das ihre Großmutter diese Woche gebacken hatte – die kleinen Männer und Frauen aus Brot, welche die Toten darstellten. Diese hier hatte rote Zuckeraugen und hellgrüne Haare und Lippen, und sie trug ein buntes Kleid. Esperanza, so hatte Großmutter sie genannt – die tote Schwester von Remedios' Mutter, Esperanza, nach der später ihre Schwester benannt werden würde.

»Ihr Name bedeutet ›Hoffnung‹«, hatte ihre Großmutter gesagt.

Sie steckte die kleine Esperanza in die Tasche, um sie später auf den Altar zuhause zu legen, auf dem das große Bild von Santa Marianita de Jesus stand, und viele, viele Kerzen. Sie würden auch einige der Blumen darauf stellen, die sie vom Friedhof mit nach Hause brachten.

Remedios verspürte Hunger und fragte sich, wann sie wohl heimkehren würden, um die gute, dicke *locro*-Suppe zu essen und die heiße, violette, geleeartige *colada morada* zu trinken, die ihre Mutter nur für das Fest am Tag der Toten machte.

Der farbenfrohe Umzug dauerte eine lange Zeit, die großen Kränze wurden über den Platz hin und zurück getragen, und kleine *stampas* der Heiligen und Zettel mit Gebeten für die Toten waren an die roten und gelben Blumen gesteckt. Der Padre hielt ein großes Banner mit einem Bild der *Virginsita,* und die beiden anderen Priester trugen ein gewaltiges Bild der Santa Marianita de Jesus, die ihr Leben hingegeben hatte, um die Stadt vor Erdbeben zu bewahren, und beide Bilder waren mit Flitterwerk und Muschelschalen und vielen Blumen geschmückt. Remedios fühlte sich schläfrig und setzte sich auf den harten Boden, wo sie sich gegen die Beine ihrer Großmutter lehnte.

Und dann, als sie die Augen wieder aufschlug, war das Licht am Himmel verblasst, und die Nacht fiel auf sie herab wie eine dunkle Gestalt, die über den Himmel fegt, um alles Leben zu ersticken ... Sie bemerkte, dass sie nun auf dem Friedhof waren.

Hier, die Heimat der Toten. In Zementschubladen gestapelt, eine auf der ändern, vier bis fünf auf einmal. Viele Tote, aber wenig Platz, hatte ihre Mutter gesagt. Sie blieb auf dem Boden vor den Gräbern ihrer Vorfahren sitzen, während die Erwachsenen wunderschöne weiße Todeslilien und Blumenkränze an die Gräber und hinter die

Marmortafeln mit den Namen der Verstorbenen stellten. Die Luft klebte schwer vom Duft der Blumen und war erfüllt vom Summen der Gebete, und Remedios fühlte sich schläfrig.

»Bringt sie her!«, rief der Padre. Plötzlich war die Nacht schwarz geworden, nur das Licht der Sterne über ihnen leuchtete.

Und dort – Hunde! So viele! Wo kamen die alle her? Ihre Nachbarn konnten sich wohl kaum einen Hund leisten. Diese Tiere durchstreiften die Straßen in wilden Rudeln und stritten sich mit den Menschen um Essen. Wie hatte man sie hergelockt? Mit den Essensresten – Remedios hatte noch nie so viele Hunde auf einmal gesehen, auch nicht, wie man ihnen so viel Essen gab.

Viel Zeit verstrich über den erhitzten Diskussionen, als die Männer die Hunde betrachteten und auf freundliche Weise miteinander stritten – welches Tier war das stärkste, welches das schwächste? War der Größte willensstärker als der Zweitgrößte? Und dieser kleine Weiße da verhielt sich aggressiv – vielleicht würde er das dominante Männchen werden, das sich mit den Weibchen paart! Endlich, endlich suchte man einen aus. Eine nicht zu kleine Hündin mit braunem Fell, doch ihr schien es an Kraft zu mangeln. »Die Schwächste«, sagte ihre Großmutter.

»Someter«, sagte ihr Onkel und befahl dem Hund, sich ergeben niederzulegen.

Remedios stand da wie angewurzelt, als Onkel Antonio ihm von einer Seite zur ändern die Kehle durchschnitt. Das Tier bäumte sich auf, knirschte mit den Zähnen, heulte – ein unheimliches Geräusch. Es fiel auf den Boden, zuerst auf die Vorderbeine, dann auf die Seite. Ehe es zu zucken aufhörte, eilten die Frauen zu dem Leib und sammelten das strömende Blut in Schalen auf- auch Remedios' Mutter war dabei. Jede Familie sammelte so viel von dem kostbaren Lebenssaft auf, wie sie konnte, und kämpfte dagegen an, es in die Erde sickern zu lassen. Dann wurde ein weiterer Hund eingefangen und knurrend nach vorn gebracht, und Remedios versteifte sich; in ihren Augen brannten noch immer die Tränen. Er war stark, dieser hier, voller Leben, nicht so groß wie das größte Tier, doch sein Lebenswille war gewaltig, und alle konnten das spüren.

»Er ist am besten geeignet, zu überleben«, sagte Onkel Antonio, und Remedios sah dabei zu, wie ihr Onkel diesem Hund das Blut seiner ermordeten Schwester zu trinken gab. Und dann sah sie zu, wie ihr Onkel selber an dem Blut nippte.

»Hier, Remedios, trink dies«, sagte ihre Mutter. »Es wird dich stark machen. Du bist die Stärkste, du musst überleben.«

Gehorsam führte sie die kühle Metallschale an die Lippen und trank das dampfende, dicke Blut, als sei es Milch.

»Die Starken nähren sich von den Schwachen«, hatte ihre Großmutter gesagt, als sie trank. »Manchmal entfliehen die Starken der Herde und verwildern, denn wenn sie einmal davon gekostet haben, können sie sich nur noch von Blut ernähren. So war es schon immer, und so wird es wieder sein. Die Starken müssen dazu ermutigt werden, zu überleben, oder alle sterben.«

Remedios starrte ihre blutbefleckten Hände an. Warum fühlte sie nicht Ekel wie früher? Sie leckte den süßen Saft ab und konnte fast fühlen, wie er ihren Körper mit Energie füllte, wie in ihrer Erinnerung das Blut des schwachen Hundes jede Zelle ihres Wesens befeuerte.

Sie stellte den Braten wieder weg und kehrte in ihr Schlafzimmer zurück, an die Kommode. Vorsichtig entnahm sie dem Lederbeutel den Rosenkranz und hielt ihn unter das Licht der Nachttischlampe.

So viele Zähne! Manche davon sahen so zerbrechlich aus, als zerfielen sie zu Staub, falls man sie zu oft berührte. Andere schienen größer, stärker zu sein, besser dazu in der Lage, zu schneiden, zu kauen, die Nahrung einzunehmen und zu verwandeln, die nähren und erhalten würde. Und dann der Zahn, der den anderen so ungleich war. Von der Natur zum Überleben bestimmt. Ein grausamer Zahn. Er konnte verteidigen und schützen, oder vernichten. Sie legte sich den Rosenkranz um den Hals, ließ ihn unter ihr T-Shirt rutschen. Sie fühlte die kühlen Zähne an ihrer Haut. Die Spitze eines Zahns drückte leicht zwischen ihren Brüsten.

Remedios musste sich nicht einmal die Fragen stellen, denen sie ausgewichen war, denn in ihrem Herzen wusste sie die Antwort. Der Vampirzahn stammte aus ihrem eigenen Mund. Ein Zahn, der den anderen so ungleich war. Der Zahn der Stärksten. Die an einem Ort leben und überleben konnte, der anders war als ihre Heimat. Die sich um eine ganze Familie kümmern und gewährleisten konnte, dass für ihren Lebensunterhalt gesorgt war. Jene, welche die Kraft hatte, sich von den Schwachen zu nähren, um zu überleben, denn das Überleben war das Wichtigste. Ihre Großmutter hatte das gesagt; das war der Grund, weshalb sie ihr das Blut des schwachen Hundes gegeben hatten. Weshalb ihre Mutter sie Gottes Heilmittel genannt hatte – ihre Mutter war weise gewesen. Sie hatte gewusst, dass Remedios auf die Welt gekommen war, um die Leiden zu heilen, die ihr Erbe waren.

Und nun, als Remedios Bilder des Vampirs und von *el Chupa-cabra* vor sich sah, fühlte sie sich nicht länger bedroht.

Als der Himmel heller wurde, verblasste das Wissen, das Remedios mit dem Rosenkranz erhalten hatte, nicht, sondern setzte sich in ihr fest, verwischte Kummer und Unsicherheit und hinterließ eine Gewissheit, aus der heraus sie handeln konnte.

Das Haus lag in Stille gehüllt, still wie die Toten. Remedios ging ohne Zögern an den Zimmern vorüber, in denen Jess und Robert schliefen. Sie setzte ihren Weg auf dem Gang im ersten Stock fort und sah zu wie ihr Schatten über die Wände kroch. Schließlich erreichte sie das Hauptschlafzimmer und öffnete leise die Tür.

Im Zimmer roch die Luft nach einer Mischung aus Schweiß und dem Duft von Mrs. Richviews verschiedenen Parfüms. Remedios starrte die beiden einen Augenblick lang an und traf ihre Entscheidung. Ihre Arbeitgeber lagen in tiefem Schlaf; Mrs. Richview hatte Stöpsel in den Ohren und eine Maske über den Augen. Mr. Richview rekelte sich nah am Bettrand, auf dem Rücken, laut schnarchend.

Remedios bewegte sich auf seine Seite des Bettes zu. Sie kauerte sich neben ihn und streckte die Hand aus, um behutsam das hervortretende Blau an seinem Hals zu berühren. Er hielt einen Moment lang den Atem an. Er öffnete die Augen und starrte sie ängstlich an.

Sie legte den Finger an die Lippen und flüsterte leise: *»Someter.«*

Seine Augenlider senkten sich, als sehne er sich in seine Träume zurück. Er wandte den Kopf, die Ader ein Geschenk.

Remedios durchbohrte sie rasch, natürlich, wie jedes starke Tier, das irgendwann in seinem Leben gelernt hatte, den Geschmack von Blut zu lieben.

Remedios saß am Küchentisch und fühlte sich erfrischt. Sie unterzeichnete den Brief an ihren Onkel Antonio, in dem sie ihm sagte, dass er einen Teil des Geldes, das er von der Familie als ›Lohn‹ nahm, für die ärztliche Versorgung der kleinen Dolores verwenden müsse, deren Name, wie sie ihn erinnerte, ›Schmerz‹ bedeutete. Falls er dieser Bitte nicht nachkam, so versicherte sie ihm, sei es nicht nur Dolores' Schmerz, sondern auch der seine: Sie würde aufhören, Geld nach Hause zu schicken, bis er es tat. Und wenn er sich weigerte? Ja, ihre Familie würde leiden. Dolores würde noch mehr leiden. Doch er würde am meisten leiden – dafür würde sie persönlich sorgen.

Sie faltete den Brief zusammen und steckte ihn in einen Umschlag, womit sie ihrer aller Schicksal besiegelte.

Gerade in dem Augenblick kam Mr. Richview in die Küche. »Guten Morgen, Remedios. Wie geht es dir heute?« Er sah müde aus. Verwirrt.

»Mir geht es sehr gut, Mr. Richview. Kann ich mit Ihnen sprechen?«

»Ja, natürlich. Worüber denn?«

»Ich bitte Sie um drei Dinge. Erstens würde ich gern meine Familie für zwei Wochen besuchen. Dafür brauche ich ein Flugticket.«

Er rieb sich einen Augenblick lang den Hals und wirkte abwesend. »Das kann arrangiert werden.«

»Als Nächstes benötige ich eine Gehaltserhöhung. Ich hätte gern hundert Dollar mehr pro Monat.«

Anstatt finster zu blicken oder noch verärgerter als am Abend zuvor zu sein, nickte Mr. Richview nun, wobei ein träumerischer Ausdruck auf seinem Gesicht lag. Er sprach respektvoll mit ihr, wie mit seinesgleichen, mit Remedios, einer starken Person, die wusste, was sie wollte, und was gerecht war.

»In Ordnung. Ich glaube, wir können dir zusätzliche hundert Dollar im Monat geben.«

»Und als Letztes«, sagte sie, »hätte ich gerne, dass Sie dieses zusätzliche Geld auf einem Bankkonto anlegen, wie Sie es mir erzählt haben, das mich in zwanzig Jahren zur Millionärin macht.«

Sie war nur milde erstaunt darüber, dass er zustimmend nickte. »Nun, ich kann dir nicht versprechen, dass du zur Millionärin wirst, aber wenn du es nicht anrührst, kann ich dir versprechen, dass du ziemlich viel Geld haben wirst. Das ist eine kluge Entscheidung, Remedios. Ich werde heute an der Bank anhalten und die Formulare besorgen, die du ausfüllen musst, um ein Konto zu eröffnen – mein Buchhalter wird die Einzahlungen automatisch machen, und du kannst jederzeit hingehen und dein Sparbuch auf den neuesten Stand bringen. Wenn sich der Satz erhöht, können wir in einen hochverzinsten Fonds investieren. Man muss mutig sein, ein paar Risiken eingehen. Wer nicht wagt, der nicht gewinnt. Es ist eine harte Welt, ein Hund frisst den ändern. Nur die Stärksten überleben.«

»Die Stärksten und Schlauesten«, sagte sie und dachte daran, dass es viel sinnvoller war, von den Starken zu leben als von den Schwachen.

ERIC COUNT STENBOCK

Die wahre Geschichte eines Vampirs

Vampirgeschichten werden üblicherweise in die Steiermark verlegt. Genauso verhält es sich mit meiner eigenen. Die Steiermark ist keinesfalls der romantische Landstrich, als welcher er von jenen beschrieben wird, die sicherlich nie dort gewesen sind. Es ist ein flaches, uninteressantes Land, das nur durch seine Truthähne, seine Kapaune und den Stumpfsinn seiner Bewohner hervorgehoben wird. Vampire kommen gewöhnlich bei Nacht und in Kutschen an, die von zwei schwarzen Pferden gezogen werden.

Unser Vampir kam unter gewöhnlicher Benutzung der Eisenbahn, und überdies am Nachmittag. Sie werden glauben, dass ich spaße oder vielleicht mit dem Wort »Vampir« einen Finanzvampir bezeichnen will. Nein, ich meine es ernst. Der Vampir, von dem ich spreche und der unseren Herd und unser Heim verwüstete, war ein *echter* Vampir.

Vampire werden gewöhnlich als dunkel, unheilvoll aussehend und einzigartig stattlich beschrieben. Unser Vampir war im Gegenteil eher lieblich und auf den ersten Blick sicherlich nicht unheilvoll anmutend, und obwohl seine Erscheinung fraglos attraktiv war, so war sie doch nicht das, was man einzigartig stattlich genannt hätte.

Ja, er verwüstete unser Heim, tötete meinen Bruder – den einzigen Gegenstand meiner Verehrung – und auch meinen lieben Vater. Doch zugleich muss ich sagen, dass ich selbst unter den Bann seines Zaubers kam und nun trotz allem keinen Groll gegen ihn hege.

Zweifellos haben Sie in der Zeitung *passim* von ›der Baronin und ihren Tieren‹ gelesen. Um zu erzählen, wie ich dazu kam, den größten Teil meines nutzlosen Vermögens für ein Heim für streunende Tiere auszugeben, schreibe ich dies hier.

Nun bin ich alt; die Dinge ereigneten sich, als ich ein kleines Mädchen von etwa dreizehn Jahren war. Ich werde damit beginnen, unseren Haushalt zu beschreiben. Wir waren Polen, unser Name war Wronski; wir lebten in der Steiermark, wo wir ein Schloss besaßen. Unser Haushalt war sehr beschränkt. Er bestand mit Ausnahme der Dienerschaft nur aus meinem Vater, unserer Gouvernante – einer achtbaren Belgierin namens Mademoiselle Vonnaert –, meinem Bruder und mir selbst. Lassen Sie mich mit meinem Vater beginnen: Er war alt,

und sowohl mein Bruder als auch ich waren späte Kinder seines Alters. An meine Mutter erinnert mich nichts; sie starb während der Geburt meines Bruders, der kaum ein Jahr jünger als ich ist. Unser Vater war ein Gelehrter, der unablässig damit beschäftigt war, Bücher zu lesen, hauptsächlich über dunkle Gegenstände und in allen möglichen unbekannten Sprachen. Er hatte einen langen, weißen Bart und trug für gewöhnlich ein schwarzes, samtenes Käppchen.

Wie freundlich er zu uns war! Mehr als ich auszudrücken vermag. Dennoch war nicht ich seine Favoritin. Sein ganzes Herz hing an Gabriel – Gabryel, wie wir es auf Polnisch buchstabierten. Er wurde immer nach der russischen Abkürzung Gavril gerufen – natürlich spreche ich von meinem Bruder, der eine Ähnlichkeit mit dem einzigen Portrait meiner Mutter besaß, einer leichten Kreidezeichnung, die im Arbeitszimmer meines Vaters hing. Aber ich wahr keineswegs eifersüchtig: Mein Bruder ist die einzige Liebe meines Lebens gewesen. Um seiner Willen halte ich nun in Westbourne Park ein Heim für streunende Katzen und Hunde.

Ich war zu jener Zeit – wie ich schon sagte – ein kleines Mädchen; mein Name ist Carmela. Mein langes, ineinander verwirrtes Haar stand nach allen Seiten ab und konnte niemals glatt gekämmt werden. Ich war nicht hübsch – zumindest glaube ich einer Fotografie aus dieser Zeit zufolge mich nicht so beschreiben zu können. Doch wenn ich das Foto anschaue, glaube ich gleichzeitig, dass mein Gesicht einigen Leuten gefällig erschienen sein mag: unregelmäßige Züge, großer Mund und weite, wilde Augen.

Übrigens war ich ungezogen – Mlle. Vonnaerts Meinung zufolge aber nicht so ungezogen wie Gabriel. Mlle. Vonnaert war, wie ich einschieben möchte, eine absolut vorzügliche Person von mittlerem Alter, die *tatsächlich* ein gutes Französisch sprach, obwohl sie Belgierin war, und die sich auch auf Deutsch verständlich machen konnte, was – wie Sie vielleicht wissen – die geläufige Sprache in der Steiermark ist.

Ich empfinde es als schwierig, meinen Bruder Gabriel zu beschreiben; es war etwas Seltsames und Übermenschliches an ihm, oder vielleicht sollte ich eher »vormenschlich« sagen, etwas zwischen dem Tier und dem Göttlichen. Möglicherweise vermag die griechische Vorstellung von einem Faun auszudrücken, was ich meine, aber auch das trifft es nicht genau. Er besaß große, wilde, gazellenhafte Augen; sein Haar war in ewiger Verwirrung – dies hatte er mit mir gemein, und tatsächlich stammte, wie ich später hörte, unsere Mutter von Zigeunern ab; dies erklärt vieles von der angeborenen Wildheit, die in unseren Naturen steckte. Ich war schon wild genug, aber Gabriel war noch wilder. Nichts

konnte ihn dazu bewegen, Schuhe oder Strümpfe anzuziehen, außer an Sonntagen, an denen er es auch erlaubte, dass sein Haar gekämmt wurde, aber nur von mir. Wie soll ich die Anmut jenes lieblichen Mundes beschreiben, wahrhaftig geschwungen wie ein *»arc d'amour«!* Ich denke dabei immer an den Text des Psalms: »Anmut verströmen deine Lippen, und darum hat Gott dich in Ewigkeit gesegnet« – Lippen, die den puren Atem des Lebens auszuströmen schienen. Dann jene schöne, geschmeidige, lebendige, biegsame Gestalt!

Er vermochte schneller zu rennen als jeder Hirsch, wie ein Eichhörnchen zum obersten Zweig eines Baumes zu springen; er konnte als ein Zeichen und Symbol der Lebenskraft selbst stehen. Aber selten konnte er von Mlle. Vonnaert dazu veranlasst werden, seine Lektionen zu lernen, doch wenn er es tat, so lernte er mit außergewöhnlicher Schnelligkeit. Er spielte auf jedem erdenklichen Instrument, hielt eine Violine hier oder dort, überall außer an der richtigen Stelle, fertigte sich Musikinstrumente aus Rohr, sogar aus Zweigen. Mlle. Vonnaert unternahm vergebliche Versuche, ihn dazu zu bewegen, Klavier spielen zu lernen. Ich glaube, er war das, was man »verdorben« nennt, doch ausschließlich im äußerlichen Sinn des Wortes. Unser Vater erlaubte ihm, jeder Caprice nachzugeben.

Als er noch ein recht kleines Kind war, bestand eine seiner Eigentümlichkeiten im Grauen vor dem Anblick von Fleisch. Nichts auf der Welt konnte ihn dazu bringen, davon zu kosten. Ein anderer Umstand, der einzigartig bemerkenswert an ihm war, war seine außergewöhnliche Macht über Tiere. Ein jedes schien sich zahm seiner Hand zu nähern. Vögel saßen auf seinen Schultern. Manchmal verloren Mlle. Vonnaert und ich ihn im Wald – er pflegte plötzlich davonzustürzen. Dann fanden wir ihn für gewöhnlich, wie er sich selbst sanft etwas sang oder spielte, umgeben von allen Arten von Waldgeschöpfen – von Igeln, kleinen Füchsen, wilden Kaninchen, Murmeltieren, Eichhörnchen und dergleichen. Er brachte sie regelmäßig mit nach Hause und bestand darauf, sie zu behalten. Diese seltsame Menagerie war der Schrecken der armen Mlle. Vonnaert. Er hatte sich zur Wohnung einen Raum in der Spitze eines Turmes erwählt, den er, anstatt die Treppe zu benutzen, vermittelst eines sehr hohen Kastanienbaumes durch das Fenster erreichte. Doch im Widerspruch zu all dem war es seine Gewohnheit, in jeder Sonntagsmesse in der Pfarrkirche zu dienen, mit hübsch gekämmtem Haar und in weißem Chorhemd und roter Soutane. Er sah so sittsam und zahm aus wie irgend möglich. Dann kam das Element des Göttlichen hervor. Welch ein Ausdruck von Verzückung lag in jenen glänzenden Augen!

Bisher habe ich noch nicht von dem Vampir gesprochen. Nun lassen Sie mich aber endlich mit meiner Geschichte beginnen. Eines Tages musste mein Vater zu dem benachbarten Städtchen gehen, wie so oft. Diesmal kehrte er in der Begleitung eines Gastes zurück. Der Herr, sagte er, habe den Zug durch die verspätete Ankunft eines anderen Zuges an unserem Bahnhof verpasst, der eine Anschlussstation war, und er hätte deshalb die ganze Nacht dort warten müssen, da die Züge in unserem Teil des Landes nicht häufig verkehren. Er hatte sich mit meinem Vater in dem verspäteten Zug unterhalten, der aus der Stadt kam, und hatte deshalb die Einladung meines Vaters angenommen, die Nacht in unserem Hause zu verbringen. Natürlich sind wir, wie Sie wissen, in jenen abgelegenen Landstrichen beinahe patriarchalisch in unserer Gastfreundschaft.

Er wurde als Graf Vardalek vorgestellt; der Name sei ungarisch. Aber er sprach gut genug Deutsch, nicht mit der monotonen Betonung der Ungarn, sondern wenn überhaupt, dann mit einem leicht slavischen Tonfall. Seine Stimme war einzigartig sanft und einschmeichelnd. Wir fanden sehr bald heraus, dass er auch Polnisch sprechen konnte, und Mlle. Vonnaert bezeugte sein gutes Französisch. Tatsächlich schien er alle Sprachen zu beherrschen. Doch lassen Sie mich meine ersten Eindrücke wiedergeben. Er war ziemlich groß, mit hellem, welligem, recht langem Haar, welches eine gewisse Unmännlichkeit in seinem sanften Gesicht betonte. Ich kann nicht sagen, warum es mir so schien, doch an seiner Gestalt war etwas Schlangenhaftes. Die Gesichtszüge waren fein, und er hatte lange, schmale, feingliedrige, faszinierend aussehende Hände, eine etwas krumme, lange Nase, einen anmutigen Mund und ein anziehendes Lächeln, das die eindringliche Traurigkeit in dem Ausdruck seiner Augen Lügen strafte. Als er ankam, waren seine Augen halb geschlossen – tatsächlich waren sie für gewöhnlich so –, weshalb ich ihre Farbe nicht bestimmen konnte. Er wirkte abgespannt und ermüdet. Ich konnte unmöglich sein Alter erraten.

Plötzlich stürmte Gabriel in das Zimmer; ein gelber Schmetterling hing in seinem Haar. In seinen Armen trug er ein kleines Eichhörnchen. Natürlich war er wie üblich barfuß. Bei seinem Herannahen schaute der Fremde auf. Jetzt nahm ich seine Augen wahr. Sie waren grün; sie schienen sich zu weiten und größer zu werden. Gabriel stand nun stocksteif da, mit einem überraschten Blick wie dem eines Vogels, der von einer Schlange gefesselt ist. Aber trotzdem streckte er die Hand nach dem Neuankömmling aus. Ich weiß nicht, warum ich diesen trivialen Umstand bemerkte, doch als Vardalek seine Hand nahm, drückte er mit dem Zeigefinger auf Gabriels Puls. Unvermittelt schoss Gabriel aus dem

Zimmer und nach oben; diesmal benutzte er die Treppe anstatt des Baumes. Ich war entsetzt darüber, was der Graf von ihm denken mochte. Meine Erleichterung war groß, als Gabriel in seinem samtenem Sonntagsanzug und in Schuhen und Strümpfen herabkam. Ich kämmte ihm das Haar und ordnete sein Aussehen.

Als der Fremde zum Abendessen herunterkam, schien sich seine Erscheinung irgendwie verändert zu haben; er sah viel jünger aus. Da war eine Spannkraft in seiner Haut, verbunden mit einer zarten Gesichtsfarbe, die man selten bei einem Mann findet. Zuvor war er mir sehr bleich vorgekommen.

Nun, bei dem Dinner waren wir alle von ihm bezaubert, besonders mein Vater. Der Graf schien mit allen besonderen Vorlieben meines Vaters gründlich vertraut zu sein. Einmal, als mein Vater über seine militärischen Erfahrungen berichtete, sagte er etwas über einen Trommlerknaben, der in der Schlacht verwundet worden war. Die Augen des Fremden öffneten sich wieder vollständig und weiteten sich, diesmal in einem besonders unangenehmen Ausdruck, dumpf und tot und zugleich belebt von einer schrecklichen Erregung. Doch dies währte nur einen Augenblick.

Den Hauptgegenstand seiner Konversation mit meinem Vater bildeten gewisse seltsame, mystische Bücher, die mein Vater erst kürzlich erworben hatte und aus denen er nicht klug werden konnte, doch Vardalek schien sie vollständig zu verstehen. Während des Nachtischs fragte mein Vater ihn, ob er in großer Eile sei, sein Ziel zu erreichen; wenn nicht, so könne er doch noch eine kleine Weile bei uns bleiben; obwohl unser Haus abseits liege, werde er in dessen Bibliothek doch vieles finden, das ihn interessieren mochte.

Er antwortete: »Ich bin nicht in Eile. Ich habe überhaupt keinen besonderen Grund, an mein Ziel zu gelangen, und wenn ich Ihnen dabei behilflich sein kann, jene Bücher zu entschlüsseln, würde ich dies nur zu gern tun.« Er fügte mit einem Lächeln, das bitter, sehr, sehr bitter war, hinzu: »Sie sehen, ich bin ein Kosmopolit, ein Wanderer auf dem Gesicht der Erde.«

Nach dem Dinner fragte mein Vater ihn, ob er Klavier spiele. Er sagte: »Ja, ein wenig«, und er setzte sich an das Piano. Dann spielte er einen ungarischen *Csardas* – wild, rhapsodisch, wundervoll.

Dies ist die Musik, welche die Menschen verrückt macht. Er spielte in derselben Art weiter.

Gabriel stand stocksteif mit aufgerissenen und starrenden Augen bei dem Piano; sein Körper zitterte. Schließlich sagte er sehr langsam bei einem besonderen Motiv – in Ermangelung eines treffenderen Wortes

mögen Sie es die *relâche* eines *Csardas* nennen, womit ich die Stelle meine, wo der ursprüngliche quasi-langsame Satz erneut beginnt – »Ja, ich glaube, das könnte ich spielen.«

Dann holte er schnell seine Fidel und sein selbstgebautes Xylophon und gab die Melodie tatsächlich sehr gut wieder, wobei er die Instrumente abwechselte.

Vardalek schaute ihn an und sagte mit einer sehr traurigen Stimme: »Armes Kind. Du trägst die Seele der Musik in dir.«

Ich konnte nicht verstehen, warum er Gabriel bemitleidete, anstatt ihm zu gratulieren, da er sicherlich ein außergewöhnliches Talent zeigte.

Gabriel war so scheu wie die wilden Tiere, die sich ihm gegenüber zahm zeigten. Nie zuvor hatte er sich mit einem Fremden abgegeben. In der Regel hielt er sich versteckt, wenn zufällig ein Fremder in das Haus kam, und ich musste ihm seine Mahlzeiten in das Turmzimmer hinaufbringen. Sie mögen sich meine Überraschung vorstellen, als ich ihn am nächsten Morgen Hand in Hand mit Vardalek im Garten umhergehen und sich angeregt mit ihm unterhalten sah, und er zeigte ihm seine Sammlung von Haustieren, die er in den Wäldern aufgelesen hatte und für die er einen regelrechten zoologischen Garten hatte einrichten müssen. Er schien völlig unter der Herrschaft Vardaleks zu stehen. Was uns überraschte, war (denn im übrigen mochten wir den Fremden, besonders da er freundlich zu Gabriel war), dass er allmählich seine gewöhnliche Gesundheit und Lebenskraft verlor, unmerklich zunächst – außer vielleicht für mich, die ich alles wahrnahm, was ihn betraf. Er wurde noch nicht blass, doch in seinen Bewegungen war eine gewisse Mattigkeit, die auf keinen Fall schon vorher dagewesen war.

Mein Vater wurde mehr und mehr dem Grafen Vardalek ergeben. Er half ihm bei seinen Studien, und mein Vater erlaubte ihm kaum fortzureisen, was er doch manchmal tat – nach Triest, sagte er; er kam jedes Mal zurück und brachte uns Geschenke mit, die aus seltsamen orientalischen Juwelen oder Stoffen bestanden.

Ich wusste, dass alle Arten von Menschen nach Triest kamen, Orientalen eingeschlossen. Dennoch lag eine Seltsamkeit und Pracht um diese Dinge, die mich sogar damals schon sicher sein ließen, dass sie nicht von einem Ort wie Triest stammen konnten, der mir hauptsächlich durch seine Halsbindenläden in Erinnerung geblieben war.

Wenn Vardalek fort war, fragte Gabriel beständig nach ihm und sprach über ihn. Dann schien er gleichzeitig seine alte Vitalität und seine Lebensgeister wiederzuerlangen. Wenn Vardalek zurückkehrte, sah er jedes Mal viel älter, blass und erschöpft aus. Gabriel pflegte ihm

entgegenzustürmen und ihn auf den Mund zu küssen. Dann durchrieselte Vardalek ein leises Zittern, und nach einer kleinen Weile begann er wieder recht jung auszusehen.

So setzte es sich einige Zeit lang fort. Mein Vater wollte andauernd nichts davon hören, dass Vardalek Abschied nehme. So wurde er zu unserem Hausgenossen. Doch genauso wie Mlle. Vonnaert musste ich einfach bemerken, welch eine völlige Veränderung mit Gabriel vorgegangen war. Aber mein Vater schien vollkommen blind dafür zu sein.

Eines Nachts war ich die Treppe hinuntergegangen, um etwas zu holen, das ich im Wohnzimmer liegen gelassen hatte. Als ich wieder hinauf ging, lief ich an Vardaleks Zimmer vorbei. Auf dem Piano, das eigens für ihn dorthin gebracht worden war, spielte er sehr schön eines der Nocturnos von Chopin; ich hielt inne, lehnte mich an das Geländer und lauschte.

Etwas Weißes erschien in dem dunklen Treppenhaus. In unserem Landstrich glaubte man an Geister. Ich war wie versteinert von Schrecken und hielt mich am Geländer fest. Wie groß war mein Erstaunen, als ich sah, dass es Gabriel war, der langsam die Treppe hinunterstieg; seine Augen starrten wie in Trance. Dies entsetzte mich sogar mehr als es ein Geist getan hätte. Konnte ich meinen Sinnen trauen? Konnte dies Gabriel sein?

Ich vermochte mich einfach nicht zu bewegen. Gabriel, der in sein langes weißes Nachthemd gekleidet war, kam herab und öffnete die Tür. Er ließ sie offen.

Vardalek setzte sein Spiel noch fort, doch er sprach, während er spielte.

Er sagte – diesmal sprach er Polnisch – *Nie umiem wyrazic jak ciehie kocham* –»Mein Liebster, gern würde ich dich verschonen, doch dein Leben ist mein Leben, und ich, der ich lieber sterben wollte, muss leben. Wird Gott nicht ein wenig Gnade mit mir haben? Oh, oh! Leben, oh, die Folter des Lebens!« Jetzt schlug er einen verzweifelten und seltsamen Akkord an und setzte dann sein Spiel sanft fort. »O Gabriel, mein Geliebter! Mein Leben, ja, *Leben* – oh, warum Leben? Ich bin gewiss, dass es nur wenig ist, was ich von dir fordere. Sicherlich kann die Überfülle von Leben ein wenig für jemanden entbehren, der schon fast tot ist. Nein, bleib«, sagte er beinahe grob, »was sein muss, muss sein!«

Gabriel stand ziemlich still in dem Zimmer, noch immer mit demselben gefesselten, leeren Ausdruck in seinen Augen. Er schlafwandelte offensichtlich. Vardalek spielte weiter und sagte dann: »Ah!« mit einem Seufzer voll schrecklicher Verzweiflung, dann sehr milde: »Geh nun,

Gabriel, es ist genug.« Und Gabriel ging aus dem Zimmer und stieg die Treppe in derselben Langsamkeit und mit demselben unbewussten, starren Blick wieder hoch. Vardalek schlug das Piano an, und obwohl er nicht laut spielte, schien es doch so, als wollten die Saiten reißen. Nie zuvor hörte man so seltsame und so herzzerreißende Musik!

Ich weiß nur, dass ich von Mlle. Vonnaert am nächsten Morgen im Zustand der Bewusstlosigkeit am Fuße der Treppe gefunden wurde. War es doch nur ein Traum gewesen? Ich bin mir jetzt sicher, dass dem nicht so war. Damals aber dachte ich, es sei so, und sagte niemandem etwas darüber. Was hätte ich auch sagen können?

Nun, um es kurz zu machen: Gabriel, der in seinem Leben nicht einen Augenblick der Krankheit gekannt hatte, erkrankte. Und wir mussten nach Graz um einem Doktor schicken, der keine Erklärung für Gabriels seltsame Krankheit angeben konnte. Graduelles Dahinsiechen, sagte er, absolut keine organischen Leiden. Was konnte dies bedeuten? Schließlich wurde meinem Vater die Tatsache bewusst, dass Gabriel krank war. Seine Sorge war beängstigend. Die letzte Spur von Grau verschwand aus seinem Haar, und es wurde völlig weiß. Wir ließen Ärzte aus Wien kommen, doch alles zeitigte dasselbe Ergebnis.

Gabriel war im Allgemeinen bewusstlos, und wenn er zu Bewusstsein kam, schien er nur Vardalek zu erkennen, der fortwährend an seinem Bett saß und sich mit der äußersten Zartheit um ihn kümmerte.

Eines Tages war ich allein in dem Raum, und Vardalek schrie plötzlich, beinahe fanatisch: »Hole sofort den Priester, sofort!« wiederholte er. »Es ist beinahe schon zu spät!«

Gabriel streckte die Arme krampfartig aus und schlang sie um Vardaleks Nacken. Dies war die erste Bewegung seit einiger Zeit. Vardalek beugte sich zu ihm und küsste ihn auf die Lippen. Ich stürzte hinunter, und es wurde nach dem Priester geschickt. Als ich zurückkam, war Vardalek nicht mehr da. Der Priester spendete die Letzte Ölung. Ich glaube, Gabriel war schon tot, doch damals dachten wir nicht an diese Möglichkeit.

Vardalek war endgültig verschwunden; als wir nach ihm suchten, war er nirgends zu finden, noch habe ich je wieder etwas von ihm gehört.

Mein Vater starb sehr bald danach; er war plötzlich gealtert und vom Leid niedergedrückt. Und so gelangte das gesamte Eigentum der Wronskis in meinen Besitz. Und hier bin ich nun, eine alte Frau, die allgemein dafür ausgelacht wird, dass sie im Gedenken an Gabriel ein Asyl für streunende Tiere unterhält – und in der Regel glauben die Leute nicht an Vampire!

ELIZABETH ENGSTROM

Erkenne dich selbst!

Da er mit schadhaften Zäpfchen in den Retinas seiner Augen geboren wurde, hätte Simon nicht zu sagen vermocht, welche Farbe die Strapse der Prostituierten hatten, nur dass es sich um Billigware handelte. Sie leisteten befriedigenden Widerstand, bevor sie sich lösten und er die Stofffetzen in Händen hielt. Er hakte den Verschluss auf, dann schob er ihre Brüste oben aus dem BH und saugte daran.

Sie fühlte sich ja so gut an.

Ihre Haut war jung und straff, glatt und makellos.

Er warf sie auf den Bauch, zog ihre Hüften zu sich hoch und rieb sich an ihr. Es gefiel ihm, wie ihre befreiten Brüste seine Hände ausfüllten.

»Was ist denn das?«, fragte er, als seine Finger eine Geschwulst an ihrem Brustkorb ertasteten, wenige Zentimeter unter ihrer rechten Brust.

»Nichts«, sagte sie und zuckte unter der Berührung zusammen.

Das Letzte, was Simon jetzt brauchte, war eine Prostituierte mit einer Geschwulst. Er spürte, wie seine prächtige Erektion verging. Er warf die Frau herum und hielt sie mit einer Hand unten. Es war eindeutig eine Geschwulst.

»Das ist nichts«, klagte sie, doch er hielt sie weiter fest, um daran tasten zu können. Er war zwei Jahre lang zur Ärzteschule gegangen, bevor sie herausgefunden hatten, dass er subnormal war, nur schwarzweiß sah, und ihm nahelegten, doch einen anderen Beruf zu ergreifen. Die Veterinärschule hatte kein Problem mit seinem Defizit gehabt, aber seine Gier nach menschlicher Anatomie und Humanmedizin hatte er nie unterdrücken können.

Gott, wie sehr er sich wünschte, ein normales Leben zu führen, normalen Sex mit einer normalen Freundin zu haben! Aber nein. Nicht er. Er musste für seinen Sex bezahlen. Hatte schon immer dafür bezahlt, würde auch immer dafür bezahlen. Und wohin führte ihn das? Zu Geschwüren.

Er berührte es, und es wurde hart.

»Lass die Finger davon.« Sie bäumte sich unter ihm auf, versuchte ihn abzuwerfen.

Er packte sie fester und stellte mit heimlichem Vergnügen fest, dass seine Erektion zurückkehrte. Er wusste nicht, ob es an der Anomalie lag

oder an seinem groben Umgang mit ihr. Er hielt sie fest und tastete das Geschwür ab. Es wurde größer und versteifte sich.

»Das ist doch ein Nippel«, flüsterte er, und sein Schwanz pulsierte. Er glitt in sie hinein, erfreut über den kleinen Seufzer, den sie ausstieß. Dann bewegte er sich langsam, wobei eine Hand an einer zarten, festen jungen Brust herumfingerte und die andere mit dem seltsamen kleinen Nippel spielte. Das Leben war eine wahre Wonne.

Er stieß sie von sich und blickte im düsteren Schein seines Schlafzimmers auf sie herab. Schweißperlen bedeckten ihre Oberlippe. Haarsträhnen klebten ihr an Stirn und Schläfe. Er glaubte nicht, dass er schon einmal eine Frau wirklich erregt hatte. Ihre Nippel waren steif – er warf sie herum und betrachtete sie –, alle drei. Er berührte den einen, den seltsamen, drückte ihn leicht, und ein Tropfen Flüssigkeit trat hervor.

Sein Schwanz fühlte sich an, als habe er doppelten Umfang angenommen.

Er rieb sich an ihrem Bein und umschloss den kleinen Nippel min seinem Mund. Er saugte daran und nahm einen herzhaften Geschmack wahr. Es schmeckte wie ... wie etwas Frisches, etwas aus seiner Kindheit. Als er einmal etwas ausprobiert hatte ... er konnte sich nicht mehr genau erinnern ...

Er setzte sich auf und sann dem Geschmack nach, versuchte sich zu erinnern ... sich zu erinnern ...

Sie berührte seinen Arm. Er schaute sie an, ihr junges Gesicht, ihre glänzenden Augen. Er musterte das geometrische Muster auf dem Laken, und es sah verändert aus. Er erkannte es nicht wieder Alles war verändert. Alles schien jetzt schärfer umrissen zu sein, als erlebe er auf einmal eine neue Tiefe der Wahrnehmung.

Farben! Er sah Farben! Er schloss die Augen und rieb sie, dachte, dass jede Zeichentrickfigur sich so verhalten hätte, doch als er die Augen wieder aufschlug, waren die Farben immer noch da.

Überall Farben!

Seine Erektion war vergangen und seine Lust vergessen, als er aus dem Bett sprang und das Licht anknipste. Er schnappte sich den Bademantel. Er war einfach wunderschön. »Was ist das für eine Farbe?«, fragte er.

»Irgendwie beige«, sagte sie.

»Beige«, wiederholte er. Er hob ein Buch hoch. »Und das?«

»Rot.« Sie begann zu lächeln.

»Und das?«

»Braun.«

»Und das?«

»Grün.«

»Ist das hier auch grün?«

Sie nickte.

»Und das hier?«

»Das hat einen Stich ins Gelbliche.«

»Gelblich?«

Sie blickte sich um und sah in seinem offenen Schrank ein Hemd an einem Bügel hängen. »Gelb«, sagte sie und deutete darauf.

»Gelb«, sagte er voller Ehrfurcht, ging hin und nahm das Hemd aus dem Schrank. Er hatte noch nie etwas so Schönes gesehen. Er streifte es über und ging ins Bad. Er knipste das Licht an. »Ha!«, rief er. »Meine Augen sind grün. Mein Bad ist blau. Meine Handtücher sind ...« Er brachte sie ins Zimmer.

»Orange«, sagte sie.

»Orange! Ha!« Er ging im Zimmer umher und berührte Gegenstände, die er schon Tausende von Malen gesehen hatte, aber immer nur schwarzweiß. Er hatte noch nie Farben gesehen, noch nie. Er war überwältigt vom Überfluss der Farben, von ihrer Vielfalt. Er betrachtete ganze fünf Minuten lang das eingeölte Eichenholz des Barhockers. Er öffnete alle Wandschränke und war erstaunt über die Farben auf den Päckchen. Die Bilder, die Gemälde an den Wänden ...

Schließlich fiel ihm das Mädchen im Nebenzimmer wieder ein. Er kehrte zu ihr zurück. Sie saß aufrecht, rauchte eine Zigarette. Ihr BH und die heruntergerissenen Strapse waren rot. Sie lächelte ihn an. »Ich kann's gar nicht glauben«, sagte er. »Ich habe noch nie Farben gesehen. Noch nie. Das ist einfach unfassbar. Auf einmal kann ich sehen! Ich kann sehen!«

Sie lächelte – ein zögerndes, verdutztes Lächeln. »Ach so«, sagte sie und sog tief den Rauch ein. »Du bist das.«

»Ich bin wer?«

»Der, von dem meine Mutter mir erzählte.« Sie schüttelte den Kopf und drückte die Kippe aus. »Erstaunlich. Einfach erstaunlich.«

Simon blickte sie an, hatte aber keinen Nerv für sie. »Keine Ahnung, wovon du redest.«

»Ist ja auch egal.« Sie legte die Strapse wieder an, zog ihre schlaffen Nylons hoch und hakte sie fest. »Ich überlass dich deinen Farben.« Sie schlüpfte in ihr Kleid, dann streckte sie die Hand aus »Zwanzig.«

Er angelte nach seiner Hose und nestelte nach etwas in seinen Taschen. Er zog zwei Scheine heraus, blickte darauf. »Sie sind wunderschön.«

»Ja«, sagte sie und entriss sie ihm. Sie öffnete ihr Portemonnaie, stopfte das Geld hinein, dann holte sie einen Lippenstift heraus. »Stehst du auf Rot?«

»Ja«, sagte er.

»Gut.« Sie schrieb ihre Telefonnummer auf seinen Spiegel.

Simon konnte die Vielfalt der Natur gar nicht fassen. Auf dem Weg zur Arbeit hätte er fast sein Auto (weiß mit beiger Innenausstattung) zu Schrott gefahren. Die Welt war so grün. Er staunte über die Sekretärin (ein Rotschopf mit dunkelgrünem Lidschatten und pinkfarbenem Lippenstift), über das Wartezimmer (grüne Wände, grüner Boden, grüne Pflanzen, grüne Vorhänge, braune Stühle), über die Farben der Arzneien und ihrer Etiketten, die er jahrein, jahraus jeden Tag gesehen hatte. Aber am meisten verblüfften ihn die Farben der Tiere, die durch seine Tür kamen.

Der erste Patient war eine gelb-schwarzweiße Katze mit den dunkelsten gelblich-grünen Augen, die er je zu Gesicht bekommen hatte. Er konnte überhaupt nicht mehr aufhören, von der Schönheit dieser Katze zu schwärmen. Anfangs war die Besitzerin erfreut, doch als Simon die Katze ständig streichelte und ihr in die Augen sah, begann sie das Haustier vor ihm abzuschirmen. Schließlich nahm sie das Tier auf den Arm und presste es an sich. Simon blickte hoch, und die Frau musterte ihn argwöhnisch.

Simon wurde bewusst, dass er besser vorsichtig sein sollte.

Der Nächste war ein Weimaraner. Er konnte nicht herausfinden, welche Farbe er hatte. Als die Besitzerin mit dem Hund gegangen war, rief er die Sekretärin herein und fragte sie, welche Farbe der Hund gehabt habe. »Irgendwie leberfarben, schätze ich«, sagte sie, und auf einmal konnte Simon es gar nicht mehr abwarten, eine Operation durchzuführen, um herauszufinden, welche Farben es im Inneren der Tiere gab.

Seltsamerweise genügte schon das reich hervorquellende Blutrot beim ersten Ansetzen des Skalpells, dass sich ihm der Magen umdrehte. Er war nie sehr zimperlich gewesen, aber er hatte auch noch nie die Farbe von Blut gesehen.

Die Farben im Inneren der Hündin, der er die Eierstöcke entfernte, faszinierten ihn. Er war ganz außer sich. Er wollte den ganzen Tag darin herumkratzen, sie sezieren und einen Blick auf die Lunge werfen, auf das Herz, auf das Gehirn.

Er konnte sich nur mühsam beherrschen. Aber er schaffte es durch den Tag.

Was für ein wundervoller Tag.

Erst fast eine Woche später nahm er sich die Zeit, darüber nachzudenken, wieso er auf einmal Farben sehen konnte. Fast eine Woche

verging, bis er sein neues Sehvermögen so weit für selbstverständlich nahm, dass er sich über so etwas Gedanken machen konnte.

Es währte eine Woche. Etwa so lange wie sein neues Sehvermögen.

Erst merkte er, dass das Blut wieder grau geworden war.

Dann merkte er, dass alle Katzen wieder grau waren.

Und dann merkte er, dass auch sein gelbes Hemd wieder grau war.

Er begann zu hyperventilieren und musste aus dem Haus laufen. Als er zurückkehrte, war die ganze Welt ein einziges Meer grauer Schattierungen.

Er kaufte auf dem Heimweg eine Flasche Wein, damit sie ihm Gesellschaft leistete. ›Black & White‹. Schöne Gesellschaft. Mehr hatte er nicht verdient.

Er schenkte sich ein Glas der grauen Flüssigkeit ein, setzte sich in seinem grauen Wohnzimmer in seinen grauen Sessel und trank. Er konnte durch die Tür den Schlafzimmerspiegel sehen. Er konnte auf dem Spiegel ihre Telefonnummer, schwarz geschrieben, sehen.

Er trank, bis nichts mehr hineinging, dann warf er sich aufs Bett und versank in unruhigen Schlaf.

Er träumte in Farbe. Fantastische Technikolorbilder durchschwemmten stundenlang seine Psyche. Er sah sich in seinem Traum selbst, wie er mit offenem Mund das Kaleidoskop der Bilder anstarrte.

Beim Erwachen schmeckte er es. Ihr Elixier. Er brauchte mehr.

Aufgeregt rief er seine Sekretärin an und gab ihr Anweisung, seine Termine für den Tag abzusagen. Er musste nachdenken. Er brauchte einen Plan.

Er ging im Zimmer auf und ab, und die Telefonnummer der Hure brannte sich in seine deformierten Retinas ein. Er musste sie anrufen. Er *brauchte* sie.

Er hasste es, dass er sie brauchte. Er kam sich wie ein Junkie vor.

Sie konnte ihn ausnutzen. Sie hatte etwas, das er wollte, etwas, das er benötigte, und sie konnte ihn damit erpressen, es gegen ihn verwenden. Kaum auszudenken, welchen Preis eine skrupellose Prostituierte für so eine persönliche, seltene Droge verlangen mochte.

Er würde ihn bezahlen, wie hoch er auch war.

Oder nicht? Gab es eine Grenze? Immerhin hatte er fast vierzig Jahre lang ohne Farben gelebt, und jetzt, nach einer Woche, war er schon bereit, seine Seele zu verkaufen, um farbig sehen zu können?

Das ergab doch keinen Sinn.

Natürlich ergab es einen Sinn. Er wollte es einfach, weil er sich dann prächtig und zum ersten Mal allen anderen ebenbürtig fühlte. Er fühlte sich damit normal. Er wusste, dass niemand durch bloßen Augenschein

erkennen konnte, dass er anders war, aber *er fühlte* sich anders. Er wusste es. Und wenn er ein richtiges Sehvermögen hatte, fühlte er sich auch nicht mehr unterlegen. Er hatte sich sein Leben lang niedriger, schleimiger, unwürdiger gefühlt. Simon war es gewohnt, sich immer wieder zu sagen, was für ein Wurm er doch sei, und es auch noch zu glauben.

Aber das war Unfug. *Er fühlte* sich unterlegen, aber er *war* es nicht.

Er musste sein farbiges Sehvermögen zurückerlangen. Nur das allein, das *allein* machte ihn normal. Völlig normal. Ebenbürtig und gleichrangig mit jedem anderen.

Er nahm den Hörer ab. Und legte ihn wieder auf. Erst brauchte er einen Plan. Er musste genau wissen, wie viel er zu zahlen bereit war.

Er ging auf und ab, bis der Abend dämmerte, und wurde immer aufgeregter.

Er rief im Büro an und hinterließ auf dem Anrufbeantworter eine Nachricht für die Sekretärin. Sie sollte auch anderntags seine Termine absagen.

Dann setzte er sich und ließ zu, dass die Realität über ihn hereinbrach. Die Idee, die er im Hinterkopf gehabt hatte, diese eine Idee, diese schlechte Idee, die er sich nicht hatte eingestehen wollen. Sie legte sich jetzt um seinen Verstand wie ein modriges Tuch.

Er würde ihr nichts bezahlen. Er würde sie holen, festhalten und nicht mehr weglassen. Er würde Herr der Lage sein. Er hatte es satt, nach jedermanns Pfeife zu tanzen. Erst seine Eltern, dann die Trottel an der Ärzteschule. Dann die Veterinär-Professoren. Dann seine Klienten. Es war, als habe er keinen Mumm.

Aber jetzt würde *er* das Sagen haben. Wenigstens ein Mal.

Sein Schwanz drückte gegen seine Hose, als er anschwoll. Er fuhr zur Klinik, um einige Dinge zusammenzusuchen, die er benötigte.

Dann rief er sie an.

Sie war kaum zur Tür herein, als er sie schon zu Boden warf und ihr die Kleider vom Leib riss. Er wunderte sich selbst über sein Verhalten, es sah ihm nicht ähnlich, aber er war so begierig, so versessen darauf, so verzweifelt...

Und es gefiel ihr. Es gefiel ihr sogar sehr.

Ahhh. Die Flüssigkeit lief wie Öl über seine Zunge, und als er sich genug an dem eigenartigen Aroma ergötzt hatte, schlug er die Augen auf und sah prächtige Farben.

Er packte sie an der Hand und zog sie hinter sich her ins Schlafzimmer.

Als er fertig war, lagen sie nebeneinander, sie rauchte eine Zigarette, er versuchte, sich die Nuance jeder Farbe einzuprägen, jede Schattierung, Tönung und Färbung in Sichtweite.

»Wie heißt du?«, wollte er wissen.

»Alexandria.«

»Willst du mich heiraten?«

Sie schnaubte verächtlich und verließ das Bett, sammelte ihre Kleidung auf.

Er blieb ruhig liegen und sah ihr beim Anziehen zu. Sie blickte ihn mit gerunzelter Stirn an und zeigte ihm die geplatzte Naht an ihrer Bluse. Den Knopf hatte er ihr auch vom Kleid gerissen und den Reißverschluss zerfetzt.

Sie kam zu seiner Bettseite und schaute auf ihn herunter, ihre langen, glatten Beine in Reichweite. Er griff danach. Sie wich zurück. »Zwanzig«, sagte sie, »plus weitere zwanzig für die Klamotten.«

»Heirate mich, Alexandria.«

»Auf keinen Fall.«

»Bitte.«

»Warum sollte ich?«

»Ich brauche dich.«

»Du hast meine Nummer.«

»Das genügt nicht.«

»Dein Pech. Her mit dem Geld.«

»Ich flehe dich an.«

»Simon«, sagte sie mit ernstem Blick. »Ich bin nicht der Grund für dein farbiges Sehvermögen.«

Er öffnete das Kopfbrett und nahm eine Spritze heraus. Bevor sie reagieren konnte, hatte er sie schon gepackt und ihr die Nadel tief ins Gesäß gerammt. Er drückte auf den Kolben, und eine volle Dosis Beruhigungsmittel für Tiere schoss in ihren Blutstrom. Sie entzog sich ihm taumelnd und schaffte es durchs Wohnzimmer bis zur Tür.

Er fing sie auf, als sie umkippte, und trug sie ins Schlafzimmer zurück.

Er verbrachte eine Stunde damit, ihr die Kleidung auszuziehen. Er betrachtete alle Farben ihres verblichenen Jeans-Minirocks, innen wie außen. Er erforschte alle Details ihres Slips, ihrer Bluse, ihres BHs. Er inspizierte sie von den pink bemalten Zehennägeln, die broncefarbenen Beine hoch, bis zum rötlich-blonden Schamhaar, über die sonnengebräunten geschwungenen Formen bis zu den hinreißenden Brüsten, die Sommersprossen auf ihrer Brust, die zu denen auf ihrer Nase passten, die Überreste des roten Lippenstifts und ihr Haar, rötlich-

blond wie unten. Sie war lang und schlank, und ihre Formen gefielen ihm.

Er berührte einen Nippel, und er zog sich zurück wie die Seeanemonen, die er im Aquarium gesehen hatte. Er berührte den anderen, und das Gleiche geschah. Dann berührte er den eigenartigen kleinen Nippel, und auch er verhielt sich wie die anderen.

Er presste ihn, aber es trat keine Flüssigkeit aus. Er saugte daran, bekam jedoch nichts heraus. Er bedeckte sie mit einem Tuch und wartete darauf, dass sie erwachte.

Sie schlief zwei Tage lang.

Mit wachsender Sorge wartete er auf Lebenszeichen. Nach dem ersten Tag war er sicher, sie getötet zu haben – offenbar hatte er ein unaufhebbares Koma herbeigeführt. Du Trottel, sagte er sich. Du Abschaum. Du *Wurm*.

Schließlich stöhnte sie auf, wälzte sich herum, und ihre Augenlider flatterten.

Er war so dankbar, dass er in Tränen ausbrach.

Er kleidete sie in seinen Bademantel und kochte ihr eine Suppe. Nachdem sie gegessen und ihr Kopfschmerz ein wenig nachgelassen hatte, zog er sie hoch und führte sie im Apartment herum, bis sie sich besser fühlte. Er entschuldigte sich immer wieder, doch sie schien keine Erinnerung daran zu haben, weshalb sie noch hier war.

Er nutzte die Gelegenheit und überzeugte sie, dass ihr furchtbar schlecht geworden sei und er sie wieder aufgepäppelt habe.

»Wie lange bin ich schon hier?«

»Zwei Tage.«

»Zwei Tage! Ich muss meine Mutter anrufen.«

Er reichte ihr den Hörer. Sie wählte mit blassen Fingern.

»Hallo, Mutti, ich bin's, Alexandria. Ich ruf dich später noch mal an.« Sie legte auf. »Anrufbeantworter«, sagte sie.

Sie ist bei kleinem Verstand, dachte Simon. Sicher kann ich sie zur Vernunft bringen. »Alexandria«, sagte er. »Wir müssen miteinander reden.«

»Worüber?« Sie sah mit jedem Moment besser aus.

»Ich brauche dich. Ich will dich um mich haben. Die ganze Zeit.«

»Du meinst mit mir leben?«

»Ja.«

»Das glaube ich nicht.«

»Warum nicht?«

»Ich kenne dich ja nicht einmal.«

Er schob sich vom Bett herunter, kniete nieder und nahm ihre Hände in seine. »Hör zu. Durch dich habe ich zum Leben gefunden. Ich bin ganz geworden. Ohne dich bin ich nichts. Ich *brauche* dich. Ich muss dich haben.«

Sie zog den Bademantel enger um sich. »Du machst mir Angst. Ich glaube, ich gehe besser heim.«

»Nein. Bitte nicht. Bitte bleib bei mir. Ich flehe dich an.«

Sie stand auf, um zu gehen, und er stieß ihr wieder die Nadel ins Gesäß. Diesmal war es die richtige Dosis.

Als sie einigermaßen bewusstlos war, baute er ein Gestell mit einer Infusion neben ihr auf, führte ihr durch den Tropf eine leichte Mixtur zu, gerade genug, um sie im Dämmerzustand zu halten. Er fesselte sie ans Bett, und als er fertig war, duschte er, rasierte sich und ging zur Arbeit.

Bei seiner Heimkehr befand sie sich noch im selben Zustand. Er stand da, blickte auf ihre halb geschlossenen Lider, und das Pulsieren in seinen Lenden setzte wieder ein. Sein Traum, Arzt zu werden, schoss ihm durch den Kopf. Mit ihr konnte er Arzt werden. Er konnte wieder auf die Ärzteschule gehen. Dann wäre er allen anderen noch ebenbürtiger. Vielleicht wäre er zur Abwechslung sogar einmal jemandem überlegen.

Er trat näher an sie heran und sah die dunklen Ringe unter ihren Augen. Er sah die tief eingekerbten Mundwinkel. Der Nippel blieb trocken.

Während der nächsten paar Tage hielt er sie in einem katatonischen Zustand, doch die Realität sah folgendermaßen aus: Alexandrias Elixier war ein Produkt ihrer Erregung, und solange er sie unter Drogen hielt, würde sie für ihn kein Manna der Götter absondern.

Besiegt sah er mit an, wie die Farben wieder zu schattigen Halbtönen verblassten, nahm die Infusion aus ihrem Arm und klebte ein Pflaster auf die Wunde. Jetzt, da dieses Experiment, seine letzte Chance, gescheitert war, kam er sich noch erbärmlicher vor. Wie lange hätte er sie hier behalten? Wochen? Monate? Jahre? Was hatte er sich dabei nur gedacht? Seine Handlungen waren kriminell, monströs. Er war ein Drecksack. Man sollte ihn abknallen wie einen räudigen Köter. Er hatte sie nicht verdient. Nicht ihre Jugend und nicht ihren Körper, ihre Hingabe nicht und auch nicht ihr ... ihr Elixier.

Er band sie los und legte sich neben sie. Sie schlang einen Arm um ihn, einen schweren, trägen Arm, und er drückte sie an sich, weinte in ihr Haar, schämte sich bis auf den Grund seiner Seele für seine Taten, für die Art und Weise, wie er sich verhalten hatte.

Aber seine Selbstvorwürfe hatten seine Erregung nicht gemindert, und kaum reagierte sie auf ihn, war er schon aus seiner Hose heraus und in

sie eingedrungen, wobei seine Hand mit diesem seltsamen kleinen Nippel spielte. In ihrer halb bewusstlosen Geilheit sickerte unablässig Flüssigkeit heraus, und Simon leckte sie auf wie ein kleiner Hund.

Einmal pro Woche. Auf mehr wollte sie sich nicht einlassen.

Jeden Montagabend um acht. Jeden Montagabend wartete er auf sie, und Furcht rumorte in seinen Eingeweiden. Was, wenn sie in der vorigen Woche ums Leben gekommen war? Sich in jemanden verliebt und nach Memphis gezogen war?

Aber jeden Montagabend um acht tauchte sie auf.

Sie quiekte, wenn er sie heftig umarmte und mit ihr ins Schlafzimmer sprang, wo er sie bearbeitete, bis diese liebliche kleine Flüssigkeit in Strömen hervorbrach, und dann trieb er es mit ihr. Stets flehte er sie an, ihn zu heiraten, und stets lachte sie ihn aus.

Eines Montagabends bat er sie, ein Kind von ihm zu bekommen, und diesmal fiel ihr Gelächter anders aus. Sie zog sich an und ging, und Simon lag auf seiner neuen, farbenprächtigen Bettdecke und dachte darüber nach. Ihm wurde klar, dass er sie davon überzeugen konnte, sein Kind zu empfangen. Dann würden sie für immer aneinander gebunden sein. Er machte sich an die Arbeit.

Die folgende Woche lagen sie nebeneinander auf seinem Bett, nachdem Simon den besten Sex seines Lebens gehabt hatte. Sie rauchte und starrte die Decke an; er spielte mit ihrem zierlichen Ohr.

»Machen wir einen Deal«, sagte sie.

»Hmmm?«

»Ich kriege dieses Baby von dir, aber unter einer Bedingung.«

Er wartete.

»Wenn es die Gabe hat, musst du es aufgeben und erlauben, dass meine Mutter und ich es großziehen.«

»Die Gabe?«

»Du weißt schon ...«

Natürlich wusste er, was sie meinte. Sie meinte den Nippel. Das Elixier. Die göttliche Brust.

Daran hatte er noch nicht gedacht. Was, wenn das Baby diese Gabe auch hatte? Wäre es nicht sein ganzes Leben lang eine perfekte und zuverlässige Quelle?

Du Perverser, dachte er. Du Schlange. Würdest du an der Brust deines eigenen Kindes saugen? Er war angewidert von sich selbst, zumal er wusste, dass er es tun würde.

»Würdest du denn während der Schwangerschaft bei mir leben?«

»Schon möglich.«

»Und danach?«

»Müssten wir sehen.«

»Okay«, sagte er nur, und die Abmachung war getroffen.

Sie zog am nächsten Tag ein. Simon kam von der Arbeit nach Hause und fand sie im Schlafzimmer vor, wo sie ihn erwartete. Sie packte ihn am Schlips und zog ihn zum Bett. Ihr hungriger Mund legte sich auf seinen, während ihre Hände geschickt seinen Gürtel öffneten, den Reißverschluss seiner Hose herunterzogen und ihm die Beinkleider samt Unterhose auf Kniehöhe zerrten.

Mit einer Wildheit, die er noch nie bei ihr erlebt hatte, warf sie ihn aufs Bett und spreizte seine Beine, ließ sich langsam, behutsam und heiß auf ihm nieder, so dass er mit den köstlichsten Empfindungen in sie eindrang.

Er schloss die Augen. Es war einfach himmlisch.

Er sah zu ihr hoch, und ihre Augen waren geschlossen. Sie konzentrierte sich. Ein Tropfen klarer Flüssigkeit funkelte auf der Spitze ihres dritten Nippels, lockte ihn, quälte ihn. Er berührte ihn, dann leckte er seinen Finger ab. 0 Gott, tat das gut.

Sie begann sich zu bewegen, und ihre Muskeln im Inneren flatterten wie Schmetterlinge, wie Vögel, wie Fledermäuse, und dann fühlte es sich an, als spitze ihr Schoß die Lippen und sauge wie durch einen Strohhalm den Samen aus ihm heraus. Er kam so heftig, so schnell, dass er gar keine Zeit hatte, das Gefühl zu genießen. In einem einzigen, qualvollen Strahl war alles vorbei.

Sie legte beide Hände auf ihren Bauch und lächelte ein stilles und geheimnisvolles Lächeln. Sie nickte. »Erledigt«, flüsterte sie und wälzte sich von ihm herunter, versank, ein Bein noch auf seiner zerknitterten Hose, in einen tiefen Schlaf.

Am nächsten Tag trocknete der überzählige Nippel aus und wurde zu wenig mehr als einem kleinen, verfärbten Stück Fleisch an ihrem Brustkorb.

Alexandria war schwanger.

Er ging zur Arbeit, und wenn er nach Hause kam, erwartete ihn gewöhnlich eine selbstgebrutzelte Mahlzeit. Die Häusliche zu spielen, schien ihr ebenso sehr zu gefallen wie ihm.

Sein Sehvermögen verblasste wieder zu Schwarzweiß. Er wurde reizbar und mürrisch.

Sie blühte auf und wurde rund und schwerfällig, rosig und kicherte ständig.

Er funkelte sie böse an.

Sie lachte ihn aus.

Er zählte die Tage. Sie vergingen mit einer Langsamkeit, die ihn schier in den Wahnsinn trieb. Neun Monate schwarzweiß. Nachdem er so lange Farben hatte sehen können, fühlte er sich jetzt behindert. Verbittert. Total und absolut entbehrlich. Wertlos.

Sie machte sich das zunutze. Sie gab sein ganzes Geld für Babysachen aus. Sie bevorzugte rosa, nannte das Baby immer »sie«, und als er sie deshalb zur Rede stellte, meinte sie, ihre Mutter habe erklärt, es würde »die Eine« werden.

»Die eine?«

»Perfection«, sagte sie.

Ein Mädchen. Diese Neuigkeit war das einzig Ermutigende in seinem Leben, denn er hegte nicht die Absicht, dieser Prostituierten und ihrer seltsamen Mutter seine kleine Tochter zu überlassen.

Eines frühen Morgens nach einer unruhigen Nacht, als Alexandrias Bauch hart, geschwollen und von Adern durchzogen war, klopfte es an der Apartmenttür. Simon warf sich den Bademantel über und öffnete.

Eine kleine Frau mit einer Nase wie ein Habichtschnabel schob sich an ihm vorbei und warf ihren feuchten Mantel und nassen Regenschirm auf sein neues rot-gelbes Sofa, das seit dem Tag, an dem es geliefert worden war, für ihn grau war.

»Entschuldigen Sie mal...«, stammelte er.

»Brühen Sie einen Tee«, sagte sie zu ihm und eilte schnurstracks ins Schlafzimmer.

Er folgte ihr hinein.

»Mutter«, sagte Alexandria, dann runzelte sie die Stirn, als sie von den Wehen erfasst wurde.

»Das ist deine Mutter?«, fragte Simon. Unvorstellbar, dass dieses hinreißende, sanfte Wesen das Produkt dieser verhärmten, faltigen, grauen Kreatur mit den verfaulten Zähnen und glimmenden Augen sein sollte.

»Tee«, sagte sie erneut, dann verschränkte sie die Arme, bis Simon das Zimmer verließ.

Er kam mit drei Tassen Kräutertee auf einem Tablett zurück, als Alexandria gerade wieder von Wehen heimgesucht wurde.

»Soll ich den Arzt rufen? Sollten wir nicht besser ins Krankenhaus fahren?«

»Kein Arzt«, sagte die Alte. »Kein Krankenhaus. Wir kümmern uns hier darum.« Sie warf einen Blick auf ihre Armbanduhr. »Es ist bald soweit.« Sie zog eine Flasche aus ihrer Tasche und goss eine zähe schwarze Flüssigkeit in Alexandrias Tee. »Trink das, Alexandria.« Sie wandte sich an Simon. »Verschwinden Sie.«

»Verschwinden? Wo denken sie hin. Mein Kind kommt hier zur Welt, und ich will seine Geburt miterleben.«

»Das ist nicht Ihr Kind, Sie Trottel. Das ist *unser* Kind. Verschwinden Sie endlich.«

Alexandria keuchte auf und knirschte vor Schmerzen mit den Zähnen.

Simon drehte sich fast der Magen um. Er hasste es, jemanden leiden zu sehen, erst recht Alexandria.

»Ich habe Schmerzmittel im Haus«, sagte er. »Alexandria, willst du was gegen die Schmerzen?«

»Nein«, fauchte die Frau.

»Ich habe *Alexandria* gefragt«, betonte Simon und merkte, dass sein Willen gegen ihren stand. Er fühlte sich der Aufgabe gewachsen. Wenn es sein musste, würde er diese alte Nebelkrähe zum Fenster hinauswerfen und Alexandria gleich ins Krankenhaus fahren.

Die Frau richtete sich vor ihm auf. »Ich versichere Ihnen, dass wir besser als Sie wissen, wie das hier anzupacken ist. Sie darf nichts gegen die Schmerzen bekommen. Jetzt verlassen Sie schon dieses Zimmer.«

»Und *ich* versichere *Ihnen,* dass dies *meine* Wohnung und *mein* Kind ist, und wenn Sie nicht endlich vernünftig werden und einlenken, muss ich *Sie* bitten, hier zu verschwinden.«

Sie starrte ihn an.

»Ich rufe die Polizei«, sagte er.

»Sie wissen ja nicht, was Sie tun. Sie haben ja keine Ahnung.«

»Ich habe eine medizinische Ausbildung.«

»Sie betrachten sich als nutzlos«, sagte die Frau. »Also sind Sie es auch. Sie gefährden dieses Kind.«

Alexandria schrie auf.

Die Frau schlug die Bettdecke zurück, und Simon sah die Oberseite des Babykopfes zwischen Alexandrias Beinen.

»Holen Sie Handtücher«, zischte die Alte. »Jede Menge Handtücher.«

»Mama...«

»Es ist unterwegs«, sagte ihre Mutter und stieß Simon zur Tür.

Er kehrte zurück, als gerade der Kopf des Babys zum Vorschein kam. Seine kleinen Wangen waren feist und voll, doch von dunkler Farbe. Sehr dunkel.

»Ein letztes Mal«, sagte die Alte, und mit einem herzzerreißenden Stöhnen von Alexandria zog ihre Mutter das Baby am Arm heraus. »Ein Mädchen.«

Simon ließ die Handtücher zu Boden fallen. »Hat sie ihn?«, wollte er wissen.

»Sie atmet nicht«, sagte die Mutter, dann hielt sie das Baby an einem Fuß hoch.

»Bring sie zum Atmen, Mama«, bettelte Alexandria.

»Hat sie ihn?«, fragte Simon. »Lassen Sie mich sehen.«

»Verschwinden Sie«, sagte die Mutter, während sie mit zwei Fingern in den Mund des Babys langte und etwas Dickes herausfischte. Sie gab dem Kind einen Klaps, doch es reagierte nicht.

»Lassen Sie mich sehen«, sagte Simon.

Er war einfach zu versessen darauf, zu begierig, konnte es kaum aushalten.

Die Mutter drückte ihren Mund auf den des Kindes und saugte, dann stieß sie kleine Atemstöße aus. Sie horchte an seiner Brust, doch in ihrem Blick lag Trauer. »Da ist kein Leben.« Sie straffte sich, wobei sie erheblich älter aussah als beim Betreten des Apartments.

Alexandria setzte sich jammernd auf und streckte die Hände nach dem toten Baby aus, das durch die Nabelschnur noch immer mit ihr verbunden war.

Simon nahm das warme, schlüpfrige kleine Wesen. Unter seinem rechten Nippel war noch einer, klein, aber steif, und etwas, das wie eine kleine Brust aussah. Er stieß mit dem Daumen sanft dagegen. Flüssigkeit.

Er küsste das Kind auf die Stirn, auf eine feiste kleine Wange, dann legte er seine Lippen um den Nippel und saugte.

»Nein!«, kreischte die Mutter auf.

»Nein!«, schrie Alexandria.

Mit einem leisen *Plopp!* öffnete sich der Nippel, und eine bittere Flüssigkeit ergoss sich in seinen Mund und seine Kehle hinab. Ehe er sich versah, hatte er sie schon geschluckt. Es musste wie schwarzer Eiter ausgesehen haben, dachte er, als er zusammenzuckte und spuckte und das erkaltende Kind seiner Mutter zuwarf.

Alexandria und die Frau musterten ihn.

Er wischte sich mit einem der Handtücher die Zunge ab, doch der ölige Geschmack wollte nicht weichen.

Die Mutter schlug ihre feuchte, stinkende Handfläche vor seine Augen. *»Erkenne dich selbst«,* zischte sie.

»Du Wurm«, wisperte Alexandria.

Simon wusste, dass er jenseits jeder Verachtung war, und sein Augenlicht schwand, schwand immer mehr.

Bei seinem nächsten Erwachen wusste Simon nicht, ob Tag oder Nacht war. Im Haus herrschte völlige Stille.

Er strich sich über die Lider. Seine Augen waren geöffnet, doch er sah nichts. Er starrte ins Nichts und fragte sich, was geschehen war. Er musste wohl ohnmächtig geworden sein.

Dann bemerkte er aus dem rechten Augenwinkel eine flirrende Bewegung. Er richtete sich im Bett auf und wandte den Kopf nach rechts. Etwas huschte am Rand seines Gesichtsfeldes vorbei. Etwas Weißes?

War etwas hier im Haus?

Mit klopfendem Herzen lag er wach, die blinden Augen vor Angst weit aufgerissen, und grübelte.

Dann sah er etwas unmittelbar vor sich. Es war nicht ganz dunkel, Er war nicht ganz blind. Er versuchte sich darauf zu konzentrieren, doch es war zu nah, zu nah. Er fuchtelte mit den Händen vor seinem Gesicht herum; da war nichts, *er lag noch in seinem Bett, aber was sah er da?*

Er stemmte den Hinterkopf in sein Kissen, dann warf er das Kissen auf den Boden, aber auch das schien nicht zu helfen. Er war noch immer zu nah. Er konnte seinen Blick nicht fokussieren.

Dann nahm er all seine Willenskraft zusammen und stellte sich vor, weiter hinten zu liegen, so dass der Gegenstand zurückwich.

Eine schwarze, glitzernde Tunnelwand. Feucht. Klamm. Nah. Erde. Er roch sie. Er schmeckte sie.

Was zum Teufel ...?

Und dann, als eine weiße Made das Stück eines grünen Blattes an ihm und der Wurzel vorbeitrug, hinter der sie sich versteckt hatte, wusste er Bescheid. Er wusste, dass sein Leben vor Alexandria farblos gewesen war und dass er den Preis für sein neues Sehvermögen bezahlt hatte. Er hatte sich abgrundtief böse benommen, sündhaft, und nicht den geringsten Respekt gezeigt, und wünschte sich, sie hätte ihn dafür einfach geblendet.

»Erkenne dich selbst«, hatte die alte Frau gesagt. Er war ein Wurm, war schon immer einer gewesen, würde immer einer bleiben, und er wusste genau, wie dieses Blatt schmeckte. Herzhaft, frisch. Wie Alexandrias Elixier.

KARL HANS STROBL

Das Grabmal auf dem Pére Lachaise

Heute bin ich in die Behausung eingezogen, die ich nun ein ganzes Jahr nicht verlassen soll.

Rings um mich sind glatte, kühle Marmorwände, vortrefflich gefügt, mit keinem anderen Schmuck als einer schmalen Leiste oben und unten, einer Leiste, die von lauter geflügelten Sonnenscheiben gebildet wird, dem Sinnbild der Ewigkeit bei den Ägyptern. Wessen bedarf ein solches Werk mehr als der Vortrefflichkeit der Arbeit? Ich muss sagen, dass mich diese Vollkommenheit in der Einfachheit tiefer ergreift als der geistvollste bildhauerische Dekor. Ich betrachte diese Steine, die so sauber aufeinander gepasst sind, dass sich die Fugen nur bei genauem Hinsehen als ein feiner Strich wahrnehmen lassen. Ich fahre mit dem Finger darüber hin, ich befühle die kühlen, glatt polierten Steinflächen und empfinde alle diese Berührungen als etwas Köstliches. Der Marmor hat wenige Adern in sich, sie sind wie zarte Moose, wie Kräuter oder jene pflanzenähnlichen Seetiere in einem Klumpen Kristall eingeschlossen.

Wenn ich lange hinsehe, so ist es, als wären diese leicht gefärbten Bänder, Zacken, Spitzen und seltsam fremdartigen Buchstaben unter einer Schicht durchsichtigen Eises, in einer Tiefe, zu der eben noch der Blick zu dringen vermag. Eine erstarrte Welt reizvoller Formen, ausgeschlossen von den Zufälligkeiten und den Sensationen des Lebens und der Bewegung. Das edelste Material für ein Grabdenkmal. In der Mitte der Hinterwand, wenige Spannen über dem Boden, ist die Bronzetafel eingelassen mit der einfachen Inschrift: Anna Feodorowna Wassilska, gestorben 13. März 1911. Sie verschließt den Schacht, in den man den Sarg versenkt hat.

Ein schmaler Spalt führt aus diesem marmornen Gemach ins Freie. Draußen liegt der Friedhof im Sonnenlicht des Augusttages, hier drinnen ist es kühl, nur um den Eingang spielt die Luft noch in kleinen, warmen Wellen, die den Duft der Blumen mitbringen. Manchmal summen Bienen vorüber, oder eine blau schillernde Fliege steht einen Augenblick mit schwirrenden Flügeln vor dem Spalt, um dann ganz plötzlich wegzuzucken. Außer dem Schwirren und Summen des kleinen Lebens

über den Gräbern ist aber noch ein tieferer Ton da, ein ununterbrochenes Zittern der Luft.

Das ist Paris. Paris, das jenseits des Pére Lachaise liegt, das seine Brandung von Arbeit und Vergnügen und Leidenschaft gegen den Frieden dieser Stätte schäumen lässt.

Wenn ich in den Eingang trete, der gerade die Breite eines Mannes hat, so bin ich an der Grenze meines Gebietes angelangt. Ein Jahr lang ist dieser Blick vom Eingang eines Grabmales der einzige Blick, den ich in die Außenwelt tun kann. Ein Blick auf Gräber und Grabdenkmäler. Aber ich kann mit dieser Aussicht zufrieden sein. Wenn ich mich verbeuge, so sehe ich gerade noch rechts Bartholomes inniges und wundersames Werk, das tiefst empfundene steinerne Gedenken an eine Liebe, die nicht vergehen kann. Ich sehe die Gestalten der Mühseligen, Gebrochenen, Verzweifelten, die der Pforte des Todes zuwanken. Ich sehe die beiden rührenden Liebenden, die eben in die Dunkelheit eingehen. Den Mann, zusammen-gefasst und stark dem Schicksal gegenüber, die Frau, die in so unendlich hingebendem Vertrauen seinen Weg teilt.

Ich werde mich in meinem Marmorgemach nicht langweilen, obwohl ich ein Jahr darin zubringen muss.

Ich sitze wie Hieronymus im Gehäuse, aber ich höre Paris, ich atme den Duft all dieser blühenden Gräber, ich habe den Schimmer der Kunst. Und wie Hieronymus im Gehäuse bin ich wohlversehen mit Büchern, mit Schreibzeug und Papier, und ich werde in dieser Einsamkeit mein großes Werk verfassen. Nicht ein Werk der Gottesgelehrtheit, wie Hieronymus, aber eins der Wissenschaft. Ich werde hier meine Gedankengänge über den Zerfall und die Endlichkeit der Materie zu Ende führen, ich werde aus all den Einzeltatsachen, aus den Überraschungen, die uns die Wissenschaft der letzten Jahrzehnte bereitet hat, ein System aufbauen, das meinen Namen tragen wird.

Was will ich eigentlich? Sind nicht alle meine Wünsche schon jetzt erfüllt? Habe ich, der arme Privatgelehrte, der seine Liebe zu unabhängiger Forschung nur befriedigen konnte, wenn er den Hungergurt enger schnallte, überhaupt so etwas jemals zu hoffen gewagt?

Ich habe Zeit, um mein Werk zu vollenden. Alle Störungen werden mir fern gehalten, denn ich darf während eines Jahres mit niemandem sprechen als mit dem Diener, der mir zweimal täglich das Essen bringt. Weder die Freundschaft noch die Liebe darf zu mir. Und ich habe keine Sorgen um das tägliche Brot. Madame Feodorowna Wassilska verpflegt mich. Sie hat sogar den Speisezettel für die ganze Woche festgesetzt. Und wahrhaftig, so viel ich heute, am dritten Tag meiner Einsamkeit,

sagen kann – das Menü lässt nichts zu wünschen übrig. Die Dame, in deren Grabmal ich sitze, verstand etwas von einer guten Mahlzeit. Warum soll ich es leugnen, ich freue mich darüber, so gut und reichlich essen zu können ... meine Mahlzeiten haben meine volle Aufmerksamkeit. Jede von ihnen ist mir ein Erlebnis. Ich habe allzu lange hungern müssen, um nicht jetzt einen gefüllten Poulard oder Pökelzunge mit dieser wundervollen polnischen Sauce oder diese nach russischer Art bereiteten kleinen Vorspeisen gebührend zu schätzen.

Ich fühle mich also vollkommen wohl, und ich weiß auch, dass dieses Wohlbefinden das ganze Jahr meiner Gefangenschaft andauern wird.

Wenn das Jahr aber um ist, dann bekomme ich von der verstorbenen Madame Wassilska die Kleinigkeit von zweimal hunderttausend Franken.

Das bedeutet, dass ich vor keinem Verleger zu winseln brauche, um mein Werk gedruckt zu sehen. Denn natürlich würden die Halunken mich auslachen, wenn ich als armer Teufel ihnen zumuten würde, ein Buch drucken zu lassen, von dem alle Hohlköpfe der Akademie dröhnen werden. Jetzt brauche ich sie nicht. Jetzt kann ich mein eigener Verleger sein oder mir einen von ihnen kaufen, wenn es mir so passen sollte.

Zweimal hunderttausend Franken?

Das bedeutet, dass ich Vortragsreisen machen kann, um meine Ideen überallhin zu tragen, wohin mein Buch nicht gedrungen ist.

Das bedeutet, dass ich meine kleine Margot in ein Auto packen und nach dem Bahnhof schaffen werde. Am nächsten Morgen sind wir in Marseille, und die weiße Jacht draußen auf dem blauen Meer wartet auf uns. Die arme Kleine, sie hat so trübe Zeiten mit mir durchgemacht, dass sie eine Fahrt ins Märchenglück reichlich verdient hat. Jeden Tag Sonne und Seeluft und nichts anderes zu tun, als ihn so behaglich als möglich zu verbringen.

Diese Madame Anna Feodorowna Wassilska muss – meine Wohltäterin möge es mir gnädigst verzeihen – ein seltsames Möbel gewesen sein, ein verrücktes Huhn, noch verrückter, als wir Pariser es von ihren Landsleuten gewohnt sind.

Ich habe eine ganz bestimmte Vorstellung von dieser Madame Wassilska. Sie gründet sich auf ein Bild und auf die Berichte ihrer Nachbarschaft.

Ich denke sie mir als so eine Art Kaiserin Katharina, voll Gier, das Leben in allen seinen Formen, von den feinsten bis zu den brutalsten, zu erfassen. Da kommen diese reichen Russinnen von ihren unermesslichen Gütern irgendwo in staubigen Steppen oder zwischen Morästen und endlosen Getreidefeldern nach Paris. *Sie* haben jahrelang ihre Bauern

geschunden und sich zur Abwechslung an irgendwelchen kleinen netten Verschwörungen beteiligt. Jetzt kommen sie nach Paris und wollen dort das, was ihnen das Leben daheim tropfenweise gab, in vollen Zügen genießen.

Das glaube ich in den Mienen ihres Bildes gelesen zu haben.

Man hat mir, als ich mich vor Gericht bereit erklärte, die Bestimmung ihres Testaments zu erfüllen, ihr Porträt gezeigt und mich eine Stunde mit ihm allein gelassen, so wie es in diesem Testament angeordnet war.

Nun, Frau Wassilska hat dem Maler keine schwierigen Gewand-Probleme gestellt. Sie ist keine jener Damen in Weiß oder Rot oder Grün, wie sie im Salon zu Dutzenden herumwimmeln. Sie ist sozusagen eine Dame in Garnichts.

Hüllenlos steht sie vor einem offenen Fenster, und sie hat einen schönen Körper ... das muss man sagen. Der Kopf zeigt die herbe, herbstliche Schönheit einer Frau in den Fünfzigern. Kluge, kalte Augen unter prachtvoll geschwungenen Brauen, eine derbe russische Nase, ein voller, üppiger Mund, dessen blutrote Lippen langsam von den starken, weißen Zähnen zurückzuweichen scheinen, während ein grausames und kühles Lächeln – ein richtiges Gioconda-Lächeln – mehr zu ahnen ist, als sich wirklich ausdrückt. Seltsam hat der Maler die Hände gestaltet. Die Finger sind so lang und laufen so spitz zu, und es liegt ein so merkwürdiger Schatten auf ihnen, dass sie beinahe aussehen wie Klauen.

Oh, angesichts dieses Bildes kann man sich vorstellen, dass die ersten jugendlichen Liebesrasereien dieser Frau ein unerhörtes Glück gewährt haben müssen.

Mit diesem Bild stimmt sehr gut überein, was mir die Nachbarn über die Wassilska erzählt haben. Denn sobald ich einmal entschlossen war, die ausgesetzten zweimal hunderttausend Franken zu verdienen, habe ich mich selbstverständlich nach ihr erkundigt. Man will doch nicht ein ganzes Jahr im Grabmal einer völlig Unbekannten wohnen, man will wissen, an wen man seinen Gutenachtgruß zu richten hat.

Nun, man hat mir eine ganze Menge seltsamer Dinge erzählt, aber es scheint mir, als habe man mir noch mehr verschwiegen. Vielleicht gerade das Seltsamste und Unglaubwürdigste, weil man sich nicht ausgelacht sehen wollte. Die guten Leute wissen nicht, wie viel gerade unsereiner an Unglaubwürdigem verträgt, welchen Reiz das für uns hat, deren Fantasie sonst durch Zahlen und Experimente vollkommen gefesselt ist.

Madame Wassilska liebt also, wie nach ihrer Katharinanatur zu erwarten war, die Kunst. In ihrem Nachlass findet sich eine ganze Sammlung von Gemälden, etwa aus der Periode von Goya bis van Gogh.

Sie stellen sämtlich den nackten Körper dar. Landschaften, Stillleben, Porträts scheinen für sie keinen Reiz gehabt zu haben.

Zu dieser Gemäldesammlung gesellt sich ein nach demselben Grundsatz zusammengetragenes Porzellankabinett. Nymphen und Najaden, Aphroditen, Galatheen und Grazien aus den Händen der Meister von Meißen, Nymphenburg, Wien und Sevres, Gestalten, auf deren runden blanken Formen das Licht spielt. Zierliche Geliebte galanter Könige, Frauen, denen es ein Vergnügen bereitete, sich als Leuchter tragende oder Spiegel haltende Göttinnen auf dem Toilettentisch ihrer Freunde zu wissen.

Aber Madame Wassilska bannt ihre Liebe nicht allein in die Kunst, die doch immer noch eine Sehnsucht nach dem Leben übrig lässt.

Und sie hat sehr brutale und tatenlustige Bedürfnisse. Wie Katharina der Zweiten führt man ihr junge Männer zu. Sie verlässt ihr Haus in Männerkleidern, um auf den Gassen umherzustreifen und Gott weiß was für Abenteuer aufzusuchen. Manchmal mietet sie die Räume eines großen Hotels und gibt ein glänzendes Fest. Ich erinnere mich, hie und da von diesen Nächten gehört zu haben, die, halb Hofball und halb Orgie, für einige Tage die Aufmerksamkeit von Paris erregten.

Manchmal nimmt ihr Liebesbedürfnis die Wendung ins Grausame. Keines ihrer Mädchen soll es lange bei ihr ausgehalten haben. Sie liebt es, wie die römischen Damen ihre Kammerzofen mit langen Nadeln ins Fleisch zu stechen oder plötzlich mit dem Brennkolben zu versengen.

Eine wahrhaft fürstliche und antike Neigung, nur dass unsere Pariser Kammerzofen nicht gezwungen waren, das zu ertragen, *was* die libyschen oder persischen Sklavinnen über sich ergehen lassen mussten.

Seltsam genug ist auch die Sache mit dem Bäckerlehrling. Madame Wassilska sieht eines Tages den Bäckerjungen, der ihr die Semmeln ins Haus bringt. Er hat einen hübschen runden Hals. Madame Wassilska findet Gefallen an diesem Hals und erkundigt sich, ob sich der Junge von ihr dreimal in diesen Hals beißen lassen wolle. Eine bedeutende Anzahl von Franken beschwichtigt seine Bedenken und macht ihn dazu geneigt. Aber nach dem zweiten Biss läuft er schreiend davon, wird krank und ist nicht mehr zu bewegen, noch einmal die Wohnung der Russin zu betreten.

Dies ist das Porträt meiner Wohltäterin. Man wird zugeben, dass ich die Vorhalle zu der letzten Wohnung einer sehr interessanten Frau bezogen habe, und dass unter diesen glatten Marmorfliesen ein heißer Drang zu Ende gekommen ist.

Gestern habe ich mit meiner Arbeit begonnen.

Es gilt zuerst eine unzählige Menge von Zetteln zu ordnen. Meine Freunde haben mir immer lachend vorgehalten, ich arbeite unermüdlich wie ein deutscher Professor. Es ist keine Schande, denke ich, gründlich zu sein, wenn man ein System zu errichten beabsichtigt, von dem eine neue Periode der Wissenschaft anheben soll.

Verschiedene Arten von Zetteln bilden diese ungeheure Menge. Weiße, auf denen ich meine Experimente und meine eigenen Gedanken verzeichnet habe. Blaue, auf denen die entgegenstehenden Meinungen anderer Gelehrter eingetragen sind. Und gelbe, auf denen ich diese Meinungen widerlege. Das muss alles zueinander eingepasst und nach Materien geordnet werden ...

Aber ich habe gleich zu Beginn meiner Arbeit ein kleines Missgeschick gehabt. Gestern Abend habe ich den ersten Teil meines Werkes in diesen Zetteln wohl geordnet auf dem Tisch hinterlegt. Als ich mich heute früh von meinem Feldbett erhob, lagen alle diese Hunderte von Zetteln über den ganzen Boden verstreut. Sie waren schwer von dem kalten Marmor aufzuheben, es war, als hafteten sie an ihm wie von elektrischen Kräften angezogen.

Es muss während der Nacht ein Windstoß durch den Eingangsspalt hereingedrungen sein und alle diese Hunderte von Blättern heruntergefegt haben. Nun kann ich mit meiner Arbeit von vorn beginnen.

Iwan könnte gewiss mehr von seiner Herrin erzählen, wenn er nur sprechen wollte.

Aber ich weiß noch gar nicht, ob er etwas anderes sagen kann als »Guten Tag« und »Adieu«. Er spricht diese Worte mit einer schnarrenden Stimme, wie ein Papagei oder ein Grammophon aus jener noch sehr frühen Zeit seiner Unvollkommenheit, da es noch Phonograph hieß.

Pünktlich zweimal des Tages erscheint er mit seinem kleinen Wägelchen, in das die Aluminiumtöpfe mit den Speisen eingesenkt sind, und in dem sie von einem kleinen System von Flammen warm gehalten werden. Er schiebt dieses Wägelchen vor sich her, wie die italienischen Eisverkäufer in den Straßen ihre Karren.

Langsam kommt er den kleinen Hügel hinauf, hält vor dem Grabmal seiner Herrin an und setzt mir die Speisen auf den Tisch.

Dann hockt er sich mir gegenüber auf den Boden, mit gekreuzten Beinen, nach Tatarenart, und starrt mich an. Es ist nicht sehr angenehm, sich während des Essens auf den Mund starren zu lassen. Ich habe versucht, ihn zum Plaudern zu bewegen, schon um dieses peinliche Anglotzen zu beenden und Leben in dieses Gesicht zu bringen. Es ist, als wollte ich einem Zaunpfahl eine Antwort abringen.

Iwan ist ein kleiner Kerl mit borstigem Haar, auf dem er selbst jetzt im Sommer eine Tatarenmütze sitzen hat. Wäre er jünger und hübscher, so würde ich annehmen, er tue es, um aufzufallen und bei den aufs Ausländische versessenen Mädchen aus der Bretagne Glück zu haben; so wie die russischen Studenten in Röhrenstiefeln und verschnürten Röcken herumlaufen, um irgendeine kleine Verkäuferin zu finden, von der sie sich aushallen lassen können. Aber Iwan ist vor einem solchen Verdacht gesichert. Sein Gesicht ist eine Berg- und Tallandschaft. Zwischen Pockennarben stehen unzählige rote Pusteln, jede mit einem weißen, eitrigen Punkt in der Mitte. Die Haare seines Hängeschnurrbarts stecken in dieser verwüsteten Haut so, als hätten sie keine Wurzeln und unter sich keinen Zusammenhang. Wie kleine Ruten, die spielende Kinder in einen Sandhaufen gesteckt haben. Die Glieder dieses grotesken Scheusals sind ähnlich unorganisch an den Leib gefügt, als wären sie ihm schon einmal abgerissen und nur höchst ungeschickt wieder angesteckt worden.

Dieser borstige Tatar ist der einzige Diener, den Madame Wassilska aus ihrer Heimat mitgebracht hat. Er hat alle Wechsel ihres Dienstpersonals überstanden und bei seiner Herrin ausgehalten. Er muss alle ihre Lebensgewohnheiten kennen, er müsste mir so manche Eigentümlichkeit ihres Wesens näher zu beschreiben imstande sein, denn diese russischen Damen tun sich vor ihren vertrauten Dienern keinen Zwang an.

Ich wüsste vor allem gerne von ihm, was der Zweck dieser seltsamen Bestimmung im Testament seiner Herrin gewesen sein mag. Ich kann mir doch kaum denken, dass sie ihr gutes Herz dazu angetrieben hat; es widerspricht jedem Zug ihres Charakters, dass sie es getan haben sollte, um sich die Dankbarkeit eines ihr Unbekannten zu erwerben, um ihr Andenken zu sichern, jemanden gewiss zu haben, dessen Seele bei jedem höheren Lebensimpuls ihren Namen mitschwingen lassen muss.

Dreierlei erscheint mir als Sinn der Testamentsbestimmung möglich. Es könnte einfach Angst vor dem Lebendig-begraben-werden gewesen sein. Von Zeit zu Zeit erscheinen in den Zeitungen Schauernachrichten über solche Fälle, und sie wollte vielleicht wissen, dass jemand da sei, der sie hören könne, wenn sie in der schauerlichen Enge ihres Grabes noch einmal erwachte. – Halt! Dann hätte sie anordnen müssen, dass ihr Grabmal sogleich nach ihrer Beerdigung bezogen werde, aber nicht den Eintritt in das Jahr der Leichenwache dem Bewerber freistellen dürfen.

Oder aber es war die Besorgnis vor Leichenräubern. Vielleicht ist ihr einmal der Fall des Sergeanten Bertrand zu Ohren gekommen, der sich gerade diesen Pére Lachaise zum Schauplatz seiner Scheußlichkeiten

ausgewählt hatte. Er hatte eines Tages beim Anblick der Leiche eines schönen jungen Mädchens plötzlich den Drang empfunden, sie zu umarmen. In der Nacht nach ihrer Beerdigung schlich er sich auf den Friedhof, riss das frische Grab auf und wühlte sich zu der Toten durch. Die abscheuliche Lust dieser Schändung war so groß, dass Bertrand von nun an nicht mehr davon lassen konnte, nachts auf den Friedhöfen umherzustreifen und wie eine Hyäne nach Leichen zu fahnden. Er hat bei der Gerichtsverhandlung gestanden, oft in einer Nacht zwölf bis fünfzehn Leichen ausgegraben zu haben, um eine tote Frau zu finden, auf die er sich warf, um sie zu küssen, zu zerbeißen und zu verstümmeln. Dabei war dieses Scheusal von einer außerordentlichen, nahezu unbegreiflichen Schlauheit und betrieb sein Handwerk lange, trotz aller Vorsichtsmaßregeln und Wachen, bis er endlich beim Überklettern der Friedhofsmauer durch eine Art Höllenmaschine gefangen wurde. Es könnte sein, dass Madame Wassilska der Gedanke peinlich war, in die Hände einer solchen Bestie zu fallen.

Es ist aber noch eine dritte Möglichkeit da, und diese scheint mir am besten zu dem Wesen dieser asiatischen Tyrannin zu stimmen. Vielleicht hat sie jene zweimal hunderttausend Franken nur zu dem Zweck ausgesetzt, um die Vorfreude an der Qual des Bewerbers zu haben, um die Vorstellung genießen zu können, wie der in dieses Grabmal Gebannte durch alle Ängste und Schrecknisse eines Friedhofes aufgerieben werden würde.

Nun, wenn das die Absicht der Madame Anna Feodorowna Wassilska gewesen ist, so soll sie sich gründlich getäuscht haben Ich esse wie ein Tiger und schlafe wie eine Ratte.

Es ist spät. Ich habe eine Flasche Burgunder getrunken und bin in guter Laune. Ich muss mich von meiner Wohltäterin verabschieden.

Ich erhebe mich, mache eine Verbeugung und klopfe mit dem gekrümmten Finger an die Bronzeplatte: »Gute Nacht, Anna Feodorowna, gute Nacht!«

Das ganze Grabmal widerhallt von dem Schwingen der Bronzeplatte: Gute Nacht!

Zum zweiten Male dasselbe Missgeschick. Meine Zettel, die ich wohlgeordnet auf dem Tisch hinterließ, sind wieder über den ganzen Boden verstreut. Ich darf nicht mehr vergessen, sie entweder an einem anderen Ort aufzubewahren oder mit irgendeinen gewichtigen Gegenstand zu beschweren.

Heute habe ich deutlich gesehen, wie sie ein Luftzug zu Boden gewirbelt hat.

Ich wache auf, mitten in der Nacht, aus meinem tiefsten Schlaf, wie wenn meine Nerven mit einer elektrischen Batterie verbunden seien, die ein Signal gegeben hat. Das ist eine durchaus erklärliche Sache. Meine ganze innere Aufmerksamkeit, das Eigentlichste meines Wesens hängt an dieser Arbeit, ist auf sie gerichtet und fühlt sie als Bestandteil seiner selbst. Während ich schlief, war doch diese Aufmerksamkeit wach. Das Vorgefühl einer Gefahr für meine Arbeit hat meinen guten Schlaf unterbrochen.

Ich erwache und sehe mein Marmorgemach von einer mäßigen Helle durchtränkt. Es ist kein Mondschein draußen. Diese Helligkeit scheint der Widerglanz der vielen Marmor-Denkmäler dort draußen zu sein, der hier eindringt und sich mit dem eigentümlichen Leuchten vereinigt, das auch der Stein rings um mich ausstrahlt. Es ist eine Beleuchtung, die ich zum ersten Mal sehe, ein Licht, das etwa an das Meerleuchten erinnert, oder so, als ob der Stein das Sonnenlicht, das er tagsüber eingesogen hat, nun in sanftem Schimmern wieder von sich gebe.

Ich setze mich in meinem Feldbett auf, das Phänomen regt mich ungemein an, denn sind es nicht eben die neuen Lichterscheinungen, die den Gegenstand meines Studiums ausmachen, von denen ich ausgehe, um eine gründliche Umwälzung in unseren Anschauungen vom Wesen der Materie zu unternehmen? Welche noch unbekannte Art geheimnisvoller Strahlen mag das sein?

In diesem Augenblick bemerke ich an der Hinterwand des Grabmales, an der Stelle, an der die Bronzeplatte eingesenkt ist, ein schwarzes, viereckiges Loch, als ob man diese Platte entfernt hätte.

Und zugleich ist es mir, als gehe ein sanfter Lufthauch über mich hin, der einen Geruch von verwelkten Blumen und verlöschenden Kerzen mit sich bringt, jener Geruch, der manchmal den Pére Lachaise erfüllt. Dieser Hauch geht von dem Eingang meines Grabmales nach der Hinterwand, oder von dort zum Eingang, und ich sehe, wie er meine Zettel erfasst, über den Tisch hinflattern lässt und zu Boden wirbelt.

Halb erschrocken, halb wütend springe ich aus meinem Bett, um den Rest meiner Arbeit zu retten. Die Zettel scheinen wieder an dem Marmor des Bodens festzukleben, als ziehe er sie an, es ist, als sei der Stein ein wenig feucht und klebrig, wie eine erstarrte Masse, deren oberste Schicht sich langsam aufzulösen beginnt.

Ich raffe meine Zettel mühsam zusammen. Dann erst fällt mir wieder die Bronzeplatte ein.

Aber sie ist da, ist an ihrer Stelle, ist von dem sanften Licht bestrahlt, so dass ich sogar den Namen der Verstorbenen deutlich lesen kann.

Eine ungeheuere Aufregung erfasst mich. Ich sehe mich vor ein neues Rätsel gestellt, vor eine neue Entdeckung auf dem Gebiet der Geheimnisvollsten aller Kräfte, des Lichtes. Ich bin gewiss, dass es sich hier um eine neue Lichtgattung handelt, vielleicht um Strahlen, die wie die Strahlen Röntgens Metalle durchdringen, sie unter gewissen Bedingungen, unter einem besonderen Brechungswinkel ganz verschwinden zu lassen vermögen.

Von meinem Bett aus gesehen war die Bronzeplatte fort.

Ich setze mich wieder auf das Bett, aber nun bleibt sie an ihrer Stelle. Ich habe den vielleicht einzigen Moment versäumt, in dem das Phänomen sichtbar gewesen war.

In dieser Nacht habe ich wenig geschlafen. Alle Methoden der Lichtuntersuchung bin ich im Geist durchgegangen, um die für diesen Fall beste herauszufinden. Erst in der Morgendämmerung, im langsamen Schwinden der seltsamen Strahlung vor dem Tag habe ich endlich Ruhe gefunden.

Ab und zu kommen Neugierige vorüber, bleiben draußen stehen und versuchen, mich zu erblicken.

Es lässt sich denken, dass in allen Zeitungen über mich berichtet wird. Der Pariser kann es sich nicht vorstellen, dass ein Mensch ein ganzes Jahr lang freiwillig an einem Fleck bleibt.

Einige lachen mich einfach aus wie einen Narren, sie stehen draußen im Sonnenschein und grinsen; andere schütteln den Kopf über mich, wehmütig und mitleidig.

Oh, wenn ihr wüsstet, dass ich so gar nicht an dem leide, was ihr Pariser fast ebenso sehr fürchtet wie den Tod: an der Langeweile! Wenn ihr wüsstet, was ich erlebe, wie meine Gedanken arbeiten, wie nicht einmal meine Nächte der Ruhe gehören.

Ein kleiner Journalist hat versucht, mit Notizbuch und Bleistift bei mir einzudringen; er wäre imstande, mich um meine zweimal hunderttausend Franken zu bringen, indem er mich zum Reden verleitet, nur um seiner Zeitung ein pikantes Feuilleton zu liefern.

(Übrigens wüsste ich wirklich ganz gern, was die Zeitungen über mich schreiben, ob sie mich als einen Helden hinstellen oder als einen Idioten. Und ich brauchte ja wohl nur Iwan zu sagen, dass er mir die Blätter bringen solle. Aber ich habe mir geschworen, nichts von dem erfahren zu wollen, was außerhalb des Ausschnittes aus dem Pére Lachaise, den ich von meinem Eingang überblicken kann, vorgeht; nichts in der Welt soll mich von meiner Arbeit ablenken.)

Mein kleiner Journalist hat mir brav zugesetzt. Ich habe ihm durch Gebärden bedeutet, dass ich schweigen müsse, und habe ihm endlich die Tür gewiesen, wenn ich den Spalt in der Marmorwand so nennen darf.

Ein anderer Besuch hat mich ärger aufgewühlt. Margot war da, sie getraute sich nicht heran, ich sah ihren schwarzen Hut mit den gelben Teerosen zwischen den Grabhügeln von ferne. Dann begann es zu regnen, ein Trupp Leute kam von einem Begräbnis zurück und an meiner Behausung vorbei. Sie blieben stehen, drängten sich aneinander und glotzten hinein. Ein schwarzer Klumpen, mit nass glänzenden Schirmen darüber, jemand machte einen Witz, ein paar Leute verzogen die Gesichter.

Dann sah ich plötzlich, nur auf einen Augenblick, zwischen zwei feuchten Schirmen hinter einem feinen, dünnen Regenschleier Margots großen Hut, darunter das blasse, traurige Gesicht...

Die Gute!

Es ist ja auch für dich, Margot, dass ich hier drinnen sitze, auch für dich!

Es unterliegt für mich keinem Zweifel mehr, dass in dem Marmor dieses Grabmales intermolekulare Kräfte wirken, die der Wissenschaft bis jetzt entgangen sind.

Ich habe meine nächtlichen Beobachtungen fortgesetzt. Sobald völlige Dunkelheit eintritt, etwa gegen Mitte der Nacht, beginnt dieses rätselhafte Leuchten, dieser grünliche Schimmer, der von dem Stein auszugehen scheint. Ich wäre geneigt, anzunehmen, dass es sich um eine besondere Art von Marmor handelt, der tagsüber Licht einsaugt und es nachts in einer Phosphoreszenz wieder von sich gibt.

Dagegen spricht aber der sonderbare Umstand, dass sich durch diese Ausstrahlung auch die Struktur des Marmors selbst zu ändern scheint. Jener Eindruck, den ich schon zweimal hatte, wiederholt sich immer wieder. Die Oberfläche des Marmors scheint weich zu werden, wandelt sich zu einer zähen, gallertartigen Masse; zugleich sehe ich in dem unerklärlichen Licht die Zeichnungen und Adern des Steines, diese Farne, Moose, Seesterne, Korallenzweige und Flusssysteme deutlicher hervortreten, als kröchen sie näher an die Oberfläche heran.

Wenn ich über die Marmorquadern des Bodens hingehe, so ist es, als träte ich auf einen weichen Teppich, wenn ich die Wände betaste, so vermeine ich, dass ein Druck meiner Finger zurückbleiben müsse. Welch seltsames und glückliches Zusammentreffen, dass ich, im Begriff eine grundlegende Arbeit über den Zerfall der Materie zu beginnen, eine Erscheinung kennen lerne, die in so engem

Zusammenhang mit meinem Thema steht. Eine Erscheinung, die meine Theorie ganz wesentlich unterstützen wird, sobald ich sie erst nur gründlich untersucht habe.

Ich bin entschlossen, das zu tun, denn es ist ganz unzweifelhaft, dass diese Lichterscheinung und die Strukturveränderung des Marmors in engster Verbindung stehen, dass sie miteinander zu erklären und irgendwie aus den ersten und elementaren Gesetzen der Materie abzuleiten sind, genau so, wie mir dies mit allen anderen bekannten Strahlungserscheinungen gelungen ist.

Zu meinen Experimenten bedarf ich noch einiger Apparate. Ich habe Iwan ein Verzeichnis übergeben und ihn beauftragt, sie mir zu besorgen.

Er hat mich verständnislos angesehen und höhnisch gegrinst. Armer Teufel, er hat in seinem Asiatenschädel keine Ahnung von den wunderbaren Hochgefühlen des Forschers und Entdeckers.

Ich fange an, dick zu werden.

Wahrhaftig, so lächerlich dies ist, und so ungern ich es mir eingestehe – wenn ich mich nicht selbst belügen will: Ich fange an, dick zu werden. Mein ausgehungerter Körper hat die Speisen mit einer solchen Gier in sich aufgenommen, dass sie ihm allzu gut angeschlagen haben.

Schon längst habe ich bemerkt, dass meine mageren Hände, diese Bündel aus Sehnen und Adern, ihr Aussehen verändert haben. Zwischen den Sehnen sind keine Vertiefungen mehr, die Adern liegen in Fettpolstern eingebettet, die Finger sind rund geworden. Meine hageren Beine haben die Hosen ausgefüllt, die spitzen Knie sind beim Sitzen gewölbt wie die Kuppel des Invalidendomes, und ich nehme beim Gehen eine ungewohnte Schwerfälligkeit wahr.

Heute aber habe ich einen unzweideutigen Beweis dafür erhalten, wie dick ich geworden bin.

Über meine Arbeit gebeugt, habe ich mich selbst und meine ganze Umgebung vergessen. Plötzlich, mitten in einem Satz, zwingt mich etwas, die Feder hinzulegen und hinauszusehen. Ich erblicke ein Stück blauen Himmels und des Friedhofes in einem wundervollen Herbstsonnenschein. Langsam treibt ein orangefarbens Lindenblatt bei dem Spalt des Grabmales vorüber. Es ist früh am Tag, die Gräber sind alle von den dünnen Fäden des Altweibersommers übersponnen, und jeder von ihnen trägt eine Reihe von funkelnden Tautropfen.

Eine unbändige Sehnsucht überfällt mich, Bartholomes Grabdenkmal in diesem reinen, kühlen Licht zu sehen, den Zug der Marmorgestalten aus dem Reich der Sonne in die Nacht des Grabes zu bewundern, alles Glücksgefühl auszukosten, das von einem großen Kunstwerk ausgeht.

Ich erhebe mich und trete in den Eingang, beuge mich vor und versuche, einen Blick auf das Denkmal zu werfen. Aber es gelingt mir nicht, mein aufgeschwemmter Körper füllt den schmalen Spalt aus, steckt in ihm drinnen wie in einer Falle, und nur, indem ich mich mit aller Kraft gegen die Seitenwände stemme, kann ich mich nach rückwärts befreien.

Ich muss mir die lächerliche Tatsache eingestehen, dass ich ein Gefangener bin. Ich, der spindeldürre Hungerleider, bin ein Gefangener meines Bauches geworden. Meine Gefräßigkeit hat mich um die Tröstungen und das Glück der Kunst gebracht.

Es ist kein Wunder, ich esse wie ein Drescher und mache keine Bewegung. Aber das soll anders werden. Ich werde von nun an mäßig essen und jeden Tag einen Dauerlauf von einer halben Stunde rund um meinen Tisch unternehmen. Was soll daraus werden, wenn mein Umfang weiter zunimmt und ich am Ende des Jahres mit meinen wohlverdienten zweimal hunderttausend Franken das Grabmal nicht verlassen kann? Heute will ich mit der Enthaltsamkeit beginnen.

Oh lächerliche Tragikomödie der Gefräßigkeit! Was ist aus meinem schönen Vorsatz geworden? Ich halte ihn in meiner Seele festgenietet, mit den Hammerschlägen des Willens in alle Tiefen hineingetrieben, dicht neben allen anderen großen Entschließungen, neben meinem Glauben an mich selbst und an meine Arbeit. Noch als ich Iwan mit seinem Wägelchen zwischen den Gräbern, auf den sandbestreuten Wegen kommen sah, habe ich geprüft, ob alles fest säße, und mich meines Willens gefreut.

Dann stand eine Schüssel vor mir mit einem verführerischen Ragout. Im blanken Silber der Untertasse sah ich mein dickes, rundes Gesicht, und ich erneuerte meinen Vorsatz.

»Nein«, sagte ich, indem ich die Schüssel von mir schob, *»ich* möchte heute nichts als eine Schale Bouillon und ein Weißbrot.«

Iwan sah mich an, und sein Grinsen, der Blick, mit dem er meinen Umfang abzumessen schien, zeigten mir, dass er mich verstand. Stillschweigend schob er die Schüssel mit dem in Muscheln angerichteten Ragout zurück und schob eine Schale mit Bouillon von seinem fahrbaren Herd auf den Tisch. Schon, indem er sie vor mich hinsetzte, drang der Duft der schön gefärbten braunen Brühe so lieblich auf mich ein, dass ich meine festen Entschließungen wanken fühlte. Wie der Dampf einer Waschküche oder einer Färberei schließlich die stärksten Mauern durchdringt und zerstört, so zerstörte dieser liebliche Duft meinen Vorsatz, nur dass er keiner längeren Zeit bedurfte als der eines Atemzuges. Und als ich den ersten Schluck getan hatte, überfiel mich ein

wahrer Heißhunger. Mein Magen schrie nach Speise, als ob ich schon vierzehn Tage nichts gegessen hätte, meine Eingeweide krampften sich zusammen, ich warf alle Bedenken beiseite.

Iwan war wieder hinausgetreten und, indem er sich den Anschein gab, als bereite er alles zur Rückfahrt vor, entblößte er die Töpfe und Schüsseln seines Karrens und zeigte das weiße Fleisch des Geflügels, die braunen Krusten verschiedener Braten, das Farbengemenge eines italienischen Salates, das gelbliche Weiß des Creme-Übergusses auf einer Torte.

Ich stand auf, beugte mich über den Tisch und zog die Schüssel mit dem Muschelragout an mich. »Iwan«, sagte ich, »bringen Sie alles ... bringen Sie es ... ich habe doch Appetit bekommen.«

Im Augenblick des Niedersetzens sah ich mein Gesicht wieder im Spiegel der Untertasse. Ich hatte die Zähne gefletscht, die Augen rollten fürchterlich umher, mein ganzes Gesicht war von Gier verzerrt, ich sah aus wie ein Tier, dem man den schon gezeigten Fraß wieder entreißen will.

Von der ganzen Mahlzeit ist nichts übrig geblieben. Ich habe das Ragout verzehrt, sämtliche Braten und einen halben Truthahn aufgegessen, und ich musste mir Zwang auferlegen, um nicht auch noch die Knochen zu zerbeißen und zu vertilgen – wie ein gefräßiger Hund.

Man muss es dem Koch, der diese Mahlzeiten nach den Anordnungen der Madame Wassilska zubereitet, nachsagen: Er ist ein Künstler in seinem Fach. Ich glaube nicht, dass es möglich ist, noch besser zu kochen als dieser Mann. Jede Speise ist für sich vollkommen, und dabei sind sie so zu einer Mahlzeit abgestimmt, dass eine die andere hebt und fördert, dass sie wechselseitig ihren Wohlgeschmack zur Geltung bringen. Es ist unmöglich, einer solchen Mahlzeit zu widerstehen, die mit allem Raffinement hergestellt ist, lieblich zugleich für das Auge, die Nase und den Gaumen.

Ich segne den unbekannten großen Künstler – und ich verwünsche ihn. Denn es sieht aus, als würde ich dieses Grabmal wirklich nicht mehr verlassen, wenn es so weiter geht, es sieht so aus, als würde ich hier – gemästet.

Iwan hat mir die Apparate gebracht, die ich zu meinen Untersuchungen brauche. Er hat die Dinger mit diesem trübsinnigen und boshaften Grinsen vor mich hingestellt, das zwischen den Pusteln seines Gesichtes dahinrinnt, wie ein zäher Schleim. Wie soll er verstehen, was die Prismen, Fernrohre, Blenden, Glasröhren, elektrischen Elemente und fotografischen Kameras bedeuten?

Das chemische Laboratorium der Universität hat mir diese Apparate in liebenswürdiger Weise zur Verfügung gestellt und einen schmeichelhaften Begleitbrief geschrieben, man schätze sich glücklich, einem jungen Gelehrten dienen zu können, dessen Ruf usw.

Wenn sie wüssten, zu welchem Zweck sie mir die Waffen liefern; dass ich darauf ausgehe, ihr ganzes mühsam errichtetes Lehrgebäude niederzureißen, ihre Kapazitäten ans Messer zu liefern, in ihre strohenen Theorien die Brandfackel der Vernichtung zu schleudern. Meine ganze neue Lehre steht in meinem Kopf fest, meine Beweise sind in Stößen von Zetteln angesammelt – es handelt sich nur noch darum, die seltsamen Erscheinungen, deren Zeuge ich hier bin, meinem System zwanglos einzuordnen.

Vorläufig sind alle meine Mühen fruchtlos. Je gründlicher und sorgsamer ich untersuche, desto geheimnisvoller werden die Vorgänge.

Ich beobachte die ganzen Nächte hindurch. Wie könnte ich Schlaf finden, solange ich dem Rätsel dieser Strahlungen nicht auf den Grund gekommen bin? Sie gehören keiner der bisher bekannten und beschriebenen Gattungen an. Es ist ein schwaches grünliches Schimmern, vollkommen deutlich erkennbar, das ohne jede ersichtliche Ursache aus den Wänden, dem Marmor auszugehen scheint.

Aber diese deutlich sichtbaren Strahlen, von denen man erwarten sollte, dass die Gesetze der Optik auch auf sie Anwendung finden müssen, können weder gebrochen, noch polarisiert, noch durch magnetische oder elektrische Felder abgelenkt werden. Ja, sie haben – und das ist geradezu unheimlich – sie haben überhaupt kein Spektrum. Sie gehen durch das Prisma hindurch, wie durch gewöhnliches Glas, sie verlassen es genau so, wie sie eingetreten sind, sie werden durch eine Linse weder konzentriert noch zerstreut. Sie zeigen keine chemische Reagenz und hinterlassen keinerlei Spur auf der fotografischen Platte.

Sie sprechen überhaupt allen Naturgesetzen Hohn.

Dass sie aber dessen ungeachtet nicht ohne chemische Wirkungen sind, zeigt jene seltsame Begleiterscheinung: das Weichwerden des Marmors. Auch das ist keine Sinnestäuschung, ebenso wenig wie der grüne Schimmer. Meine Hände fühlen es, meine Werkzeuge stellen es fest. Es beginnt in der Regel erst nach Mitternacht, als müsse der grüne Schimmer erst eine Weile eingewirkt haben, ehe der Marmor seine Struktur verändert. Es steigert sich gegen Morgen, erreicht nach Tagesanbruch, wenn der grünliche Schimmer verlischt, seinen Höhepunkt und verliert sich allmählich im Tageslicht. Tagsüber ist der Stein wieder hart und fest – wie Marmor sein soll.

Solange diese Erscheinung andauert, gibt der Stein dem Fingerdruck nach, lässt sich leicht einschneiden und stechen. Er verhält sich wie eine Gallerte, wie ein riesiger Quittenkäse, der in Erstarrung begriffen ist; ein Griff der Hand scheint Eindrücke zurückzulassen, die sich langsam wieder ausfüllen, der Messerschnitt bleibt eine Zeit lang sichtbar und verschwindet dann wieder. Dabei scheint der Marmor besondere anziehende Kräfte zu entfalten. Seine Oberfläche ist klebrig anzufühlen, leichte Gegenstände haften auf ihr, die Hand wird bei der Berührung ein wenig festgehalten und fühlt nachher ein leises Brennen.

Ich weiß nicht, wie ich alle diese absonderlichen und einander widersprechenden Phänomene miteinander in Einklang bringen soll.

Ich bin vollständig ratlos.

Und ich will tun, was jeder Gelehrte tut, wenn er vollständig ratlos ist, ich will versuchen, mir eine Theorie aufzustellen. Eine Theorie, die sich mit meinem System vereinigen lässt.

Eine Zeit lang habe ich daran gedacht, ob diese Strahlungen nicht mit den von dem polnischen Ingenieur Rychnowski beobachteten Erscheinungen verwandt sein könnten. Rychnowski hat, mit der Anlage der elektrischen Beleuchtung im Landtagsgebäude in Lemberg betraut, Folgendes wahrgenommen: Bei nächtlichen Versuchen mit einer von ihm konstruierten Dynamomaschine erschienen in einem neben dem Maschinenraum liegenden, von ihm durch eine meterdicke Mauer getrennten Zimmer kleine leuchtende Kugeln in grünblauer Farbe, und zwar immer in dem Augenblick, in dem eine Stromunterbrechung stattfand. Rychnowski schaltete nun, um diese rätselhafte Erscheinung genauer zu untersuchen, einen Apparat zur Stromunterbrechung ein, und es gelang ihm, eine größere Anzahl dieser selbstleuchtenden Kugeln zu erzeugen, die schließlich zusammenflössen, so dass ein kontinuierliches Leuchten entstand. Der Entdecker hält diese Kugeln für materiell und deutet sie auf das Vorhandensein eines noch unerforschten Stoffes, den er Elektroid nennt.

Haben diese selbstleuchtenden Kugeln des Ingenieurs Rychnowski im Lemberger Landtag nicht eine unzweifelhafte Ähnlichkeit mit dem grünen Schimmer im Grabmal der Madame Wassilska? Die Beschreibung, die von diesem grünlichen Licht gegeben wird, könnte verführen, ja zu sagen. Aber wo ist hier die Dynamomaschine, die doch sicher irgendwie ursächlich mit den Beobachtungen Rychnowskis zusammenhängt? Und, abgesehen davon, dass die Wissenschaft vorläufig noch überhaupt dem Bericht des Ingenieurs ein wenig ungläubig gegenübersteht, die Richtigkeit seiner Beobachtungen

zugegeben, so liegt die wesentliche Verschiedenheit darin, dass Rychnowski seine Lichtkugeln ausdrücklich als materiell bezeichnet.

Denn meine Lichterscheinungen sind ganz sicher immateriell oder vielmehr, da es ja eine Immaterialität irdischer Erscheinungen nicht gibt, sie liegen an den Grenzen der Messbarkeit und Wägbarkeit und chemischen Reaktionsfähigkeit.

Mit einem Wort: Ich halte sie für selbstleuchtenden Äther, für den sichtbar gewordenen Weltäther, der alles durchdringt und alles erfüllt, dessen Atomgewicht mit 0,0000096 des Wasserstoffatoms, dessen Geschwindigkeit mit 2.240.000 Metern in der Sekunde berechnet wurde.

Noch vor wenigen Jahren konnte Poincare in seiner Mathematischen Theorie des Lichtes schreiben: »Die Frage, ob der Äther wirklich existiert, hat für uns (nämlich die Physiker) wenig Bedeutung; das zu untersuchen ist Sache der Metaphysiker.«

Diese Äußerung Poincares zeigt die ganze Kurzsichtigkeit eines sonst genialen Gelehrten in Dingen, die er von sich fern halten zu müssen glaubt. Oh nein – diese Frage geht uns, die Physiker, ganz ungemein viel an. Seit Maxwell seine elektromagnetische Lichttheorie aufgestellt hat, seit wir annehmen müssen, dass die Elektrizität keine Naturkraft, sondern eine Substanz ist, seit zu den bisherigen chemischen Elementen zwei neue hinzugekommen sind; die positiven und negativen Elektronen, ist der Geltungsbereich des Begriffes »Kraft« viel enger geworden. Es war nur ein Schritt von da zu der kühnen Behauptung Mendelejeffs, des Entdeckers des periodischen Systems der Elemente, auch der Weltäther sei chemischer Natur, und auch er reihe sich in die Periodizität der Elemente ganz unten ein.

Damit und mit den bestätigenden Ausführungen Georg Rudorfs über Urmaterie und Lichtäther fällt die alte Ansicht von den Atomen, die sozusagen im Weltäther schwimmen, wie das Holz im Wasser, und ihm eigentlich fremd seien. Nun – hier stehe ich an den Grundmauern meines eigenen Systems.

Die Atome bilden sich aus dem Äther selbst, sie sind Wirbelstürme im Äther, Zyklone, in denen er sich verdichtet, und sie entstehen an Stellen, an denen jene ungeheuere, unausdenkbare schnelle Bewegung der Ätherteilchen, die sonst geradlinig verläuft, sich in eine drehende Bewegung umwandelt. Und wie entsteht dieser Weltäther selbst? Hier ist das große Wunder, wo das Physische mit dem Methaphysischen zusammenhängt. Hier, Herr Pioncare, vollzieht sich der Übergang der Bewegung in die Substanz!

Der Weltäther ist nichts anderes als der Übergang der Kraft in die Materie. Energie ist nicht eine Eigenschaft des Stoffes, sondern sie ist

das früher Vorhandene, aus dem der Stoff hervorgeht. So ist auch das Rätsel des Zerfalles der Materie gelöst, das unsere Physiker so beunruhigt, die Materie muss zerfallen, um wieder zu reiner Energie zu werden. Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft ist richtig, aber seine Geltung beginnt schon vor der Geburt des Stoffes. Es gibt keinen Kreislauf der Weltenergie, die aus sich erst die Materie bildet.

Darum ist der Weltäther zugleich materiell und immateriell, ist Element und Energie, er ist der Träger aller Erscheinungen der sichtbaren Welt, aber eben, weil er alle Eigenschaften annehmen muss, selbst nahezu eigenschaftslos.

Darum kann ich an dem in meinem Marmorhaus aus unbekannten Ursachen selbstleuchtend gewordenen Äther keine der Eigenschaften des Lichtes experimentell feststellen.

Es sind aber doch Umstände da, die mich immer wieder mit Bestürzung erfüllen, so oft ich sie wahrnehme, weil sie doch auf Eigenschaften hindeuten, für die mir jede Erklärung fehlt. Ich meine das Verschwinden der Bronzeplatte an der Hinterwand des Grabmales. Diese Erscheinung stellt sich ganz plötzlich ein, und verschwindet wieder ebenso plötzlich, ohne dass ich eine Gesetzmäßigkeit beobachten kann.

Ich sehe mitten in der Nacht von meiner Arbeit auf, die Bronze-Platte ist fort. Ich erhebe mich, trete hinzu, um das Metall zu befühlen, – es ist wirklich fort, es ist aufgelöst, ohne eine Spur zu hinterlassen. Und nach einer Weile ist die Bronzeplatte wieder an ihrer Stelle. Es scheint mir notwendig, festzustellen, dass mit dem Wiedererscheinen der Bronzeplatte eine unangenehme Beklemmung, eine Art Atemnot und ein verzweifeltes Herzklopfen, das mich im Augenblick ihres Verschwindens überfallen hat, vorüber ist.

Des anderen Umstandes, der Strukturveränderung des Marmors, habe ich schon gedacht.

Und so muss ich am Ende meiner Erklärungsversuche immer wieder gestehen, dass ich so klug bin wie zuvor. Die unvereinbaren Eigenschaften dieser Strahlungen verwirren mich, und ich bin am Ende meiner zuversichtlich begonnenen Gedankengänge immer wieder im Zweifel, ob es wirklich der Weltäther ist, der nachts meine Behausung mit grünlichem Licht erfüllt.

Ich habe auf meine Frage eine Antwort erhalten.

Unter dem letzten Satz der Aufzeichnungen, die ich erst beim Grauen des Morgens beendet habe, um, bis zum Umsinken erschöpft, schlafen zu gehen, ist etwas hingeschrieben. Unter der Frage, mit der ich schließen musste, steht:

»Es ist der Atem der Katechana.«

Wer ist Katechana? Was ist das? Die Antwort auf meine Frage gibt mir ein neues Rätsel auf.

Und wer hat mir diese Antwort gegeben? Das ist vielleicht das Seltsamste an diesem ganzen Schwarm von Absonderlichkeiten, der mich umgibt.

Es scheint, auf den ersten Blick, meine eigene Schrift zu sein. Sie trägt alle charakteristischen Merkmale meiner Züge, das mitten entzweigebrochene K, das lang gestreckte A. Aber man braucht nur genauer hinzusehen, um zu bemerken, dass es nur ein Versuch ist, meine Schrift nachzuahmen. Als habe sich ein Fremder ihrer bemächtigt, um mich durch eine möglichst getreue Fälschung zu verblüffen.

Aber wer sollte wohl hier eingedrungen sein, um sich diesen Scherz mit mir zu machen?

Dann bleibt nur noch übrig, anzunehmen, dass ich selbst im Schlaf aufgestanden bin und die rätselhafte Antwort hingesetzt habe, mit meiner eigenen, durch den abnormalen Zustand meines Gehirns etwas veränderten Schrift.

Aber woher habe ich dann das Wort Katechana, von dem ich durchaus nicht weiß, was es bedeuten könnte? Aus einem Traum, aus den Abgründen des Bewusstseins, wohin kein Strahl des Wachens dringt?

Ich habe freilich noch keine Neigung zum Schlafwandeln an mir bemerkt, ich, dessen Körper mir niemals andere Streiche gespielt hat als durch Paraxysmen des Hungergefühls, ich, dessen Geist geübt war, auf den steilsten Hochgebirgspfaden der Forschung schwindelfrei zu gehen.

Immerhin: Es ist nicht ausgeschlossen, dass ich in krankhafte Bewusstseinszustände verfalle. Ich muss mir eingestehen, dass mein Körper und mein Geist sich in einem seltsamen Widerstreit befinden. Während ich, von einer unheimlichen Fress-Lust gequält und meinen täglich erneuerten Vorsätzen untreu gemacht, immer dicker werde, scheint mein Geist zu erschlaffen.

Ich habe die Gedankengänge von neulich, auf die ich jene rätselhafte Antwort bekam, nachgeprüft. Sie sind im Allgemeinen richtig, aber ich finde sie doch im Einzelnen plump und unzulänglich, ich vermisse den Scharfsinn, der sonst meine Arbeiten ausgezeichnet hat und sonst von meinen Feinden anerkannt werden musste.

Trotzdem ich alle Fehler klar erkenne, bemühe ich mich nicht, sie zu verbessern, ich weiß auch gar nicht, wie ich es tun sollte. Viel wichtiger als alle anderen Fragen erscheint mir nun die, was das ist: der Atem der Katechana, als sei in diesem Wort wirklich die Erklärung für alle mich umgebenden Rätsel enthalten.

Ich bin überzeugt, dass dies alles besser werden muss, dass ich meine Klarheit wiedergewinnen werde, wenn ich erst die Ekel erregende Essgier, diesen tierischen Trieb, mir den Bauch anzufüllen, überwunden habe. Der Kampf gegen diesen unersättlichen Hunger reibt mich auf. Und, wenn ich endlich genug habe, so möchte ich mir vor Abscheu vor mir selber und vor Scham über die Schwäche meines Willens am liebsten mein gedunsenes Gesicht zerfleischen, die weißen, weichen, fettgepolsterten Hände zermalmen, die die Speisen zum Munde zu führen gezwungen sind.

Ich habe nicht gewusst, dass auch dem Essen ein Kater folgen kann. So muss den Gänsen zumute sein, die gemästet werden, um große Lebern zu geben. Gemästet! Es ist, als sollte ich gemästet werden. Aber zu welchem Zweck?

Heute habe ich seit langer Zeit zum ersten Mal geschlafen. Ich wollte gestern Abend zu arbeiten beginnen, wie immer, aber mehr als je wirrten sich meine Gedanken durcheinander.

Gestern war der Allerseelentag. Eine ungeheure Menschenmenge erfüllte von den ersten Morgenstunden bis zur Abenddämmerung den Friedhof. Paris war aufgebrochen, um seine Toten aufzusuchen, das Leben kam zu den Gräbern der Geschiedenen. Überall Kränze und Blumen und Kerzen; das Summen der vielen Menschen lag wie eine murmelnde Wolke über den Gräbern.

Fast den ganzen Tag standen Gruppen von Menschen vor meinem Marmorhaus. Die ersten Besucher waren zwei schwarz gekleidete Frauen, die ein kleines Mädchen zwischen sich führten. Vielleicht Gattin und Mutter und Kind eines Verstorbenen. Das Kind sah mich mit großen Augen angstvoll an: »Mama«, sagte es, »ist das der Mann, der ein Jahr drinnen bleiben muss?«

Die Frauen zogen die Kleine fort, sie empfanden es als zudringlich, mich anzustarren. Nach fünfzehn Schritten hatte das kleine Mädchen mich und seine ganze Friedhofsscheu vergessen, hing sich an die Arme der Frauen, zog die Beine ein und ließ sich als schwebendes Englein ein Stückchen des Weges tragen.

Nicht alle Besucher waren so zartfühlend wie diese Frauen; einige machten den Versuch, mich in ein Gespräch zu verwickeln. Der Himmel wechselte zwischen Sonnenschein und Regengewölk, ich habe von dem Tag nur einen allgemeinen Eindruck von Menschengruppen, bald im Licht, bald im Schatten. Endlich kehrte ich dem Eingang des Grabmals den Rücken zu. Gegen Abend wurde es still.

Iwan brachte mir das Abendessen. Während ich dasaß und die Speisen hinunterschlang, trat noch jemand in den Türspalt. »Mein Herr«, sagte

er, »entschuldigen Sie!« Es war ein junger Mann mit einem frischen Gesicht, dem Anschein nach ein Handwerker, Verkäufer oder etwas dergleichen.

»Mein Herr«, wiederholte er, »bleiben Sie nicht länger hier ... ich rate es Ihnen, lassen Sie das Geld ... sie hat mich zweimal in den Hals gebissen ...« Da springt Iwan mit einem Satz vor, wie ein wildes Tier. So habe ich ihn nie gesehen, die struppigen Schnurrbarthaare scheinen sich zu sträuben. Er hebt die Faust gegen den jungen Menschen und dieser duckt den Kopf zwischen die Schultern, murmelt etwas und zieht sich scheu in die Dämmerung des wieder schweigsam gewordenen Friedhofs zurück.

»Wer war das?«, fragte ich.

Iwan grinst: »Ich weiß es nicht«, sagte er mit seiner mühsam schnarrenden Stimme.

Aber ich weiß es – es ist der Bäckerlehrling ... der Bäckerlehrling der Madame Wassilska ... den sie in den Hals gebissen hat...

Nach diesem Tag habe ich, müde von der andauernden Willensanspannung, die ich den Gaffern entgegensetzen musste, geschlafen wie ein Toter.

Mein Erwachen war, als schwebe ich in ein Gefühl des Unbehagens hinein ... Ich verspüre ein Brennen an meinem rechten Unterarm und an meinem Hals. Mein Blick fällt auf eine kleine eingetrocknete Blutkruste oberhalb des Handgelenkes. Sie sitzt an den Rändern einer kleinen Wunde, die aus einer Reihe gegenüberstehender Verletzungen besteht... als sei ich dort gebissen worden. Gebissen ... ich finde kein anderes Wort für diese Art von Wunde. Und ringsum ist die Haut auf etwa Handtellergröße weißlich gefärbt und schlaff, eine blutleere Stelle, als sei dort die Nacht über ein Pflaster mit irgendeiner ziehenden Salbe aufgelegt gewesen. Ich greife nach dem Hals und finde dort eine ähnliche Wunde.

Ich will nicht nachdenken, wer mir diese Verletzungen zugefügt haben könnte. Sollte der Sergeant Bertrand doch Nachahmer bekommen haben? Sollte es Menschen geben, die ein bestialisches Gelüste nicht unterdrücken können, die nachts auf Friedhöfen umherstreichen und Leichen zerfleischen und es auch nicht verschmähen, Schlafende anzufallen? Die Nächte werden sehr kühl. Ich will von nun an immer die Tür meiner Behausung fest verschließen. Dann muss auch bald ein Ofen aufgestellt werden, wenn ich nicht in diesem Marmorgefängnis krank werden soll.

Ich frage Iwan, welche Vorkehrungen er für den Winter treffen will. Er schaut mich an, als ob er mich nicht verstehe. Irgendeine dunkle Stimme

hat mir gesagt, ich möge meine Wunden vor diesem Menschen verbergen. So habe ich einen hohen Kragen genommen und die Manschette am rechten Ärmel weit über das Handgelenk vorgezogen. Aber nun werden mir die Blicke des Russen peinlich, es ist, als untersuchten sie meinen Körper, ich fühle mich wie einer, der ein geheimes Gebrechen an sich hat. »Ich brauche einen Ofen!«, sage ich wütend, »einen Ofen ... verstehen Sie?« Er nickt.

Plötzlich fällt mir etwas ein. »Hören Sie, Iwan«, sage ich ... »warum haben Sie eigentlich nicht selbst... es waren doch zweimal hunderttausend Franken zu verdienen. Das ist ein Vermögen. Und es war doch jedem freigestellt ... warum haben Sie sich eigentlich nicht selbst gemeldet?«

Da sehe ich zum ersten Mal, dass dieser wortkarge, mürrische Mensch, dieser Automat, von einer inneren Macht ergriffen wird. Sein Gesicht verzerrt sich zu einer Grimasse des Entsetzens, seine verkrüppelten Hände mit den verbogenen Fingern strecken sich weit vor, und wie ein erschreckter Papagei kreischt er, schnarrt er-»Nein ... nein!«

Ich weiß nicht, warum ich bei diesem Nein gleichfalls von Entsetzen gepackt werde, warum ich plötzlich zittere, warum mich eine solche Angst befällt, als habe sich ein siedendheißer und zugleich eiskalter Strom in mich ergossen.

Ich greife nach dem Weinglas, um diese Aufregung zu meistern.

Die Manschette verschiebt sich, zieht sich zurück. Der Blick Iwans fällt auf die Wunde oberhalb des Handgelenkes.

Das Entsetzen weicht von seinem Gesicht, macht einem Grinsen Platz, das zwischen den eitrigen Pusteln stockt und zerrinnt...

Margot war da.

Sie stand zwischen den Marmorwänden des Eingangs, der große Hut mit den gelben Rosen war von einem kahlen Baumwipfel überragt. Ihre Augen waren voll Tränen, die über ihre blassen, abgehärmten Wangen glitten. Sie stand da, wie eine Abgesandte des Lebens, die Versuchung in eigener Person, als habe Paris sie geschickt, die Stadt, die ich da unten summen höre. Fast eine Stunde lang dauerte dieser Kampf der Liebe.

»Ernest«, sagte sie, »ich bitte dich ... komm von hier fort. Liebst du mich denn nicht mehr? Ich habe dir deinen Willen gelassen ... ich wollte nicht, dass du glauben solltest, ich besäße nicht die Kraft, die du hast. Aber nun kann ich es nicht mehr länger zugeben, dass du hier bleibst... wenn ich dich nicht von hier mit mir nehmen darf ... o Ernest, wie siehst du aus? Welcher Unsinn, deine Gesundheit und dein Leben aufzuopfern, um des Geldes willen. Waren wir nicht glücklich, wir beide, obzwar wir nicht wussten, wie wir die nächste Miete bezahlen sollten? Denk an die

Abende auf meinem Zimmer, an die Spaziergänge in Fontainebleau, an die große Zeche, die wir machten, und zu der uns gerade fünf Sous fehlten ... wenn du mich liebst, so komm von hier fort.«

Ich stand drei Schritte entfernt, hielt mich mit beiden Händen an dem Rand des Tisches. Tausende Worte der Liebe lagen mir auf den Lippen, tausend Versicherungen meiner Sehnsucht und Zärtlichkeit drängten mir aus dem Herzen. Aber ich durfte nicht sprechen, wenn ich meinen Preis ehrlich gewinnen wollte. Ich konnte nur meine Augen sprechen lassen. Aber wie konnten meine Blicke das alles sagen, was zu sagen nötig gewesen wäre, warum ich nicht von hier fort konnte; dass ich nicht all das umsonst auf mich genommen haben wollte; dass ich nun erst recht entschlossen war, das Geld zu gewinnen; dass ich schon deshalb nicht fort konnte, weil ich ein Gefangener meines Leibes war; und vor allem deshalb nicht, weil ich mir vorgenommen hatte, hinter das Geheimnis dieses Grabmals zu kommen, zu erfahren, was das sei – der Atem der Katechana.

Es war sehr schwer. Margot weinte. »Oh ... du weißt ja nicht, was die Zeitungen über dich schreiben ... was deine Freunde sagen ... du hast einen Bericht über deine Beobachtungen an die Akademie geschickt...«

Man sprach und schrieb also darüber, dass ich einen vorläufigen Bericht über die geheimnisvollen Strahlen aus meinem Gefängnis hatte ausgehen lassen. Nun – sie mochten sagen, was sie wollten – meinetwegen, dass ich verrückt geworden sei...

»Willst du, dass es Wahrheit wird, das die Leute sagen ... oh, wie ich dich liebe, Ernest, wie ich dich liebe ...«

Ich konnte es nicht länger ertragen. Ich fühlte, dass ich schwach wurde, und winkte ihr mit beiden Händen, sich zu entfernen ... ich wandte ihr den Rücken zu, stand so lange, bis ihr Schatten von dem Marmorboden wich, bis ihr Schluchzen zwischen den Gräbern verhallte.

Aber sie ist in der Nacht wiedergekommen, die Treue, die Gute, die beste Geliebte, die je ein Mann gehabt hat. Sie hat den Schrecken des Friedhofs, vor denen sie sonst zitterte wie ein Kind, getrotzt. Wer sonst sollte es gewesen sein als Margot?

Ich erwache des Nachts aus dem dumpfen Schlaf, in den ich nun immer verfalle. Und ich fühle, dass ich nicht allein bin. Jemand ist bei mir, hat sich über mich geworfen und küsst mich so schmerzhaft, dass es ist wie Bisse. In dem grünlichen Schimmer sehe ich eine Frau, ich fühle sie ... ich erwidere die Küsse, ohne ein Wort zu sprechen ... ich darf nicht sprechen, aber küssen darf ich. Und Margot presst mich mit einer wütenden Kraft an sich, mit aller Kraft der Sehnsucht und Verzweiflung. Margot – wer sonst sollte es gewesen sein als Margot? Mein ganzer

Körper ist mit Wunden bedeckt... mit Bisswunden, den Spuren der wilden Küsse.

Ich wanke kraftlos herum, mein Fleisch ist wie blutleer ... die Muskeln liegen schlaff und schwammig unter der welken Haut.

Und die Wunden heilen nicht zu ... es werden abscheuliche Narben daraus, eitrige Pusteln ... genau so wie die Pusteln Iwans.

Und Margot kommt jede Nacht... jede Nacht.

Iwan hat gesprochen.

Ich weiß, was das ist, die Katechana ... ich habe es ihm entrissen.

Ich sah es seinen Augen an, dass er es wusste, an diesen tückischen Blicken, mit denen er meine Wunden betrachtete, sie abzuschätzen und zu zählen schien; ich habe diesen prüfenden Kennerblick bei Preisrichtern in einem Boxkampf gesehen, als die beiden blutenden, zerschundenen Gegner nicht abließen, aufeinander loszuschlagen ...

Und auf einmal war es mir ganz klar, dass Iwan wusste, was das sei, die Katechana. Ich sehe ihn noch, wie er vor mir zurückweicht, da ich auf ihn zuschleiche, um ihn beim Hals zu packen. Er drückt sich in eine Ecke, und ich stehe vor ihm ...

»Wer ist das, die Katechana?«, frage ich.

Und da sehe ich, wie seine Angst sich in Trotz wandelt, in jene höhnische Frechheit, die ich mir schon zu lange gefallen ließ.

Er blinzelt mich tückisch an, aber ich weiß, dass er jetzt die Wahrheit sprechen wird. »Sie nennt sich so«, schnarrt er.

»Wer?«

»Sie hat es auf Kreta gelernt. Sie lebte ein halbes Jahr an den Abhängen der Leuka Vrune, und ich musste ihr Schafe bringen, die sie zerriss.«

»Was bedeutet das ... Katechana?«

»Es bedeutet dasselbe ... was in Albanien Wurwolak heißt und in Bulgarien Lipir, was die Tschechen Mura nennen, die Griechen auf den Ruinen von Sparta Bourkolak und die Portugiesen Bruxa ... sie war bei allen diesen Völkern ...«

»Das sind Namen ... Elender... was es bedeutet, will ich wissen ...«

»Es bedeutet eine, die nie genug haben kann an Blut und dem Opfer der Mannheit, die über den Tod hinaus ...«

Ich lasse ab von ihm, ich weiß genug.

Ich werde hier in einem marmornen Gefängnis gemästet ... ich werde gemästet... mein schwammiger, aufgetriebener Leib ist nur ein Behälter für recht viel Blut, die Gefäßwände müssen sich ausdehnen, um recht viel des Saftes aufnehmen zu können – für einen Vampir, der jede Nacht kommt, um sich satt zu trinken.

Und meine Mannheit ist durch diese verbrecherisch gewürzten Speisen aufgestachelt, durch geheime Mittel aufgereizt.

Sie trinkt meine Kraft fort, sie saugt mein Leben ein, und je mehr ich davon hergebe, desto voller und stärker wird der Balg des Vampirs. Die Gestalt, die mir anfangs leicht und luftig erschien, wie eine Wolke, ist in den letzten Nächten körperhaft schwer geworden, lastet auf mir ... Ihr Atem durchdringt den Stein und umhüllt mich mit einem grünlichen Schimmer. Er zersetzt den Marmor ... oder aber, es könnte sein, dass die Veränderung des Marmors nur scheinbar ist, dass nur ich es so fühle, weil mein ganzer Körper von ihrem Atem getränkt ist, weil meine Muskeln und meine Nerven, meine Sinne und mein Gehirn voll gesogen sind mit diesem leuchtenden Gift der Verwesung ...

Nun bin ich wieder vollkommen ruhig, da ich alles weiß.

Jetzt erst fühle ich, dass ich in der letzten Zeit meiner selbst nicht ganz mächtig war, dass ich in einem Zustand beklommener Betäubung dahin wankte.

Aber nun habe ich wieder meinen Mut.

Ich bin entschlossen, mich nicht zu ergeben, jetzt da ich weiß, gegen welchen Feind ich gerüstet sein muss. Ich bin entschlossen, meine zweimal hunderttausend Franken zu gewinnen, gegen die Katechana und alle Schrecken des Grabes ...

Da sie körperlich zu werden vermag, muss sie den Gesetzen der Körper unterworfen sein. Da sie Leben zu gewinnen vermag, muss sie noch ein zweites Mal sterben können ...

Und damit zerreiße ich alles, was mich einspinnt. Ja – einspinnt im ganz tatsächlichen Sinn des Wortes. Denn ich bin dahinter gekommen, dass sie ein Netz um mich gewoben hat. Nicht genug an dem, dass ich selbst hier bleiben will, um meine zweimal hunderttausend Franken nicht zu verlieren, dass das Marmorhaus mir zum Gefängnis geworden ist, weil ich nicht mehr hinaus kann – sie hat mich zur Sicherheit noch in ein Netz gesponnen.

Meine Beine sind am Gehen gehindert, bei jedem Schritt stoße ich an elastische, klingende Fäden, die nur langsam nachgeben. Jede Bewegung meiner Hände ist erschwert, dadurch, dass ich erst diese Fäden heben und beiseite schieben muss ... und sie weichen nur einem starken Druck ... über mein Gesicht huscht es unaufhörlich dahin, wie das Gewebe eines Spinnennetzes, wie wenn man im Sommer auf einsamen Waldwegen geht. Nur dass es Fäden eines unsichtbaren Metalles sind. Ich höre sie klingen, ich habe immer das feine Läuten im Ohr, mit dem sie schließlich zerspringen.

Oh, ich werde dieses Netz zerreißen ... ehe es zu fest wird ...

Heute Nacht!

Es ist geschehen.

Ich bin befreit.

Die Katechana wird mich nicht mehr quälen. Ich habe ihr meine zweimal hunderttausend Franken entrissen. Ich bin Sieger.

Heute Nacht habe ich gelauert, so wach, wie nie in meinem Leben.

Das Summen der Stadt dort unten wird leiser. Ich habe die Tür offen gelassen, trotz der Herbstkälte, um dieses Summen zu hören, das mir vom Leben erzählt, vom Leben, in das ich mich mit meinen zweimal hunderttausend Franken stürzen will.

Auf den Nachtwolken ist der Widerschein der vielen Lichter. Ab und zu wird dieser Schein heller, in regelmäßigen Zwischenräumen, durch das Aufblitzen einer Lichtreklame, die eine Badewanne verspricht, eine Theatervorstellung, eine Vergnügungsreise ...

Ich warte geduldig.

Gegen Mitternacht wird der grüne Schimmer in meinem Gefängnis stärker. Ich schaue gespannt auf die Bronzeplatte mit dem Namen Anna Feodorowna Wassilska ... ich atme aber ruhig, als ob ich schliefe ...

Und nun ist es, als löse sich die Bronzeplatte langsam in dem grünen Schimmer auf, als werde sie dünner, als woge ein leichter roter Dampf im grünen Leuchten hin und her. Nun wölkt das letzte davon, verdampft, verschwindet... eine viereckige schwarze Öffnung klafft im Marmor.

Und daraus dringt nun wieder ein Hauch hervor, ein Dunst, wie Atem an kalten Wintertagen, ballt sich zusammen, wird dichter, nimmt Formen an.

Und auf einmal steht jemand an meinem Lager ... ich sehe die Augen der Madame Wassilska, die derbe Nase, den vollen Mund, dessen blutrote Lippen langsam von den starken, weißen, spitzen Zähnen zurückweichen ... jeder Zug, den ich von dem Bild kenne, das man mir gezeigt hat.

Sie beugt sich über mich, küsst mich ...

Ich schlage meine Hände in ihren Hals, ich fühle meine Nägel in ihr Fleisch dringen ... sie röchelt, schlägt um sich, stemmt ihre Arme gegen meine Brust... aber ich halte sie und lasse nicht nach. Ich falle von meinem Lager, wir wälzen uns auf dem Boden ... ich immer mit den Händen an ihrem Hals, ich spüre das Zucken in ihrem Körper, oh, eines aus meinem Blut gebildeten Körpers, der ist wie der eines lebenden Menschen ...

Wie ein Hund hänge ich an ihr, meine Zähne packen ihre Gurgel...

Ihr Wehren wird schwächer ... hört auf... sie leistet keinen Widerstand mehr ... aber ich will sicher sein, dass ich wirklich gesiegt habe. Blut

füllt meinen Mund, ah ... es ist ja nur mein eigenes Blut, das ich zurücktrinke. Nun liegt sie lange schon still.

Ich erhebe mich ... ein süßer Geschmack erfüllt meinen Mund, die Lippen kleben leicht aneinander, meine Hände sind von Blut überronnen – meinem eigenen zurückgewonnenen Blut.

Sie liegt dahingestreckt am Boden – die Katechana; und mein Marmorhaus ist dunkel. Der Atem der Katechana ist erloschen. Ich sitze die ganze Nacht, ohne Licht zu machen. In mir selber ist es hell. Ich bin befreit.

Grau und trübselig dämmert der späte Herbstmorgen.

Die Katechana liegt am Boden, lang hingestreckt, mit durchbissener Kehle. Sie ist ein zweites Mal tot, diese Madame Wassilska. Ich sehe ihr ins Gesicht.

Oh, – sie hat mir noch einen letzten Schrecken antun wollen, da sie vor mir weichen musste. Sie hat die Gestalt Margots angenommen.

Sie wollte mich glauben machen, ich hätte Margot getötet ... Ich stoße den Balg mit dem Fuß von mir. Iwan wird sich wundern.

Der Tag bricht an.

Ich bin befreit...

MALTE S. SEMBTEN

Der Blutfalter

Selbst wenn er weniger verstohlen eingetreten wäre, hätte keiner der in dem engen Raum versammelten Männer ihn beachtet. Ihre Aufmerksamkeit galt dem, was sich im Zentrum des Kreises, den sie gebildet hatten, abspielte. Dieses Schauspiel nahm auch ihn sofort gefangen.

Auf den ersten Blick hätte man auf eine Partie Poker schließen können, bei der nur die beiden härtesten Bluffer übrig geblieben waren und nun um einen ins Astronomische gestiegenen Einsatz kämpften. Tatsächlich türmte sich in der Mitte des einfachen runden Tisches, an dem sich die beiden Kontrahenten gegenübersaßen, ein Stapel Banknoten zu einem stattlichen Altar, um dessen Sockel sich eine devote Gemeinde von Goldmünzen scharte. Ihr Gleißen im Schein der schirmlosen Lampe, die so dicht über dem Tisch hing, dass die beiden Spieler ihre Augen geblendet verengten, während sie einander anstarrten, versengte die Augen des Neuankömmlings, ohne dass er es wahrnahm. Ihm war klar, dass hier *kein* Kartenspiel im Gange war. Den Holztisch, auf dem der Einsatz lag, bedeckte kein grüner Filz; keiner der Spieler biss konzentriert auf einen Zigarrenstummel oder nippte nervös an einem Glas; keiner der Spieler hielt einen Fächer aus Karten in der Hand.

Mehr enthüllte der dichte Tabakqualm, den die Umstehenden gebannt aus den Öffnungen ihrer Gesichter weichen ließen und der sich im Lichtkreis der Lampe zu verdichten schien wie Pulverdunst, dem neu Hinzugekommenen aus seiner Perspektive nicht. Trotzdem, und obwohl die beiden Spieler reglos wie Statuen saßen, herrschte die absolute Stille äußerster nervlicher Anspannung. Denn das Geld auf dem Tisch zwischen ihnen war der weitaus geringere Teil des Einsatzes, der hier auf dem Spiel stand.

In diese akustische Leere explodierte ein Geräusch, das jedem so laut wie ein Revolverknall vorkam. Es war, als falle die gierige Spannung für den Bruchteil einer Sekunde von den Versammelte ab, Tabakwolken entkamen aus Mündern und Nasen in einer kurzen Welle der Überraschung und Erleichterung.

Doch war es nur das Auftreffen des Schlagbolzens auf ein weiteres blindes Zündhütchen gewesen.

Sofort waren alle wieder elektrisiert. Das allgemeine Atemanhalten schien den Raum in ein Vakuum zu verwandeln, so dass sich nicht das geringste Geräusch mehr fortpflanzen konnte. Es herrschte völlige Lautlosigkeit.

Der Spieler, der den Abzug gedrückt hatte, begriff, dass die Kugel ausgeblieben war. So langsam, als hemme ihn der ringsum wogende Tabakdunst, setzte er die Mündung des Revolvers von seiner Schläfe ab und reichte ihn, Griff voraus, an sein Gegenüber. Die Armbewegung zeigte nicht den leisesten Anflug von Zittern, aber sie teilte die schweren Tabakwolken und enthüllte die weißen, maskenhaften Gesichter der beiden Gegner. Es war eine gemessene Geste, voll der Würde, die einer feierlichen Zeremonie zukommt. Der Vorgang glich einer Zepter-Übergabe.

Einer Intuition folgend, ließ der zu spät Gekommene seinen Blick sekundenschnell über die Mienen der Umstehenden gleiten. Im gleichen Moment begriff er – dass sie mitgezählt hatten, dass sie wussten, wie oft der Bolzen bereits ins Leere getroffen hatte.

Der andere Spieler nahm die Waffe entgegen wie in Trance. Plötzlich reckte er den Oberkörper straff auf und ließ die Hand mit dem Colt an seine Schläfe schnellen, als salutierte er seinem Schöpfer.

Der Schuss fuhr in die Stille und warf den Getroffenen seitwärts auf die Tischplatte. Das Loch über der rechten Schläfe war groß und rund und trocken. Die Augen standen zuletzt weit offen – so als habe der Moment des Todes ihnen etwas vollkommen Überraschendes enthüllt.

Der Mann war der letzte gewesen, der zu dem Pistolen-Poker hinzu gekommen war, und er war der erste gewesen, der den Schauplatz nach dem Ende der Partie wieder verlassen hatte. Nun stand er auf dem Promenadendeck des Raddampfers und betrachtete den sternenübersäten Himmel, in den die Schatten der zwei baumhoch über den Rand des Texasdecks emporwachsenden Schlote der ›Metacomet‹ hineinragten wie schwarze Totempfähle. Im dunklen Steuerhaus glomm flüchtig ein Funke auf, als der Lotse seine Pfeife anzündete.

Der Mann wechselte seine Stellung und lehnte sich neben dem Schaufelradkasten, den das Geräusch träge bewegter Wassermassen erfüllte, an die Reling. Der Mississippi war an dieser Stelle seicht und zahm. Der Fluss spiegelte die Sterne, als handle es sich um Golddollars, die von seinem dunklen dunklen Grund herauf schimmerten. Wer die Gestalt des Mannes in dieser Haltung und Umgebung beobachtet hätte, hätte in ihm einen romantischen Träumer vermutet – und nicht den

gnadenlosen Jäger, der seine Gedanken auf sein nahes Opfer konzentriert.

Erst an dem Fauchen eines angerissenen Zündholzes merkte er, dass jemand neben ihn getreten war. Er erkannte die geckenhafte Kleidung und den flammend roten Backenbart sofort wieder. Sie waren ihm bereits in dem Separee aufgefallen, wo auch der Rotbart das Revolverroulette mit verfolgt hatte.

»Ich hoffe, meine Gesellschaft zerstört nicht die besinnliche Stimmung«, sagte der Hinzugetretene, indem er die Spitze einer dicken Zigarre mit der Zündholzflamme bestrich, deren Schein die Schatten unter der Krempe seines Panamahutes fortjagte und seinen buschigen roten Bart in ein Feuerinferno zu verwandeln schien. »Aber solch eine Vorkriegszigarre genießt man nicht inmitten des Zigarettenmiefs der Bar oder des Salons. Sie gewährt einen nostalgischen Genuss: Seit der Virginia-Tabak nicht mehr vom Schweiß der Negersklaven gewürzt ist, hat er sein Aroma verloren. Leider sind meine Reserven bedenklich zur Neige gegangen und ich sehe mich gezwungen, den Verbrauch zu rationieren.«

»Hart für Sie. Immerhin sah ich Sie schon vorhin im Glücksspiel-Separée eine rauchen.«

Der andere hob in ironischer Bestürzung die Brauen. *»Sie* haben sich das angesehen? Nach Ihren Kleidungsgewohnheiten zu urteilen hätte ich Sie für einen zigeunernden Prediger gehalten.«

»Und welche Profession würde Ihnen Ihre eigene Aufmachung verraten?«

Der Rotbart zog die rechte Hand aus der Hosentasche und streckte sie aus. Mit der Linken nahm er seine Zigarre aus dem Mund und sagte strahlend: »Gestatten, Joe Ory. Redakteur des ›St. Louis Star‹, immer auf der Spur der Sensationen!«

Der andere ging auf die Geste ein, indem er den rechten Unterarm anwinkelte und Orys Hand eine roh geformte lederne Klaue entgegen hielt. Eine Sekunde lang starrte der Reporter sie an. Dann erkannte er, dass es sich um eine Prothese handelte. Aber bevor er sie widerwillig umschließen oder ein passendes Wort finden konnte, hatte der andere seinen verkrüppelten Unterarm wieder sinken lassen.

»Ich verstehe«, sagte der Mann mit der Lederhand. »Das erklärt *Ihre* Anwesenheit bei dem Schauspiel.«

»Nicht unbedingt. Es handelt sich ja doch um eine ziemlich delikate Sache. Derartige Nervenkitzel sind mit dem Gesetz nur schwer zu vereinbaren und nicht für die Allgemeinheit bestimmt.«

Der Zeitungsmann hatte sein strahlendes Lächeln zurückgewonnen, wenn es auch etwas starr wirkte, da seine Zähne die Zigarre wieder in der Zange hatten. Sie nickte beim Sprechen auf und ab, als wolle sie jedem seiner Worte Beifall zollen: »Man hat den armen Teufel eben erst in die Fluten geschmissen. Wer immer die Leiche auffischt, muss glauben, dass er tödlichen Liebeskummer hatte. So tödlich, dass er sich nicht mit einer Kugel begnügte, sondern auch noch ins Wasser ging ...«

»Und der glückliche Sieger des Matches?«

»Er soll bereits zum elften Mal ein solches Duell überlebt haben. Aber so viel Glück kann ihm unmöglich treu bleiben. Qu'importe! Immerhin lagen diesmal fast achthundert Dollar auf dem Tisch – und die klimpern jetzt in seiner Tasche. Eine außergewöhnliche Lebensweise.«

»Und Sie wollen Ihrer Zeitung kein Exklusiv-Interview liefern?«

»Die römischen Imperatoren ließen sich von den Todgeweihten grüßen, aber sie erbaten sich bei ihnen keine Audienzen. Der Mann hat die teuerste Kabine der ›Metacomet‹ gemietet. Dort hält er den ganzen Tag Klausur und lässt sich vollaufen. Es ist nicht bekannt, dass er auch nur einmal jemanden gebeten hätte, ihm dabei Gesellschaft zu leisten.«

»Ich hoffe, der Verlust *meiner* Gesellschaft lässt Sie nicht rettungslos der romantischen Stimmung erliegen«, sagte der andere und ließ den Reporter stehen.

Kurz darauf fand er sich in dem hell erleuchteten Säulengang vor den Luxuskabinen wieder. Ölgemälde schmückten die Türen der Kabinen. Sie zeigten verschiedene Szenen aus der Geschichte der Indianer-Kriege. Das Bild auf der Tür, vor der er stehen blieb, trug die Inschrift: *Captain Church stellt den Rebellenhäuptling ›Philipp‹ Metacomet und seine Getreuen in den Sümpfen am 12. August 1675.* Die Darstellung war eine sehr freie Interpretation der historischen Fakten.

Er zögerte. Durch die Stille drangen gedämpft das Piano-Spiel und das Murmeln der Stimmen aus dem Salon. Schließlich klopfte er an.

»Die Türe ist unverschlossen!«, kam es halb laut aus dem Inneren der Kabine.

Als er aus der Helligkeit des Säulenganges eintrat, wähnte er sich zunächst in völliger Finsternis – bis auf zwei glühende grüne Punkte, die ungefähr in Augenabstand voneinander in der Schwärze schwebten. Aber das musste eine Täuschung sein. Es widerstrebte ihm, die Tür zu schließen und den dünnen Lichtstreifen abzuschneiden, der aus dem Gang hereinfiel. Doch da wurde eine Petroleumflamme hochgedreht und verscheuchte die Dunkelheit.

Der Bewohner der Kabine saß in einem bequem aussehenden Fauteuil in der Mitte des Raumes. In Reichweite standen auf einem niedrigen Intarsien-Tisch eine Flasche und ein Glas.

»Montgomery Frémont?«, fragte sein Besucher und drehte den auf der Innenseite der Kabinentür steckenden Schlüssel zweimal im Schloss, ohne ihn abzuziehen.

»Wer verlangt diese Auskunft?«, fragte der Mann im Sessel zurück, als habe er das Umdrehen des Schlüssels nicht bemerkt, und griff nach dem Glas. Es war mit einer grünen Flüssigkeit gefüllt, die im Licht der Petroleumlampe fluoreszierte, als leuchte sie aus eigener Kraft. Der Mann wirkte nicht im Mindesten alkoholisiert.

»Mein Name ist John Cox. Ich war vorhin bei Ihrem kleinen ... Todesduett zugegen.«

Frémont vollführte eine beiläufige Geste in Richtung einer zweiten Sitzgelegenheit. »Nehmen Sie Platz, Mr. Cox. Schätzen Sie Likör?«

Der andere ließ sich nieder, schlug aber das Bewirtungsangebot aus. Dabei bemerkte er, dass die Augen, mit denen Frémont ihn aufmerksam musterte, die gleiche Farbe wie der in seinem Glas schimmernde Chartreuse hatten; sie leuchteten, als könnten sie im Dunkeln sehen.

Wie ging die Legende? Der Kapillarring in der Iris solcher Augen verriet das Alter ihres Besitzers, wie das Alter einer Eiche aus den Jahresringen hervorgeht, die den Querschnitt ihres Stammes mustern. Aber er vermochte diesem seltsamen grünen Blick nicht standhaft genug zu begegnen. Vielleicht war sogar eine Jahrhunderte alte Eiche jung im Vergleich zu dieser Kreatur, mit der zusammen er sich in der engen Kabine eingeschlossen hatte?

Ihm fiel wieder die außergewöhnliche Blässe von Frémonts Gesicht auf, die während des Revolver-Roulettes nicht weiter unnatürlich erschienen war. Frémonts glatt rasierte Gesichtshaut war so farblos, dass die Wurzeln seiner Barthaare als blaugrauer Schatten hervorschimmerten.

»Und – war Ihnen das Wettglück hold?«, erkundigte sich Frémont im Ton beiläufigen Interesses, während er seinen Besucher offenbar immer noch einzuschätzen versuchte.

Cox, in seinen Beobachtungen gefangen, antwortete nicht.

»Sie haben also das ›Todesduett‹, wie Sie es nannten, mit verfolgt, gratuliere – ein einzigartiger Kitzel für Sie, wie ich wohl annehmen darf. Was wollen Sie eigentlich von mir, wenn Sie nicht gekommen sind, um mit mir anzustoßen?«

Damit leerte Frémont ungeduldig sein Glas und füllte es nach, seinem Gast sein Profil zuwendend. Wieder durchlief diesen ein Schauder: An

der Schläfe des anderen, knapp über dem rechten Ohr, zeichnete sich eine blasse Narbe ab. Ein kreisrunder Knoten aus Fleisch, das mehrfach aufgebrochen und wieder verheilt war. Es erinnerte an die Pfuscharbeit eines Bestatters, der die Todeswunde eines Selbstmörders nachlässig zugeschminkt hat. Frémonts dunkles, sorgfältig frisiertes Haar war über den Schläfen grau meliert, obwohl er sonst nicht älter aussah als 35 Jahre. Nein, berichtigte Cox seine Beobachtung: Der dunkle Ton von Frémonts Haaren war nur hineingefärbt. Andernfalls hätte sein gesamtes Haupt so silbern geschimmert wie eine Schneeverwehung im Mondlicht.

»Ich möchte gegen Sie antreten«, platzte Cox heraus.

Frémont entgegnete geschäftsmäßig: »Jeder von uns setzt mindestens dreihundert Dollar. Wer überlebt, erbt den Topf. Diese Sache könnten wir unter uns zweien ausmachen. Die Alternative: Wir laden eine Runde passionierter Spieler ein, die bereit und in der Lage sind, bei einem Spiel der besonderen Art besonders hohe Wetten zu riskieren. Wir fungieren gemeinsam als Buchmacher, der Überlebende streicht den Gewinn ein. Natürlich lässt sich beides auch kombinieren, was die Verdienstmöglichkeit beträchtlich erhöht.«

So ruhig diese Worte gesprochen worden waren, spürte Cox doch beinahe körperlich Frémonts herausfordernden Blick.

Ohne zu zögern, schob er die linke Hand in die ausgebeulte Tasche seines Jacketts und stellte einen abgewetzten Leinenbeutel auf die Lehne seines Sessels, den er einhändig aufschnürte. Er langte hinein und ließ eine Hand voll blinkender Münzen zurück in das Säckchen klimpern.

»Alles in allem fünfhundert Dollar in Gold«, verkündete er.

Frémont rückte den niedrigen Tisch zwischen sich und seinen Gast. Dabei erklärte er: »Als ich Sie eintreten sah, tippte ich auf einen hausierenden und reichlich zudringlichen Gebetbuchverkäufer. Aber ich muss mich getäuscht haben, denn es wäre neu, dass sich fromme Verse so teuer an den Mann bringen lassen.«

Kommentarlos schob Cox sein Hartgeld auf den Tisch.

Frémont kniete vor seinem Reisekoffer nieder und entnahm ihm eine Präsentationsschatulle und ein Bündel Banknoten von der dicke eines französischen Romans. Er platzierte das Geld neben Cox' Goldbeutel und klappte die Schatulle auf, die sein Berufswerkszeug enthielt. Cox sah die Waffe zum zweiten Mal an diesem Abend. Es war ein kleines Colt-Modell ›1849 Pocket‹, wie es von Damen und Dandys bevorzugt wurde. Die Stahlteile von Frémont Waffe waren kostspielig graviert, die Beingriffschalen mit Schildpattintarsien verziert. Außer dem Revolver enthielt der Kasten Fächer für Pulverflasche, Zündhütchen, Kugelzange, Pistonschlüssel und 31er Bleigeschosse.

»Eine veraltete Waffe. Aber wir spielen unser Kugel-Ringelpiez nicht mit Patronen, sondern bestücken die Revolvertrommel mit selbst zusammengestellten Ladungen«, klärte Frémont seinen Gegenspieler auf. »So lässt sich beiderseits leichter kontrollieren, dass tatsächlich nur ein einziges der fünf Geschosse auf einer scharfen Ladung sitzt...«

»... für wen von uns beiden Gott diese scharfe Ladung auch immer bestimmt hat, was niemand wissen kann«, unterbrach ihn Cox. »Was ich aber gerne in Erfahrung brächte: Sollte ich das Match überleben, spaziere ich einfach unbemerkt hinaus und lasse die Überreste hier zurück, bis auf das Geld. Wenn hingegen Sie verschont bleiben sollten – wie gedenken Sie sich unbemerkt meiner Leiche zu entledigen? Vor allem, nachdem jeder an Bord den Schuss hören konnte.«

»Sie vergessen, dass die Passagiere der ›Metacomet‹ ein gewisses Verständnis, um nicht zu sagen eine ausgesprochene Schwäche dafür haben, wenn mutige Männer mit dem Glück auch das Gesetz herausfordern.«

»So lange diese Herausforderung vor Zeugen stattfindet, wie vorhin in dem Chambre separee, kann man sicher gehen, dass zumindest die ungeschriebenen Gesetze der Ehre respektiert werden. Aber wenn es sich hier in der Kabine unter vier Augen abspielt – wer möchte dann dafür einstehen, dass es sich nicht um heim-tückischen Mord handelt?«

»Misstrauen Sie mir? Eben noch hatte ich Ihnen vorgeschlagen einige Wettfreunde dazu zu laden.«

Die beiden Männer musterten einander eine halbe Minute scharf und wortlos. Dann erklärte Cox abrupt: »Sie hatten Recht – dass Psalmensammlungen an den Mann zu bringen kein sehr einträgliches Gewerbe ist. Ich war sogar mit dem Buch der Bücher unterwegs, vor dreißig Jahren in Neuengland, wo die Puritaner lieber auf ihre warme Mahlzeit als auf das Tischgebet davor verzichten würden. Damals noch ein Grünschnabel, erntete ich statt der bitter benötigten Dollars ein zerschossenes Handgelenk, als ich einen Barkeeper davon zu überzeugen suchte, dass die Bibel eine mächtigere Waffe gegen die verkommene Moral betrunkener oder kreditunwürdiger Kunden sei als die Schrotflinte, die er unter seiner Theke versteckt hielt. Der Arzt, zu dem ich meine lumpige Barschaft schleppte, schüttelte nur den Kopf und bestand darauf, Hand und Gelenk sofort zu amputieren. Ich jammerte und flehte – vergebens. Sein Trost für mich war, dass er die Prozedur unter Eliminierung der Schmerzen vornehmen wolle. Zu besagter Zeit hatte ein Mann, der auf seinen Plakaten als ›Dr. Coult, ehemals New York, London und Kalkutta‹ firmierte, sich auf den Jahrmärkten der Neuengland-Staaten den Beinamen ›Doktor Schmerzlos‹ erworben. Dr.

Coult paktierte mit den Ärzten und Barbieren und erzielte erkleckliche Gewinne. Seine Methode bestand darin, den Patienten der Herren Doktoren den Schlauch einer Überdruckflasche unter die Nase zu halten, aus der sie ein bestimmtes Gas einatmeten, das er, wie man heute weiß, durch Erhitzen von salpetersaurem Ammonium gewonnen hatte. Die Delinquenten sanken kichernd in Bewusstlosigkeit und bekamen gar nicht mit, wie man ihnen kranke und gesunde Zähne zog, Abszesse öffnete oder Finger abschnitt. Als mein wackerer Arzt zu guter Letzt von drohendem Wundbrand sprach und mir den sicheren Tod vor Augen führte, falls ich bei meiner Weigerung blieb, gab ich nach.

Meine Verwundung wurde provisorisch versorgt und ich selbst zu ›Doktor Schmerzlos‹ geschleift, der zu jenem Zeitpunkt eine halbe Tagesreise entfernt in einem kleinem Kaff namens Two Bullets gastierte. Wir fanden ihn in einem Jahrmarktszelt, in dessen Zentrum ähnlich einem Boxring eine Plattform errichtet war, auf welcher die Operationen gut sichtbar für die zahlenden Schaulustigen, die das Zelt füllten, ausgeführt wurden. Ich selbst nahm vor lauter Angst kaum wahr, was sich abspielte. Ich wurde aufs Podium gehievt. Als mein Arzt und ›Doktor Schmerzlos‹ verkündeten, was sie mit mir vorhatten, wurde die Mehrzahl der Damen von ihren Begleitern aus dem Zelt geführt. Die roheren Gemüter hingegen pfiffen begeistert Beifall. ›Doktor Schmerzlos‹, ein kleiner, schmächtiger Mann, der nicht älter aussah als ich selbst, bereitete die Narkose vor. Mein rechter Arm wurde abgebunden und ich atmete das Lachgas ein. Wie versprochen verlor ich das Bewusstsein, doch als man begann, an mir herumzusäbeln, katapultierte mich der Schmerz in ein verschwommenes Wahrnehmungsvermögen zurück. Ich glaube, ich schrie mir die Kehle wund, und das Zelt entvölkerte sich rapide. Dann wurde mir schwarz vor Augen.

Ich kam auf einer Pritsche wieder zu mir, in einem niedrigen, engen Raum, der allerlei scharlatanhaft wirkende Utensilien enthielt. Es war das Innere eines Schausteller-Wohnwagens. Mein All hatte mich im Stich gelassen, aber ich erblickte den jugendlichen Dr. Coult und einen Fremden von auffälliger Blässe und mit stechendem Blick, der sich im vierten Lebensjahrzehnt befinden mochte und mich aufmerksam musterte.

›Ihr braver Doktor musste den Pflichten seiner Praxis nachkommen, nachdem er mit einiger Mühe Ihre Blutung gestillt hatte‹, richtete Dr. Coult mit seiner sanften Mädchenstimme das Wort an mich. ›Sie befinden sich in der bescheidenen Bleibe von Mister – oder lieber ›Monsieur‹ – Jules de Castel, seines Zeichens Taschen Spieler.‹

›Meister-Eskamoteur‹, berichtigte der Fremde Dr. Coult hörbar indigniert und mit falschem französischem Akzent.

Jedenfalls ein wahrer Tausendkünstler«, konzidierte Coult bereitwillig und fügte hinzu: ›Monsieur de Castel hat lebhaften Anteil an Ihrem Unglück genommen ...‹

In meinem schmerzgelähmten Denken brach sich bei diesen Worten ein Erinnerungsfetzen bahn: Dieses blasse Gesicht, diese brennenden grünen Augen! Der ›Monsieur‹ hatte während der Amputation direkt vor mir in der ersten Zuschauerreihe am Podium gestanden und war einer der wenigen gewesen, die sich von den Schmerzensschreien und dem Blut nicht hatten irritieren lassen – im Gegenteil: Die faszinierte Intensität, mit der seine Augen jede Einzelheit des Schauspiels verschlungen hatten, grenzte schon an schlecht verhohlene Blutgier. Ich wurde mir bewusst, dass der Mann mir eine unwillkürliche Abneigung einflößte. Coult sagte mit seiner leisen Stimme noch einige Sätze, die ich aber nicht mehr verstand, weil ich trotz der Schmerzen in einen gnädigen Schlummer zurücksank.

Ich weiß nicht, nach wie langer Zeit ich die Augen aufschlug, aber der zugezogene Vorhang verbarg bereits das schmale Fenster von de Castels Wagen, dessen Inneres nun eine Petroleumfunzel erhellte. Ich suchte mit dem Blick vergeblich nach Dr. Coult, als mich aus dem Halbdämmer heraus etwas blendete. Ich traute meinen Augen nicht: Auf dem Boden neben meiner Pritsche lag ein großer Haufen Goldmünzen, ein schimmerndes, funkelndes Vermögen!«

Bei diesen Worten ergriff Cox seinen Geldsack und schüttete die Münzen über Frémonts Banknotenstapel aus, der von der sich über ihn ergießenden rötlich-goldenen Flut vollständig begraben wurde.

Nachdem das Klimpern der Geldstücke verklungen war, fuhr Cox fort: »Jeder einzelne dieser Clark- und Gruber-Dollars war mehr Bibeln wert, als ich in einem Monat losschlagen konnte. Der Geldhaufen war ein Angebot de Castels, der jetzt aus dem Schatten trat und die Bedingungen erläuterte. Ich hätte ohne zu überlegen abgelehnt – wenn nicht mein Verstand von den Schmerzen und den Nachwirkungen des Betäubungsmittels eingelullt und meine Verzweiflung, ein Leben als Krüppel in Aussicht zu haben, nicht so grausam gewesen wären.

Von de Castel erfuhr ich, dass Dr. Coults Titel und Name ebenso unecht waren wie Monsieurs. Dieser ›Doktor Schmerzlos‹ war kein Geringerer als Sam Colt, damals noch ein halber Knabe, aber bereits ein Erfindergenie – mit seinen neuartigen Waffen wird heute der Westen erobert. Aber 1831 war Colt noch weit von seinen künftigen Erfolgen entfernt. Er hatte zwar das Prinzip der Drehpistole bereits entwickelt,

aber die Fertigung der Prototypen hatte ihn finanziell erledigt, ehe ein serienreifes Modell gebaut war. In dieser Lage hatte er sich entschlossen, als ›Doktor Schmerzlos‹ aufzutreten und mit seinem Lachgas das Kapital zu erwerben, das er für die Weiterentwicklung seines Revolvers benötigte.

Der ›Meister-Eskamoteur‹ hatte Colt einen horrenden Preis gezahlt, damit er ihm einen seiner Mehrschüsser überließ, und setzte diese neuartige Erfindung seither wirkungsvoll bei seinen ›magischen Soiréen‹ ein. Er führte mir die Waffe vor, die noch im Perkussionszündung und einem Faltabzug funktionierte, der erst beim Spannen des Hahns aus dem Rahmen sprang und mit dem Abdrücken wieder in seiner Versenkung verschwand. Und ich erfuhr von der Spezial-Soirée, bei der sie, unter meiner Mitwirkung, eine ganz besondere Rolle spielen sollte.

Diese Spezial-Soirée verlief im Wesentlichen genauso wie die Show, die Sie vorhin hier an Bord abgezogen haben. De Castel und ich hielten uns abwechselnd die Pistolenmündung an den Kopf. Jeder kam zweimal an die Reihe – als der Schuss losging, war sie an ... *Ihnen!«*

Cox legte eine kurze Kunstpause ein, um die Wirkung dieses letzten Wortes auszukosten. Doch begierig setzte er schon nach wenigen Sekunden hinzu: »Ich war immer noch ein Krüppel, aber immerhin ein reicher Krüppel. Und doch rührte ich keinen einzigen Dollar an, sondern verkaufte weiter Bibeln – denn ich kam zur Besinnung und erkannte, dass das Geld Glücksspiel-Lohn und des Teufels war und ich zugleich das heilige Geschenk des Lebens angetastet hatte. Dank des Mitleids, das mir mein verstümmelter Arm eintrug, liefen die Geschäfte sogar etwas besser als ehedem. Und somit haben Sie heute die Chance, Mr. Meister-Escamoteur, Ihren unheiligen Goldhaufen zurückzugewinnen.«

Frémonts feines Schmunzeln wirkte unecht: »Sie halten mich für de Castel, der sich anscheinend erschossen hat und bereits vor dreißig Jahren so alt war wie ich heute?«

»Ich weiß nicht, wie alt Sie tatsächlich sind, Monsieur de Castel ... Mr. Frémont... Mr. Wer-auch-immer. Nur, dass Ihr Aussehen und Ihr wahres Alter nichts miteinander zu tun haben.«

Frémont gab sich gelassen, doch seine grünen Augen sprühten, Funken.

»Auch ich hielt de Castel für tot«, gestand Cox. »Bis ich sein Portrait und seinen Namen fast zwanzig Jahre nach seinem vermeintlichen Ableben in einer Zeitung sah. Statt unter der Erde zu vermodern, hatte er sich vom ›Meister-Escamoteur‹ der Provinz-Jahrmärkte zum ›gefeierten Prestidigitateur und Meister der Magie‹ aufgeschwungen, der in allen berühmten Theatern der großen Städte ausverkaufte Vorstellungen gab.

Die Zeitungen verglichen ihn bereits mit Robert Houdin, dessen Pariser *Soirées Fantastiques* damals nicht nur in der Alten Welt Bewunderung ernteten. Ja, man hielt seinen Haupttrick sogar für großartiger als die Paradenummern des Franzosen. Was waren Houdins unerschöpfliche Flasche‹ oder seine ›frei schwebenden Knaben‹ gegen de Castels Wunder, seine Assistentin von zwei kompletten Revolverladungen durchlöchern zu lassen, ohne sie zu töten? Oder gar sein Kunststück, sich auf offener Bühne in scheinbar lebenden, flüchtige Gestalten formenden Nebel zu verwandeln? Den Gipfel von de Castels Ruhm bildete das Gerücht, er habe bei einer Extravorstellung im Weißen Haus vor den Augen des Präsidenten die Gestalt eines großen silbergrauen Wolfes angenommen.

Doch de Castels Ruhm war kurzlebig. Ein bizarrer Skandal ruinierte ihn in einer einzigen Nacht. In New York wurde ein Kind, das der Obhut seiner Gouvernante entwichen war, von einer jungen Frau in einen Hauseingang gelockt, wo sie mit den Zähnen seine Halsschlagader öffnete und sein Blut trank. Zwei Polizisten stöberten sie dabei auf. Auf der Flucht über die Bowery wurde sie von einem Zweispänner überfahren, dessen Räder sie enthaupteten.

Die Polizei identifizierte sie als die Assistentin de Castels.«

Frémont hatte über dem Bericht von Cox vergessen, sein Glas nachzufüllen. Jetzt, während Cox Atem für die letzten Sätze seiner Geschichte holte, erinnerte er sich an die fast leere Chartreuse-Flasche und goss sich daraus ein.

Cox schloß seinen Bericht ab: »De Castel hielt es nunmehr für ratsam, sich einen neuen falschen Namen zuzulegen und zu seiner alten Erfindung der Spezial-Soireen zurückzukehren. Aber ich verlor seine Spur nie, denn meine Antriebskraft war die stärkste, die es gibt. Von dem Augenblick an, da ich de Castel als eine Kreatur des Teufels entlarvt hatte, wusste ich, dass der Herr selbst mich zum Werkzeug seiner Gerechtigkeit berufen hatte. Heute Abend, nach beinahe zwanzig Jahren, kann ich meine fromme Pflicht endlich erfüllen. Meine Suche hat ihr Ende gefunden.«

»Sie vielleicht auch«, konterte Frémont kalt.

Cox sah ihn an. Er lächelte dünn. »Ich habe Vorsorge getroffen, dass Sie sich nicht wieder auf die Ihnen eigene Art aus der Affäre ziehen.«

Frémont verzog nur zynisch die Lippen und gab durch ein Heben der Augenbrauen amüsierte Neugier zu verstehen.

Daraufhin nestelte Cox ein Schmucketui aus der Innentasche seiner Jacke, ließ den Deckel aufschnappen und reichte es Frémont.

»Eine von diesen Kugeln ist für die tödliche Ladung. Ich ließ sie in einer Missionskirche an der mexikanischen Grenze aus den Silber eines Kruzifixes gießen, das die Spanier vor dreihundert Jahren zur Bekehrung der Neuen Welt mitbrachten.«

Frémont nahm das Kästchen entgegen, begutachtete den Inhalt und reichte es zurück.

»Wollen Sie die Waffe laden?«

Abwehrend hob Cox seine Lederhand. »Das muss ich Ihnen überlassen. Aber tun Sie es langsam, so langsam, dass ich jede Bewegung genau verfolgen kann!«

Frémont nickte und machte sich an die Arbeit. Nach einigen Sekunden fragte er: »Wenn Sie so fest an die Wunderwirkung Ihrer Kugeln glauben, warum haben Sie mich nicht kurzerhand damit erschossen, als Sie meine Kabine betraten?«

»Weil ich vor allem an Gott glaube. Diesmal suche ich das Glücksspiel nicht aus Gewinnsucht und Daseinsekel, sondern um den Auftrag des Herrn zu erfüllen. Deshalb wird Sein Wille siegen, auch ohne dass ich mich in Feigheit flüchte.«

Sowie er die vorbereitende Prozedur abgeschlossen hatte, überprüfte Frémont das Ergebnis, justierte den Hammer der Waffe in der Laderaste, so dass die Trommel Freilauf hatte, und versetzte sie wie ein Glücksrad in schnarrende Rotation. Als sie zum Stillstand gekommen war, nahm Frémont einen von Cox' Golddollars auf. »Kopf oder Adler?«, fragte er.

Cox wählte den Adler.

Das Goldstück wirbelte in die Luft. Es fiel auf den Tisch, pirouettierte über die Tischkante und landete geräuschlos auf dem Teppich. Mit der Schuhspitze schob Cox den Tisch so weit zur Seite, dass sichtbar wurde, welche Seite der Münze oben lag.

Ihr Urteil lautete, dass Cox sich die Achteck-Mündung der Waffe als Erster an die Schläfe setzen musste.

Er zögerte keine Sekunde, abzudrücken.

Klick.

Frémont. Klick.

Der Colt wechselte in Cox' Hand.

Sie zitterte nur ganz unmerklich, als er den Hahn spannte und – abdrückte.

Klick.

Jetzt waren nur noch zwei Kammern übrig und Frémont zögerte absichtlich, als er den Lauf auf seinen Kopf gerichtet hielt. Er grinste böse.

Cox starrte ihn aus vorquellenden Augen an. Kurz bevor die Poren des Bibelverkäufers statt Wasser Blut zu schwitzen begannen, krümmte sich Frémonts Finger langsam um den Abzug:

– *Klick* –

Die tödliche Kugel war für Cox.

Er machte keinerlei Bewegung, um die Waffe zu ergreifen. Frémont legte den Colt vor seinen Gegner auf den Tisch: »Sie haben nicht die Spur einer Wahl.«

Cox' Blick löste sich von Frémonts Gesicht und glitt nach unten, bis er den Revolver wieder fand. Der Bibelverkäufer rührte sich noch immer nicht.

Frémont erhob sich, tat zwei Schritte zu einem Sideboard hinüber und öffnete eine neue Flasche Chartreuse Verte. Er hielt kurz inne, dann lachte er lautlos und hob die Flasche an den Mund. Ohne eine einzige Schluckbewegung ließ er ein gutes Drittel ihres Inhalts die Kehle hinabrinnen. Dann wandte er sich Cox zu.

»Nun? –«

Er hielt inne, denn er sah sich Auge in Auge mit der schwarzen Mündung des Revolvers.

»Wo bleibt der Wille Gottes?«, fragte er leise.

»Fahr zur Hölle, Teufel!«, keuchte der Bibelverkäufer. Und zog den Abzug durch.

Es schien unmöglich, dass der Schuss Frémont auf so kurze Distanz verfehlt haben konnte, und doch war die einzige Öffnung, die sich in seinem Gesicht auftat, sein Mund, der sich zu einen lautlosen Lachen verzog.

Entgeistert, gelähmt sackte der Bibelverkäufer auf seinen Stuhl zurück.

Frémont trat an Cox heran und strich mit der Hand an dessen linkem Ohr vorbei. Als verscheuche er eine Fliege, zog er etwas dort hervor und hielt dann Cox die geschlossene Faust direkt vor das wachsweiße Gesicht.

Jetzt leuchteten Frémonts Augen tatsächlich und übergössen die Stirn des Bibelverkäufers mit einem jadegrünen Schimmer.

»Schau her«, flüsterte die Kreatur.

Und öffnete die Hand.

Das, was man bei menschlichen Handflächen Lebenslinien nennt, fehlte ihr völlig. Ihre Innenseite war glatt wie Porzellan, und ihr einziges Muster bestand in einem Netz feiner violetter Äderchen, die sich unter der faltenlosen Haut hinschlängelten.

Aber der Bibelverkäufer achtete nicht darauf. Er starrte auf die noch rauchende Silberkugel im Zentrum der Handfläche.

Die Kreatur ballte die Hand wieder zur Faust...

Und öffnete sie erneut:

Das Silber war geschmolzen und hatte sich zu einer kochenden, bizarr geformten Pfütze gesammelt.

Wieder schloss sich die Hand – und öffnete sich:

Die Silberpfütze hatte sich in einen gekrümmten Reißzahn verwandelt, der aus dem Kiefer eines gigantischen Wolfes gebrochen schien. An seiner Spitze glitzerte ein Blutstropfen.

Die Hand schloss sich – und öffnete sich ...

»Glaubst du noch immer an Gott?«, flüsterte die Kreatur. Der Bibelverkäufer stöhnte.

Äußerste Blasphemie: Der blutige Wolfszahn hatte sich in das Heilige Stigma verwandelt – das Wundmal Christi leuchtete frisch und rot in der Mitte des Handtellers.

Er schloss sich – und öffnete sich:

Eine riesige schwarze Raupe quälte sich auf seinen Rand zu und plumpste pulsierend in die Tiefe.

Notiz aus dem ›St. Louis Star‹, 12. Juli 1869:

Von unserem Mitarbeiter J. Ory, auf dem Mississippi-Dampfer ›Metacomet‹ unterwegs von St. Louis nach New Orleans, erreichte uns gestern Nacht unter der Absenderadresse Cairo folgende Telegrafenmeldung:

Am 8. Juli kam es auf dem Flussdampfer ›Metacomet‹ unter Kapitän Jody Bright zu einem ebenso mysteriösen wie Grauen erregenden Vorfall. Ungefähr eine halbe Stunde nach Mitternacht hörten wir im Salon aus der Richtung, in der die Luxuskabinen liegen, das Geräusch eines Schusses. Schnell hatten wir die richtige Kabine gefunden. Vergebens hämmerten wir gegen die Tür, endlich erbrachen wir sie mit Gewalt. Wir stolperten in völlige Dunkelheit hinein. Als Licht beschafft war, erwartete uns ein grausiger Fund: Mitten im Raum saß auf einem Sessel ein Toter. An seiner Kehle klaffte eine furchtbare Wunde, doch obwohl sie offensichtlich frisch war, blutete sie kaum; auch fanden wir an seinen Kleidern und im ganzen Raum viel weniger Blut, als seine Verletzung ihn gekostet haben musste. Laut Passagierliste handelte es sich bei dem Ermordeten um einen gewissen John Cox, der aber nicht als Mieter der besagten Kabine geführt wurde. Dieser, ein berüchtigter

Glücksritter namens Montgomery Frémont, gilt seither als vermisst und wird per Steckbrief im ganzen Staat gesucht. Auf welchem Wege er entkommen sein könnte, scheint ein unlösbares Rätsel. Einige von uns öffneten sofort das Kabinenfenster, da wir es, obzwar verschlossen, für einen möglichen Fluchtweg des Mörders hielten. Der warmen und klaren Nacht zum Trotz beteuern diese Zeugen, dass Schwaden von Flussnebel vor dem Fenster gehangen hätten, ehe sie es hastig aufrissen und der dabei entstandene Luftzug die vermeintlichen Nebelfetzen vertrieb.

Die seltsamste und unheimlichste Entdeckung im Zusammenhang mit der Ermordung von John Cox aber ist paradoxerweise eher von zoologischem als polizeilichem Interesse. Auf dem Kragen des Toten, den Saugrüssel in die klaffende rote Wunde getaucht, als handle es sich um den Kelch einer prachtvollen Blüte, entdeckten wir einen großen Schmetterling mit einer violett-schwarzen Flügel-Zeichnung von seltsam unheilvoller, doch zugleich auch beeindruckender Schönheit. Es hat den Anschein, als gehöre er einer Gattung an, die der Forschung bisher unbekannt ist. Der Falter wurde mit Chloroform aus der Apotheke des Bordarztes getötet und soll zum Zwecke der Klassifizierung und Benennung einem Experten ausgehändigt werden.

Ich selbst schlage den Namen ›Blutfalter‹ vor. Oder (wissenschaftlich): Papilio vampyrus.

BRIAN LUMLEY

Necros

I

Eine alte Frau in verblasstem blauen Kleid und schwarzem Kopftuch blieb im Schatten von Marios Markise stehen und nickte zur Begrüßung. Sie lächelte ein Zahnlücken-Lächeln. Ein stämmiger Jugendlicher mit hängenden Schultern in Jeans und fleckigem gelbem T-Shirt – ein Schwachkopf mit abfallender Stirn, vermutlich ihr Enkel – hielt ihre Hand, sabberte müßig und zappelte neben ihr herum.

Mario nickte gut gelaunt, schmunzelte, wickelte ein Stück altbackenes *focaccia-Brot* in Fett abweisendes Papier und trat hinter der Theke hervor, um es ihr zu überreichen. Sie drückte ihm die Hand, dankte und wandte sich zum Gehen um.

Ihre Aufmerksamkeit wurde plötzlich von etwas in Anspruch genommen, das sie auf der anderen Straßenseite sah. Sie zuckte zusammen, fluchte energisch und derbe, und trotz meiner bescheidenen Italienischkenntnisse bemerkte ich den Hass in ihrem Tonfall. »Teufelsbrut!« Sie wiederholte es. »Hund! Schwein!« Sie hob zitternd die Hand und streckte einen Finger aus, sagte einmal mehr »Teufelsbrut!«, bevor sie mit beiden Händen die stechende Geste mit zwei Fingern machte, mit der die Italiener Böses abwehren. Um das zu tun, musste sie notwendigerweise das gesalzene Brot fallen lassen, welches der idiotische Junge sofort aufhob.

Dann, noch immer leise gutturale Verwünschungen vor sich hin Murmelnd, zog sie den schlurfenden, *focaccia*-kauenden Kretin hinter sich her, eilte hinaus auf die Straße und verschwand in einem Seitenweg. Ein Wort, das sie wieder und wieder gesagt hatte, blieb mir im Sinn: *»Necros! Necros!«* Obwohl mir dieses Wort unbekannt war, erkannte ich es als Fluchwort. Der Tonfall, in dem sie es vorgebracht hatte, war gifterfüllt.

Ich nippte an meinem Negroni, blieb an dem kleinen Bistrotisch unter Marios Markise sitzen und starrte das Objekt des Unmuts der alten Vettel an. Es handelte sich um ein Automobil, einen weißen Rover mit Klappverdeck, das neueste Modell. Und es lohnte sich, dort hinzusehen,

allein schon wegen des Mädchens hinter dem Steuer. Der kleine Mann mit dem weißen Schlapphut an ihrer Seite – nun, er war schon irgendwie anders. Doch *sie* war – etwas völlig Anderes.

Ich erhaschte nur einen kurzen Blick, der jedoch genügte, um über mich selbst erstaunt zu sein. Das war gut. Ich hatte geglaubt, es nie wieder erleben zu können: jenes Gefühl, das ein Mann verspürt, wenn er ein schönes Mädchen sieht. Nicht nach Linda. Und doch...

Sie war jung, sagen wir vierundzwanzig oder fünfundzwanzig, drei oder vier Jahre jünger als ich. Sie erhob sich groß hinter dem Lenkrad, schlank, rabenschwarzes Haar unter einem weißen, breitkrempigen Sommerhut, der dem ihres Begleiters sehr ähnlich sah, mit einem Gesicht so kühl und samten wie ein Pfirsich. Ich stand auf – ja, um einen besseren Blick zu bekommen –, und genau da kam der Verkehr für einen Moment zum Stehen. Und eben in diesem Moment wandte sie den Kopf und sah mich an. Und wenn ihr Profil mich schon erstaunt hatte ... nun, die Frontalansicht warf mich um. Das Mädchen war einfach klassisch schön.

Ihre Augen schienen dunkelgrün, aber sehr hell, ein wenig schräg und von vollkommen ovaler Form unter geraden, dünnen Brauen. Ihre Wangenknochen waren hoch, ihre Lippen ein roter Amorsbogen, ihr Hals lang und weiß in dem strahlenden Gelb ihrer Bluse. Und ihr Lächeln ...

Oh ja, sie lächelte.

Ihr Blick, zuerst kühl, wurde binnen eines Augenblicks neugierig, dann ein wenig zornig, bis schließlich, als sie meine Verwirrung sah – jenes Lächeln. Und als sie ihre Aufmerksamkeit wieder der Straße zuwandte und dem strömenden Verkehr aus meiner Sichtweite heraus folgte, sah ich, wie sich auf ihrer samtenen Wange ein Hauch Farbe ausbreitete. Dann war sie fort.

Da erinnerte ich mich an den kleinen Mann, der neben ihr gesessen hatte. Viel hatte ich nicht von ihm gesehen, doch das, was ich gesehen hatte, verursachte mir eine Gänsehaut. Auch er hatte den Kopf gewandt, um mich anzusehen, und er hinterließ in meinem geistigen Auge den Eindruck knopfartiger Vogelaugen, scharf und intelligent im Schatten seines Hutes. Er hatte mich nur einen Moment lang angesehen und dann den Kopf langsam abgewandt; doch auch, als er mich nicht mehr ansah und geradeaus starrte, schien ich seine Rabenaugen auf mir zu spüren, und in ihnen schien eine Frage zu stehen.

Ich glaubte, ihn verstehen zu können, jenen Blick. Es mussten unglaublich viele junge Männer ihn so angestarrt haben – oder besser: das Mädchen. Sein Blick war eine Drohung als Antwort auf meine

Drohung gewesen – und weil er darin geübt war, hatte ich mich sicherlich weitaus bedrohter gefühlt!

Ich wandte mich an Mario, der ausgezeichnet englisch sprach. »Hat sie etwas gegen teure Autos und reiche Leute?«

»Wer?« Er war hinter der Theke beschäftigt.

»Die alte Dame, die Frau mit dem behinderten Jungen.«

»Ach!«, nickte er. »Sie hat vor allem etwas gegen den kleinen Mann, vermute ich.«

»Oh?«

»Wollen Sie noch ein Glas Negroni?«

»In Ordnung – und auch eins für Sie –, aber erzählen Sie von der Sache, ja?«

»Wenn Sie möchten – aber Sie sind doch eh nur an dem Mädchen interessiert, oder?« Er grinste.

Ich zuckte die Achseln. »Sie sieht gut aus ...«

»Ja, ich habe sie gesehen.« Nun zuckte er die Achseln. »Diese andere Sache – das sind nur alte Mythen und Legenden, das ist alles. So wie euer englischer Dracula.«

»Der transsilvanische Dracula«, verbesserte ich ihn.

»Wie auch immer. Und Necros, das ist der Name des Spuks, verstehen Sie?«

»Necros ist der Name eines Vampirs?«

»Eines Spuks, ja.«

»Und das ist eine richtige Legende? Ich meine in historischer Hinsicht?«

Er machte eine unschlüssige Miene und hob die Hände. »Vermutlich eine lokale. Ligurisch. Ich kann mich daran aus meiner Kindheit erinnern. Wenn ich ungezogen war, würde der alte Necros kommen und mich holen. Heute«, wieder zuckte er die Achseln, »ist das vergessen.«

»Wie der Schwarze Mann.« Ich nickte.

»Wie?«

»Nichts. Aber weshalb ist das alte Mädchen so ausgeflippt?«

Erneut ein Achselzucken. »Vielleicht hält sie den alten Mann für Necros, he? Sie ist verrückt, wissen Sie? Sehr zurückgeblieben. Die ganze Familie.«

Ich war noch immer interessiert. »Wie lautet die Legende?«

»Der Spuk nimmt das Leben von dir. Du wirst alt, der Spuk wird jünger. Es ist wie ein Handel, den man macht: Er gibt dir etwas, das du willst, und er bekommt, was er will. Was er will, ist deine Jugend. Nur braucht er sie sehr schnell auf und benötigt mehr. Die ganze Zeit über immer mehr Jugend.«

»Was für ein Handel ist das?«, fragte ich. »Was bekommt das Opfer dafür?«

»Es bekommt, was es will«, sagte Mario, und sein braunes Gesicht verzog sich erneut zu einem Lächeln. »In Ihrem Fall wäre es das Mädchen, he? *Falls* der kleine Mann Necros ist...«

Er ging wieder an seine Arbeit, und ich saß da und nippte an meinem Negroni. Das Gespräch war beendet. Ich dachte nicht mehr darüber nach – bis später.

II

Natürlich hatte ich mit Linda nach Italien reisen wollen, doch - Ihren ›Lieber John‹ hatte ich zwei Wochen behalten, bevor ich den Wisch zerriss, mich sinnlos betrank und den Prozess des Vergessens in Gang setzte. Das war jetzt einen Monat her. Der Urlaub war bereits gebucht gewesen, und ich wollte mir meine Reise in die Sonne nicht entgehen lassen. Und so war ich alleine hergekommen. Es war heiß, das Schwimmen tat mir gut, das Leben war leicht und das Essen vorzüglich. Als mir nur noch zwei Tage blieben, sagte ich mir, es sei nicht übel gewesen. Doch mit Linda wäre es besser gewesen.

Linda ... Ich dachte später am Abend immer noch an sie – unbewusst jedenfalls –, als ich in der Hotelbar neben einem offenen Balkon voller Bougainvillea saß, der die Bucht und die aufs Meer zeigenden Lichter des Städtchens überblickte. Und vielleicht war sie gar nicht so weit versteckt in meinem Hinterkopf – vielleicht war sie ganz vorne –, oder ich gab mich einfach nur Tagträumen hin. Wie dem auch sei, ich bekam nicht mit, als die liebliche Dame und ihr geschrumpfter Begleiter hereinkamen, erkannte sie nicht, bis sie sich an einem kleinen Tisch an der anderen Seite des Balkons niederließen.

So nah war ich ihr noch nicht gewesen, und ...

Nun, der erste Eindruck hatte nicht getäuscht. Dieses Mädchen *war* schön. Sie wirkte nicht mehr ganz so jung wie beim ersten Betrachten – sie war etwa in meinem Alter –, aber schön war sie auf jeden Fall. Und der alte Knabe? Es musste sich, es konnte nicht anders sein, um ihren Vater handeln. Vielleicht klingt das ein wenig naiv von mir, aber mit diesem Aussehen war diese Frau nicht auf einen alten Mann angewiesen. Und sollte sie auf einen angewiesen sein, so doch nicht auf *diesen* dort.

Mittlerweile hatte sie mich bemerkt, und meine Faszination war wohl offenkundig. Sie nahm sie zur Kenntnis, lächelte und errötete im selben Augenblick, und einen Moment lang wandte sie den Blick ab – nur einen

kurzen Moment lang. Glücklicherweise saß ihr Begleiter mit dem Rücken zu mir, sonst hätte er meine Gefühle sofort durchschaut; denn als sie mich wieder ansah – dieses Mal direkt –, hätte ich schwören können, in ihren Augen eine Einladung zu lesen, und in eben diesem Moment schmolzen all die bitteren Eide, die ich mir geschworen hatte, und waren vergessen. Gott, *bitte* lass ihn ihr Vater sein!

Eine Stunde lang saß ich da, trank ein paar Cocktails zu viel und aß Oliven und Kartoffelchips aus kleinen Schüsseln auf der Theke und versuchte so gut ich konnte, meine Augen von dem Mädchen zu lassen, wenn auch nur um des Anstands willen. Aber... die ganze Zeit über dachte ich panisch darüber nach, wie ich mich vorstellen solle, und während die Minuten hinfort tickten, schien es mir, als sei der offenkundigste Weg auch der beste.

Doch wie offenkundig wäre das für den alten Knaben?

Und das Verfluchte daran war, dass das Mädchen mir keinen Blick mehr geschenkt hatte seit ihrer ersten – Einladung? Hatte ich ihren Blick fehlgedeutet – oder wartete sie einfach darauf, dass ich den ersten Schritt machte? *Gott, lass ihn ihr Vater sein!*

Sie nippte langsam an einem Martini; er trank in großer Menge einen schweren Rotwein. Ich bat einen Kellner darum, ihre Gläser auf meine Rechnung wieder aufzufüllen. Ich hatte schon mit dem Barkeeper geredet, einem dunklen, freundlichen, kleinen Kerl aus dem Süden namens Francesco. Weiterhelfen konnte er mir jedoch nicht. Die beiden wohnten nicht im Hotel, versicherte er mir; aber da ich selber dort wohnte, war ich mir dessen schon zuvor ziemlich sicher gewesen.

Jedenfalls wurden die von mir bezahlten Getränke an ihren Tisch gebracht; sie sahen überrascht aus; das Mädchen machte ein überaus unschuldiges Gesicht, befragte den Kellner, nickte in meine Richtung und schenkte mir ein vorsichtiges Lächeln, und der alte Knabe drehte sich um und starrte mich an. Ich lächelte zurück, wich aber seinen Augen aus, die nun wie Kohlen waren, tief in sein braunes, verrunzeltes Gesicht gesunken. Die Zeit schien stillzustehen – wenn auch nur für eine Sekunde; dann sprach das Mädchen wieder mit dem Kellner, und dieser kam auf mich zu.

»Mr. Collins, Sir, der Herr und die junge Dame danken Ihnen und bitten Sie darum, sich zu ihnen zu setzen.« Das war's, worauf ich zu hoffen gewagt hatte – für den Augenblick.

Ich stand auf und bemerkte plötzlich, wie viel ich schon getrunken hatte. Ich zwang mich dazu, nüchtern zu wirken, und ging zu ihrem Tisch. Sie standen nicht auf, aber der kleine Kerl sagte: »Bitte setzen Sie

sich.« Seine Stimme war wie ein Rascheln trockenen Grases. Der Kellner stand hinter mir mit einem Stuhl. Ich setzte mich.

»Peter Collins«, sagte ich. »Wie geht es Ihnen, Mr. ... äh ...?«

»Karpethes«, antwortete er. »Nichos Karpethes. Und dies ist meine Frau Adrienne.« Keiner von beiden machte Anstalten, mir die Hand zu reichen, doch das störte mich nicht. Mich störte nur die Tatsache, dass sie miteinander verheiratet waren. Er musste sehr, sehr reich sein, dieser Nichos Karpethes.

»Ich bin sehr erfreut, dass Sie mich zu sich eingeladen haben«, erwiderte ich und zwang mich zu lächeln, »aber ich sehe, dass ich mich getäuscht habe. Wissen Sie, ich dachte, ich hätte Sie Englisch sprechen gehört, und ich ...«

»Sie glaubten, wir seien Engländer?«, beendete sie den Satz für mich. »Ein nahe liegender Irrtum. Ich bin eigentlich Armenierin, Nichos ist natürlich Grieche. Wir sprechen nicht die Sprache des anderen, aber beide beherrschen wir Englisch. Wohnen Sie hier, Mr. Collins?«

»Äh, ja ... noch einen Tag und eine Nacht. Dann ...«, ich zuckte die Achseln und legte einen traurigen Gesichtsausdruck auf, »... geht es zurück nach England, fürchte ich.«

»Fürchten Sie?«, flüsterte der alte Knabe. »Es gibt etwas zu fürchten bei der Rückkehr in Ihr Heimatland?«

»Das ist nur eine Redewendung«, entgegnete ich. »Damit meinte ich, dass mein Urlaub sich leider dem Ende zuneigt.«

Er lächelte. Es war ein sonderbares, wehmütiges Lächeln, das sein Gesicht wie eine kleine Walnuss zusammenzog. »Aber Ihre Freunde werden sich doch freuen, Sie wieder zu sehen. Ihre Lieben ...?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nur eine Hand voll Freunde – keine wirklich engen –, und keine Lieben. Ich bin ein Einzelgänger, Mr. Karpethes.«

»Ein Einzelgänger?« Seine Augen glühten tief in den Höhlen, und seine Hände fingen zu zittern an, als er den Tischrand umfasste. »Mr. Collins, Sie ...«

»Wir verstehen«, schnitt sie ihm den Satz ab. »Denn obwohl wir zusammen sind, sind auch wir auf unsere Art Einzelgänger. Das Geld hat Nichos einsam gemacht, verstehen Sie? Zudem ist er kein gesunder Mann, und die Zeit ist knapp. Er wird seine Zeit nicht mit leichtfertigen Freundschaften verschwenden. Was mich betrifft – die Menschen verstehen unser Zusammensein, das von Nichos und mir, nicht. Sie schnüffeln herum, und ich ziehe mich zurück. Und so bin auch ich eine Einzelgängerin.«

Es lag keine Anklage in ihrem Tonfall, dennoch fühlte ich mich zu sagen verpflichtet: »Ich hatte gewiss nicht die Absicht, Ihnen hinterherzuschnüffeln, Mrs. ...«

»Adrienne«, lächelte sie. »Bitte. Nein, das haben Sie natürlich nicht. Ich möchte nicht, dass Sie glauben, wir würden das von Ihnen denken. Ich werde Ihnen aber *sagen,* weshalb wir zusammen sind, und dann kann man das Thema beiseite legen.«

Ihr Mann hustete, schien zu ersticken, stand mühsam auf. Auch ich erhob mich und nahm seinen Arm. Sogleich schüttelte er mich ab – mit einigem Abscheu, so schien mir –, doch Adrienne hatte bereits einen Kellner herbeigewunken. »Bringen Sie Mr. Karpethes auf die Herrentoilette«, wies sie diesen rasch in sehr gutem Italienisch an. »Und helfen Sie ihm bitte an den Tisch zurück, wenn er sich erholt hat.«

Als er ging, gestikulierte Karpethes und versuchte wahrscheinlich, sich bei mir zu entschuldigen, hustete wieder und schwankte, während er dem Kellner gestattete, ihm aus dem Raum zu helfen.

»Es ... tut mir Leid«, sagte ich, weil mir nichts Besseres einfiel.

»Er hat Anfälle.« Sie blieb kühl. »Sorgen Sie sich nicht. Ich bin daran gewöhnt.«

Wir saßen einen Moment lang schweigend da. Schließlich begann ich: »Sie wollten mir erzählen ...«

»Ach ja! Ich hatte vergessen. Es ist eine Symbiose.«

»Oh?«

»Ja. Ich brauche das gute Leben, das er mir geben kann, und er braucht... meine Jugend. Wir geben einander, was wir brauchen.«

So hatte die alte Frau mit dem behinderten Jungen doch nicht ganz falsch gelegen. Tatsächlich war eine Art Handel geschlossen worden. Zwischen Karpethes und seiner Frau. Als mir dieser Gedanke durch den Kopf ging, fühlte ich, wie sich die Härchen auf meinem Nacken einen Moment lang sträubten. Gänsehaut breitete sich auf meinen Armen aus. Schließlich klang ›Nichos‹ ziemlich nach ›Necros‹, und da war nun schon wieder diese Sache mit der Jugend. Ein Zufall natürlich. Und sind letzten Endes nicht alle Beziehungen eine Art Abkommen? Ein Abkommen, das zum Guten oder zum Schlechten geschlossen wird.

»Aber wie lange?«, fragte ich. »Ich meine, wie lange wird das für Sie funktionieren?«

Sie zuckte die Achseln. »Für mich ist gesorgt. Und er wird mich für den Rest seines Lebens haben.«

Ich hustete, räusperte mich, gab ein angestrengtes, selbstbewusstes Lachen von mir. »Und hier bin ich, der Nicht-Schnüffler!«

»Nein, nicht doch. Ich wollte, dass Sie das wissen.«

»Nun«, ich zuckte die Achseln, »... für ein erstes Gespräch ging das schon ziemlich tief.«

»Ein erstes? Dachten Sie etwa, wenn Sie mir ein Getränk ausgeben, gibt Ihnen das ein Recht auf mehr als eine Unterhaltung?«

Ich zuckte fast zusammen. »Nun, ich ...«

Doch dann lächelte sie, und meine Welt erhellte sich wieder. »Sie hätten uns nichts ausgeben müssen«, sagte sie. »Es hätte sich ein anderer Weg gefunden.«

Ich sah sie fragend an. »Ein anderer Weg, um ...?«

»Um herauszufinden, ob wir Engländer sind oder nicht.«

»Oh!«

»Da kommt Nichos«, lächelte sie durch den Raum. »Und wir müssen nun gehen. Es geht ihm nicht gut. Sagen Sie, werden Sie morgen am Strand sein?«

»Oh – ja!«, antwortete ich nach einem Moment des Zögerns. »Ich schwimme gern.«

»Ich auch. Vielleicht können wir zum Floß hinausschwimmen ...?«

»Das würde ich sehr gerne.«

Ihr Mann kam aus eigener Kraft zurück an den Tisch. Er sah jetzt ein wenig kräftiger aus, nicht mehr ganz so verschrumpelt. Er setzte sich nicht, sondern umfasste die Rückenlehne seines Stuhles mit Pergamentenen Fingern, mit weißen Knöcheln, wo die Haut sich über alte Knochen dehnte. »Mr. Collins«, krächzte er, »... Adrienne, es tut mir Leid.«

»Das muss es Ihnen wirklich nicht«, sagte ich und stand auf.

»Wir müssen nun gehen.« Auch sie stand auf. »Nein, bleiben Sie ruhig hier, äh, Peter? Das ist sehr gütig von Ihnen, aber wir schaffen das. Vielleicht sehen wir uns am Strand.« Und sie half ihm zur Tür der Bar und ging hinaus, ohne sich noch einmal umzudrehen.

III

Sie wohnten nicht in meinem Hotel, waren einfach nur auf ein Getränk hereingekommen. Das war verständlich – obwohl es mir lieber gewesen wäre, hätte sie nach *mir* gesucht –, denn *mein* Hotel war mittlere Touristenklasse, während ihres doch etwas Anderes war. Sie wohnten auf dem Hügel, hoch auf dem Gipfel eines ligurischen Gebirgsvorsprungs, wo sich ein kleineres, weitaus exklusiveres Etablissement inmitten mediterraner Pinien verbarg. Ein Etablissement, dessen Lichter das Wort ›Geld‹ buchstabierten, wenn sie dort oben in der

Nacht strahlten, und dessen Musik aus einer kleinen Freiluft-Diskothek wie das Lachen von Elementargeistern in der Luft herabströmte. Wenn ich mich in poetischer Stimmung befand, so lag das an ihr. Ich meine das wunderschöne Mädchen und jene erschöpfte, runzlige, vertrocknete Walnuss von einem alten Mann. Er tat mir Leid – In gewisser Weise jedoch auch wieder nicht.

Und machen wir uns nichts vor – sollte ich es nicht bereits gesagt haben, so will ich das jetzt tun: Ich wollte sie. Überdies war da etwas in unserer Unterhaltung gewesen, ihre Einladung an den Strand, die mir sagte, dass sie zu haben war.

Der Gedanke daran hielt mich die halbe Nacht wach ...

Ich war um neun Uhr morgens am Strand – sie tauchten erst um elf auf. Als das geschah und sie aus der winzigen Umkleidekabine kam …

Es gab keinen einzigen männlichen Kopf am Strand, der sich nicht mindestens zweimal umdrehte. Wer sollte ihnen das verübeln? Jenes Mädchen in *dieser* Aufmachung hätte einer Sphinx den Kopf verdreht. Aber – da war etwas, etwas Kleines und Bohrendes, das anders war an ihr. Eine Reife, die ihrem Alter nicht entsprach? Ihre Haltung war die eines Models, einer Prinzessin. Doch für wen? Für Karpethes oder mich?

Der alte Mann trug einen verknitterten, leichten Sommeranzug und den üblichen Sonnenhut, doch schien er an diesem Morgen etwas flotter zu sein. Im Gegensatz zu mir hatte er die Nacht wohl gut geschlafen. Während seine Frau sich umzog, war er unsicheren Schrittes über den Kiesstrand zu meinem Tisch und Sonnenschirm gekommen und hatte sich mir gegenüber hingesetzt.

»Guten Morgen, Mr. Collins.«

»Guten Morgen«, antwortete ich. »Bitte nennen Sie mich Peter.«

»Peter, also gut«, nickte er. Er schien außer Atem zu sein, entweder wegen seines unsicheren Gangs über den Strand oder einer gewissen Dringlichkeit, die ich in seinen Bewegungen feststellen konnte, seiner übereilten, fast schon unhöflichen ›Kommen wir zur Sache‹-Manier.

»Peter, Sie sagten, Sie seien noch einen Tag hier?«

»Das stimmt«, antwortete ich und betrachtete ihn zum ersten Mal richtig, wie er da wie ein merkwürdiger Gartenzwerg im Schatten des Strandschirms saß. »Dies ist mein letzter Tag.«

Er war ein Bündel trockenen Holzes, eine ausgedörrte Pflaume, eine kleine, dunkelbraune Vogelscheuche. Und auch seine Stimme erschien wie raschelndes Stroh oder Herbstlaub, das über einen schattigen Gehweg fällt. Nur seine Augen waren lebendig. »Und Sie sagten, Sie

hätten keine Familie und nur wenige Freunde, niemand, der Sie in England vermisst?«

Warnglocken schrillten in meinem Kopf. Vielleicht war es weniger seine Dringlichkeit – diese setzt gewöhnlich ein Ziel oder ein Vorhaben voraus –, doch sein Eifer lag darin, dass das Ziel in Sichtweite war. »Das ist richtig. Ich bin ... war Medizinstudent. Wenn ich nach Hause komme, werde ich mir eine Arbeit suchen. Davon abgesehen gibt es nichts, niemanden, keine Bindungen.«

Er beugte sich nach vorne, die Vogelaugen sehr hell, die Krallenhand reichte über den Tisch, zitterte und ...

Plötzlich fiel ihr Schatten über uns, als sie in diesem Badeanzug vor uns stand. Karpethes lehnte sich ruckartig zurück. In seinem Gesicht arbeitete es, merkwürdige Emotionen verzerrten die Falten und Runzeln seines Fleisches zu noch merkwürdigeren Konturen. Ich hörte mein Herz gegen den Brustkasten hämmern ... weshalb, das konnte ich nicht sagen. Ich beruhigte mich, sah auf zu ihr und lächelte.

Sie stand mit dem Rücken zur Sonne, was Kopf und Gesicht zu einer dunklen Silhouette machte. Doch in diesem Flecken Finsternis leuchteten ihre ovalen Augen wie grüne Edelsteine. »Sollen wir schwimmen gehen, Peter?«

Sie drehte sich um und rannte den Strand hinab, und natürlich rannte ich ihr hinterher. Sie hatte einen guten Vorsprung und war als Erste am Wasser und auch am Floß. Erst als ich mich neben ihr aus dem Wasser hievte, dachte ich an Karpethes und dass ich mich nicht einmal bei ihm entschuldigt hatte, bevor ich ihr nachgelaufen war. Aber wenigstens hatte das Wasser mir meinen klaren Kopf wiedergegeben, und nun fühlte ich mich völlig wach und bei Bewusstsein.

Ich war mir ihres unglaublichen Körpers bewusst, der sich neben mir auf dem Deck des sanft schaukelnden Floßes ausstreckte und fast den meinen berührte.

Ich erwähnte die Fragen ihres Mannes und rang ein wenig um Atem, als ich mich von der heftigen Anstrengung unseres Wettschwimmens erholte. Sie hingegen schien sich bereits völlig erholt zu haben. Sie ordnete ihr Haar wie einen Fächer sorgfältig um ihre Schultern an, um es in der Sonne trocknen zu lassen, bevor sie mit antwortete.

»Nichos ist nicht wirklich mein Mann«, sagte sie schließlich, ohne mich anzusehen. »Ich bin seine Gefährtin, das ist alles. Das hätte ich Ihnen bereits gestern Abend sagen können, aber ... da war die Möglichkeit, dass Sie sich wirklich nur für unsere Nationalität interessieren. Was irgendwelche verhüllten Drohungen angeht, die er vielleicht geäußert hat: Das ist nichts Ungewöhnliches. Er mag nicht so

vital wie jüngere Männer sein, doch die Eifersucht kennt keine Altersgrenze.«

»Nein, er hat mir nicht gedroht – nicht, dass ich wüsste. Aber Eifersucht? Da er weiß, dass ich nur noch einen Tag hier bin, was hat er von mir zu befürchten?«

Ihre Schultern bewegten sich leicht, ein Achselzucken. Sie wandte mir ihr Gesicht zu; ihre Lippen waren nur Zentimeter entfernt. Ihre Wimpern waren wie seidene Vorhänge über grünen Becken, die das verbargen, was in den Tiefen schwimmen mochte. »Ich bin jung, Peter, so wie du. Und du bist sehr attraktiv, sehr ... bereitwillig! Urlaubsromanzen sind keine Seltenheit.«

Mein Blut kochte. »Ich habe nur sehr wenig Geld«, sagte ich. »Wir wohnen in verschiedenen Hotels. Er verdächtigt mich bereits. Es ist unmöglich.«

»Was ist unmöglich?«, fragte sie voller Unschuld und ließ mich in der Luft hängen.

Aber dann lachte sie, warf ihr Haar zurück, das schon wieder trocken war, ließ Hände und Arme ins Wasser baumeln. »Wo ein Wille ist...«, sagte sie.

»Du weißt, dass ich dich will.« Die Worte brachen hervor, ehe ich sie zurückhalten oder verändern konnte.

»Oh ja. Und ich will dich.« Sie sagte es so leichthin, und doch fühlte ich mich auf einmal versengt. Eine Motte, die die magnetische Kerzenflamme streift.

Ich hob den Kopf, sah zum Strand. Trotz hundert Metern funkelnden Wassers dazwischen, wirkten die Strandschirme sehr groß und nahe. Karpethes saß im Schatten, wie ich ihn verlassen hatte, sein Gesicht im Dunkeln verborgen. Doch ich wüsste, dass er uns beobachtete.

»Hier kannst du nichts tun«, sagte sie mit träger Stimme – aber mir fiel auf, dass auch sie nun schwer atmete.

»Das«, sagte ich ihr stöhnend, »wird mich umbringen!«

Sie lachte ein Lachen, das mehr funkelte als die Sonne auf dem Meer. »Es tut mir Leid«, wurde sie etwas ernsthafter. »Es ist ungerecht von mir, zu lachen. Aber - dein Fall ist nicht hoffnungslos.«

»Oh?«

»Morgen früh, ganz früh, hat Nichos einen Termin bei einem Spezialisten in Genua. Ich soll ihn heute Abend in die Stadt fahren. Wir werden die Nacht dort in einem Hotel verbringen.«

Ich bekundete meinen Unmut. »Dann ist mein Fall völlig hoffnungslos. Ich fliege morgen.«

»Aber wenn ich mir das Handgelenk verstauche«, sagte sie, »und deshalb nicht fahren könnte ... und wenn er mit einem Taxi nach Genua fährt und ich mit Kopfschmerzen zurückbleibe – wegen der Schmerzen im Handgelenk ...« Wie der Blitz war sie aufgestanden, das Floß kippte fast, ihr Körper tauchte unter und ließ das Wasser wie einen Diamantenregen aufspritzen.

Sekunden dauerte es, bis alles versunken war – und dann folgte ich ihr, kämpfte mich auf ihrer schäumenden Spur durchs Wasser. Und als sie aus dem Meer tauchte, sah ich sie stolpern, auf dem ligurischen Strandkies auf Hände und Knie fallen – und der schmerzverzerrte Ausdruck auf ihrem Gesicht, die Art, wie sie ihr Handgelenk hielt, als sie wieder aufstand. So einfach war das also!

Karpethes mühte sich ab, um sich aus dem Sitz zu erheben, starrte sie mit weit offenem Mund an. Ihr Gesicht verzog sich, als ich ihr über den Strand folgte. Und Adrienne hielt ihr ›verstauchtes‹ Handgelenk und schüttelte es, wobei ihr Mund ein gedehntes O formte. Die sehnige Bewegung ihrer Gliedmaßen, beweglicher Marmor, an dem salzig der Tau des Ozeans haftete ...

Hätte der winzige Mann zu mir gesagt: »Ich bin Necros. Ich will zehn Jahre deines Lebens für eine Nacht mit ihr«, so wäre ich in diesem Moment wohl den Handel eingegangen. Und zwar glücklich. Doch Legenden sind Legenden, und er war nicht Necros, und er tat nichts, und ich tat nichts. Schließlich war das auch gar nicht mehr nötig ...

IV

Ich nehme an, meine größte Angst war, dass sie mich nur zum Besten hielt, sich auf meine Kosten amüsierte. Sie ging mit mir natürlich auf Nummer sicher, insofern als ich morgen wieder abreiste und die ›Romanze‹ vergessen sein würde, zumindest für sie – und außerdem spürte ich, wie sehr sie sich nach einem jungen Gefährten verzehrte, eine Tatsache, die sie sehr deutlich gemacht hatte.

Doch warum ich? Warum sollte ich der Glückliche sein?

Attraktiv? War ich das denn? Ich hatte das nie so gesehen. Vielleicht lag es tatsächlich daran, dass es mit mir so ›sicher‹ war: Heute hier und morgen fort, mit keiner oder einer nur geringen Aussicht auf Komplikationen. Ja, daran musste es liegen. *Wenn* sie mich nicht bloß zum Narren hielt. Es könnte lediglich ein Spiel sein ...

Aber das war es nicht.

An jenem Abend um halb neun saß ich in der Bar meines Hotels – saß schon seit einer Stunde dort, achtete darauf, nicht zu viel zu trinken, konnte nichts essen –, als der Kellner zu mir kam und mir mitteilte, an der Rezeption warte ein Anruf auf mich. Ich eilte hinaus in die Rezeption, wo der Empfangschef sich diskret entschuldigte und mich allein ließ.

»Peter?« Ihre Stimme war wie ein tiefer Quell des Versprechens. »Er ist fort. Ich habe uns einen Tisch reserviert, für neun Uhr. Geht das in Ordnung?«

»Einen Tisch? Wo?« Meine Stimme war atemlos.

»Na, hier oben natürlich! Oh, mach dir keine Sorgen, es ist vollkommen sicher. Außerdem weiß Nichos Bescheid.«

»Er weiß Bescheid?« Ich war bestürzt, fühlte leichte Panik. »Was weiß er?«

»Dass wir zusammen essen. Er hat es ja vorgeschlagen. Er wollte nicht, dass ich alleine esse - und da es dein letzter Abend hier ist...«

»Ich nehme sofort ein Taxi«, sagte ich ihr.

»Gut. Ich freue mich darauf, dich zu ... sehen. Ich warte an der Bar.«

Ich legte den Hörer auf und fragte mich, ob sie immer einen Aperitif vor dem Hauptgericht zu nehmen pflegte ...

Ich hatte mich in Schale geworfen. Das heißt, ich war unwiderstehlich. Schwarze Fliege, weißes Abendjackett (mit freundlicher Genehmigung von C&A), schwarze Hosen und ein leicht gerüschtes weißes Hemd, das einzige, das ich je mein Eigen nannte. Aber ich hätte wissen können, dass mein Erscheinungsbild es nie mit ihrem aufnehmen konnte. Es schien, dass alles, was sie tat, einfach perfekt war. Ich konnte nur hoffen, dass sich das auch wirklich auf alles bezog.

Tatsächlich, in ihrem schwarzen spitzenbesetzten Abendkleid mit dem tiefen Ausschnitt, den kurzen, weiten Ärmeln und den feinen Silberstickereien war sie einfach atemberaubend. Als ich mit ihr zu der Bar saß und wir an unseren Getränken nippten – ich an einen großen Whisky und sie an einem großen Cinzano –, konnte ich einfach nicht den Blick von ihr abwenden. Zweimal griff ich nach ihrer Hand, und zweimal zog sie sie zurück von mir.

»Diskret mögen sie ja sein«, sagte sie und ließ ihre ovalen, grünen Augen zur Bar wandern, wo Gäste standen und plauderten, »aber es gibt wirklich keinen Grund dafür, ihnen einen Anlass zum Klatsch zu bieten.«

»Es tut mir Leid, Adrienne«, sagte ich ihr mit rauer und fast bebender Stimme, »aber...«

»Wie kommt es«, fiel sie mir spröde ins Wort, »dass ein gut aussehender Mann wie du – wie sagt man? – ›zu kurz kommt‹?«

Ich lehnte mich zurück und kicherte. »Das ist nicht gerade ein damenhafter Ausdruck.«

»Ach? Und was ich für heute Abend geplant habe, ist das etwa damenhaft?«

Meine Stimme wurde noch rauer. »Was ist denn dein Plan?«

»Beim Essen«, antwortete sie mit leiser Stimme, »werde ich es dir sagen.« Da näherte sich auch schon ein Kellner mit Serviette über dem Arm und bat uns darum, ihm in den Speisesaal zu folgen.

Adriennes Portionen waren winzig, meine gewaltig. Sie nippte an einem leichten Weißwein, ich stürzte einen schweren roten aus einem Glas hinunter, das der Kellner anscheinend nicht ungefüllt lassen konnte. Glücklicherweise war ich hungrig – ich hatte den ganzen Tag über nichts zu mir genommen –, sonst hätte dieses Mahl mich umgeworfen. Und alles war schon im Vorfeld bestellt worden und entsprach der besten Kochkunst.

»Der«, sagte sie schließlich und überreichte mir einen Schlüssel, »ist für die Tür unserer Suite.« Wir lehnten uns zurück, genossen Likör und Zigaretten. »Die Zimmer befinden sich im Erdgeschoss. Heute Abend kommst du durch die Tür hinein, morgen früh gehst du durchs Fenster. Ein kleiner Spaziergang zum Strand wird dich erfrischen. Wie findest du diesen Plan?«

»Unglaublich!«

»Du glaubst mir nicht?«

»Ich glaube nicht an mein Glück, nein.«

»Sollten wir nicht sagen, dass wir beide unsere Bedürfnisse haben?«

»Ich glaube, ich könnte mich in dich verlieben. Was, wenn ich dich am Morgen nicht mehr verlassen möchte?«

Sie zuckte die Achseln, lächelte und sagte: »Wer weiß, was uns der Morgen bringt?«

Wie hatte ich nur glauben können, sie sei bloß ein Mädchen unter vielen? Eine gewöhnliche junge Frau? Gewiss war sie ein Mädchen, eine Frau, aber so ... *geschickt!* Schön wie eine Prinzessin und geschickt wie eine Hure.

Wenn Marios alte Mythen und Legenden der Wirklichkeit entsprachen und Nichos Karpethes tatsächlich Necros war, dann hatte er sich wahrhaft die richtige Gefährtin ausgewählt. Kein Mann hätte Adrienne je widerstehen können, dessen war ich mir ziemlich sicher. Diese

Gedanken im Kopf – aber trübe, im Hinterkopf –, ließ ich sie rauchend im Speisesaal zurück und folgte ihrer Wegbeschreibung zu der Zimmerflucht im hinteren Teil des Hotels. Im Vordergrund waren ganz andere Gedanken, weitaus lebendiger und durch und durch erotisch.

Ich fand die Suite, trat ein und ließ die Tür hinter mir einen kleinen Spalt offen stehen.

Das Auffällige an italienischen Zimmern ist ihre Größe. Eine ganze Zimmerflucht ist gewaltig. So wie es war, war ich nur an einem Raum interessiert, und Adrienne hatte die Tür dazu zuvorkommenderweise offen gelassen.

Ich schwitzte. Und doch ... zitterte ich.

Fünfzehn Minuten, hatte Adrienne gesagt, Zeit genug für sie, noch eine Zigarette zu rauchen und ihren Drink zu leeren. Dann würde sie zu mir kommen. Mittlerweile wusste bestimmt das gesamte Hotel, dass ich hier drin war, aber schließlich waren wir ja in Italien.

V

Ich zitterte erneut. Aufregung? Vermutlich.

Ich warf meine Kleider von mir, fand den Weg zum Badezimmer; nahm die schnellste Dusche meines Lebens. Ich trocknete mich ab und watschelte zurück ins Schlafzimmer.

Zwischen dem Schlafzimmer und dem Bad stand eine kleinere Tür halb offen. Mein Blut gefror, als ich sie erreichte, alle meine Sinne waren plötzlich wach, meine Ohren schienen sich in gewaltige Empfänger zu verwandeln, um das leiseste Geräusch wahrzunehmen. Denn da war ein Geräusch gewesen. Dessen war ich mir sicher, aus diesem Zimmer. Ein Kratzen? Ein Rascheln? Ein Flüstern? Ich wusste es nicht. Aber jedenfalls ein Geräusch.

Adrienne würde bald da sein. Ich stand vor dieser Tür und rieb mich langsam wieder trocken. Meine nackten Füße waren noch immer wie am Boden festgenagelt, aber meine Hände arbeiteten automatisch mit dem Handtuch. Es waren die Nerven, nur die Nerven. Da war kein Geräusch gewesen, oder höchstens die nächtliche Brise vom Meer, die in ein offenes Fenster geflüstert hatte.

Ich hörte mit dem Abtrocknen auf, machte einen weiteren Schritt Richtung Schlafzimmer, hörte wieder das Geräusch. Ein leises, ächzendes Rascheln. Ein winziges Ringen um Atem.

Karpethes? Was zur Hölle ging hier vor sich?

Ich zitterte heftig, mein plötzlich eiskaltes Fleisch bebte in unkontrollierbaren Zuckungen. Aber ... ich zwang mich zu handeln, kehrte in das Hauptschlafzimmer zurück, kleidete mich – mit Ausnahme von Fliege und Jackett – rasch an und schlich zurück in das kleine Zimmer.

Adrienne musste schon auf dem Weg zu mir sein. Sie durfte mich nicht dabei finden, wie ich meine Nase wie ein neugieriges Kind in Dinge steckte, die mich nichts angingen. Ich musste dieses alberne Gefühl loswerden, das meine Gänsehaut verursachte. Ich wollte mir durch nichts in der Welt diese Nacht verderben lassen. Ich öffnete die Tür zu dem Zimmer, trat in die Dunkelheit, fand den Lichtschalter. Dann...

Ich hielt den Atem an, betätigte den Schalter.

Der Raum war nur halb so groß wie die ändern. Er enthielt ein kleines Einzelbett, einen Nachttisch, einen Kleiderschrank. Sonst nichts, jedenfalls nichts, was meinen wild umhersuchenden Augen sogleich aufgefallen wäre. Mein rasendes Herz verlangsamte sich und begann wieder regelmäßiger zu schlagen. Das Fenster stand offen, die Jalousien waren geschlossen, doch durch die Lamellen fanden die leisen Geräusche der Nacht ihren Weg ins Zimmer; der ferne Verkehrslärm, das Hupen von Autos – Urlaubsgeräusche von unten.

Ich atmete tief und dankbar durch und sah etwas unter dem Kissen auf dem Bett hervorstehen. Die Ecke einer Karte oder etwas aus dunklem Leder, wie eine Brieftasche, oder ...

Oder ein Personalausweis!

Ein griechischer Personalausweis. Der von Karpethes, wie ich beim Öffnen feststellte. Aber wie konnte das möglich sein? Der Mann auf dem Passbild war jung, nicht älter als ich. Das Geburtsdatum bewies es. Doch da stand sein Name: Nichos Karpethes. Natürlich in griechischen Buchstaben gedruckt, aber dennoch deutlich erkennbar. Sein Sohn?

Das Rätsel des Personalausweises hatte mich abgelenkt. Meine Nerven hatten sich etwas beruhigt. Ich warf den Personalausweis hin, blickte Stirnrunzelnd auf die Stelle auf dem Bett, wo er gelandet war, atmete erneut tief durch ... und erstarrte!

Ein Kratzen, ein Zischen, ein trockenes Grunzen – aus dem Kleiderschrank.

Mäuse? Oder roch ich da wirklich eine Ratte?

Sogar als sich meine Nackenhärchen sträubten, verspürte ich Zorn. Hier waren zu viele unerklärte Dinge. Zu viel, das ich nicht verstand. Und wovor fürchtete ich mich? Vor den Mythen und Legenden des alten

Mario? Nein, denn meiner Erfahrung nach verstehen Italiener die Dinge notorisch falsch. Oh ja, notorisch.

Ich streckte die Hand aus, drehte den Türknauf des Kleiderschrankes, riss die Tür auf.

Zuerst sah ich nichts von Bedeutung oder Wichtigkeit. Meine Augen wussten nicht, wonach sie suchen sollten. Schuhe, Lackleder, zwei Paare, standen unten Seite an Seite. Winzige Anzüge, kaum größer als Kindergröße, hingen an der Metallstange. Und – mein Gott, mein Gott – diese Weste!

Ich ging auf Gummibeinen rückwärts aus dem kleinen Zimmer, und die Stille der Suite kreischte in meinen Ohren, meine Augen traten hervor, mein Unterkiefer hing nach unten ...

»Peter?«

Sie trat durch die Haupttür der Suite herein, schwebte auf mich zu, willig, lächelnd, die grünen Augen strahlend. Dann strahlten sie voll Argwohn und Zorn, als sie meinen Zustand erkannten. »Peter!«

Ich taumelte weg, als ihre Hände nach mir griffen, jene Hände, die ich noch nie berührt hatte, die mich noch nie berührt hatten. Dann war ich im Hauptschlafzimmer, schnappte mir die Fliege und das Jackett, die auf dem Bett lagen (frage mich niemand, wieso!), kletterte aus dem Fenster und schrie ihr unartikulierte, erstickte Laute entgegen und trat panisch mit dem Fuß nach ihr, als sie nach mir griff. Ihre Augen waren brodelnd grüne Höllen.

»Peter!« Finger schlössen sich um meinen Unterarm, stählerne Bänder, die ihr wildes, hungriges Fleisch enthielten. Und mit der Kraft zweier Männer fing sie an, mich zurück in ihr Nest zu ziehen!

Ich stieß meinen Fuß gegen die Mauer, trat, befreite mich und stürzte kopfüber ins Gebüsch. Dann war ich wieder auf den Beinen, schnappte nach Luft, rannte, stolperte, platzte in die Nacht hinaus. Wahnwitzig steile Hänge hinab, durch dunkle Schluchten von Bergpinien, über denen die Sterne des Mittelmeers zwinkerten, und unten antworteten die einladenden, freundlichen Lichter des Dorfes ...

Am Morgen, als ich zu dem Weg aufblickte, den ich hinabgekommen war, und mich an den Albtraum meiner panischen Flucht erinnerte, hielt ich mich für glücklich, es überlebt zu haben. Die Gegend war voller Steilabhänge. Am Ende *war* ich sogar gefallen, doch nur ein kurzes Stück. Alles in völliger Finsternis, und mein Kopf war auf etwas Hartes gefallen. Aber ...

Ich hatte es überlebt. Hatte sowohl Adrienne als auch meine Flucht vor ihr überlebt.

Und als ich in der Dämmerung erwachte und sanft meine Quetschungen und die massive Beule auf meiner Stirn befühlte, machte ich mich taumelnd auf den Weg in mein schlafendes Hotel, trat ein und *sperrte* mich in meinem Zimmer *ein* – saß dann zitternd und stöhnend da, bis es Zeit für den Omnibus war.

Schwach? Vielleicht war ich das, vielleicht bin ich es noch.

Aber auf dem Weg nach Genua, mit Menschen um mich herum und der heißen Sonne durch die Busfenster, begann ich wieder klar zu denken. Ich rollte den Jackenärmel hoch und betrachtete jene Klauenspur von vier schlanken Fingern und einem Daumen, die sich weiß in mein sonnengebräuntes Fleisch gebrannt hatte. Nie wieder wird dort ein Härchen wachsen, und die Haut bleibt verbrannt und runzlig ...

Und als ich dieses Mal sah, erinnerte ich mich auch an den Kleiderschrank und die Weste - und daran, was die Weste enthielt.

Jene winzige Marionette eines Mannes, kaum noch am Leben, die dünnen Ärmchen baumelten aus den Armlöchern des Weste, der Babykopf stand hervor, das Kinn wurde von der eng geknöpften Weste gestützt. Und die große Klemme über der Kleiderstange, deren starke Zähne in der losen, runzligen Haut seines Walnusskopfes befestigt waren und ihn festhielten. Und die dünnen, kleinen Beine baumelten hilflos herunter, zweigähnlich zuckten sie; und seine flehenden, flehenden Augen!

Doch Augen sind etwas, worüber ich nicht nachdenken darf.

Und Grün ist eine Farbe, die ich nicht länger ertrage ...

AMELIA REYNOLDS LONG

Der Untote

»Da – dort ist er jetzt!« Henry Thornes weit aufgerissene, entsetzte Augen starrten an mir vorbei in die Finsternis. »An der Wand hinter Ihnen! Sehen Sie!«

Ich wirbelte heftig herum und blickte auf die Stelle, wo die wogende Reflektion des Feuers bizarre, unförmige Schatten in einem grotesken Tanz auf der vermodernden Wandvertäfelung schwanken ließ. »Ich sehe nur Schatten«, sagte ich.

»Nur Schatten?«, wiederholte er und lachte kurz und hysterisch. »Nun, vielleicht. Doch die Schatten treiben mich in den Wahnsinn.«

Ich füllte sein Glas mit Weinbrand aus der Flasche auf dem Tisch und forderte ihn zum Trinken auf. »Sie sind überreizt«, bemerkte ich in meinem sachlichsten Tonfall. »Der Tod Ihres Bruders und die Ankunft dieses anderen, bislang unbekannten Bruders - merkwürdig, dass Sir James nie von ihm sprach.«

»Er erzählte mir nichts davon bis kurz vor dem Ende«, erwiderte Henry. »Ich hätte ein vollkommen Fremder anstelle seines Halbbruders sein können. Und nun – Michael, glauben Sie an Gespenster?«

»Ich habe mich ein wenig mit psychischer Forschung befasst«, antwortete ich vorsichtig. »Aber erzählen Sie mir Ihre Geschichte doch von Anfang an. Denken Sie daran, dass ich so gut wie nichts darüber weiß.«

»Die Krankheit befiel meinen Bruder völlig unerwartet«, fing er an. »Er litt an keinem erkennbaren Leiden, gleichwohl starb er langsam aber sicher. Er redete nie mit mir darüber, doch ich wusste, dass sein kommendes Ende ihm keine Ruhe ließ, denn ich begegnete ihm oft im Dämmerlicht, wie er mit seinem Leib gleichmäßig vor und zurück schwankte und dabei etwas vor sich hin murmelte. Ich kann nicht beschreiben, wie sein Gesicht dabei aussah. Es lag weder Furcht noch Resignation darin; einzig eine unheimliche, starre Ausdruckslosigkeit, die irgendwie nicht menschlich wirkte.

Ungefähr zwei Wochen vor seinem Tod rief er mich auf sein Zimmer. ›Ich vermute, du erwartest, das Anwesen zu erben, wenn ich sterbe‹, sagte er. Bevor ich antworten konnte, setzte er hinzu. ›Es ist nur natürlich, dass du das tust, doch wirst du höchstwahrscheinlich

enttäuscht werden; ich habe einen Zwillingsbruder in Tibet, nach dem ich gesandt habe. Sollte er jedoch nicht binnen sechs Monaten nach *meinem Verscheiden* auftauchen, so kannst du davon ausgehen, dass auch er tot ist, und den Titel des Baronets und das Anwesen für dich einfordern.‹

Das ist alles, was er dazu sagen wollte, und als ich versuchte, ihm Fragen zu stellen, schickte er mich fort.«

»Aber wurde denn nie wieder über das Thema gesprochen?«, fragte ich.

»Nein«, antwortete Henry, »obwohl ich glaubte, er habe es vor, als er am Tag vor seinem Tod nach mir schickte. Er hatte mich jedoch aus einem gänzlich anderen Grund zu sich gerufen: Er ließ mich feierlich schwören, dass ich nicht gestatten würde, seinen Leib einäschern zu lassen, wenn er tot war. Was ihm eine solche Idee eingab, kann ich mir nicht vorstellen, denn es ist eine alte Familientradition, dass alle Baronets in der Gruft unter dem Herrenhaus bestattet werden.

Es war ungefähr ein Monat nach seinem Tode, als sein Bruder George auftauchte. Ich sage *sein* Bruder, denn ich kann keinerlei brüderliche Verbundenheit zwischen mir und diesem Mann empfinden. Ich stand an einem der Fenster in der Bibliothek und blickte hinaus aufs Moor. Es war zu jener zeitlosen Stunde, da der Tag gerade gestorben und die Nacht noch nicht geboren war, und ein karges graues Zwielicht brütete und verlieh vertrauten Dingen die fremde, todgeweihte Eigenschaft einer anderen Welt. Alsbald sah ich eine schwarze Gestalt sich dem Haus nähern. Ihre Bewegungen waren steif und ruckartig wie die eines plumpen Vogels, doch ich erkannte an der Größe und dem Umriss, dass es sich um einen Mann in einem langen Umhang handeln musste. Wie ich ihn beobachtete, hielt er inne und streckte die Arme von sich. Der Umhang, der von den Armen herabhing, flatterte im Wind wie die lederartigen Schwingen einer Fledermaus. Ich wandte mich angewidert ab, und als ich erneut hinsah, da war er fort. Just in diesem Augenblick trat mein Diener ein und verkündete die Ankunft von Sir George Thorne, dem neuen Baronet. Zu meinem Entsetzen handelte es sich bei dem Mann, den er hereinbrachte, um den düsteren Fremden aus dem Moor!

Er sprach kein Wort, sondern überreichte mir lediglich seine Empfehlungsschreiben. Während ich vorgab, mir diese im Halbdunkel durchzusehen, spürte ich, wie seine toten schwarzen Augen mich aus seinem weißen, aufgedunsenen Gesicht heraus seelenlos anstarrten. Ich gab ihm seine Papiere zurück und murmelte etwas in der Art, dass ich hoffe, es würde ihm im Hause gefallen.

Dann sprach er, und seine hohle, leichenhafte Stimme war schrecklicher noch als seine Erscheinung. ›Ich werde im Turm leben – allein‹, sagte er. ›Du magst weiterhin im Rest des Hauses wohnen, wenn du es wünschst.‹

Damit verschwand er. Ich habe ihn seitdem nicht gesehen.«

»Was!«, rief ich ungläubig. »Meinen Sie damit etwa, dass Sie dieses Haus zu zweit bewohnen und sich niemals sehen?«

»Nein«, entgegnete er. »Ich sagte, ich habe *ihn* nicht gesehen, und das ist etwas anderes. Er sieht *mich,* kennt jede meiner Bewegungen, weiß, dass ich in diesem Augenblick mit Ihnen spreche.«

Er beugte sich über den Tisch zu mir hin und senkte die Stimme zu einem rauen, krächzenden Flüstern. »Ich bin davon überzeugt, dass der Mann ein Zauberer ist - oder etwas Schlimmeres.«

»Ach, ich bitte Sie!«, protestierte ich.

»Ich weiß«, unterbrach er mich. »Zauberer und ihresgleichen betrachtet man als abgedroschenen Aberglauben. Doch haben Sie je des Nachts allein dagesessen und das Starren toter, seelenloser Augen auf Ihrem Hinterkopf gespürt? Und wenn Sie sich dann gerade rechtzeitig umdrehen, sehen Sie nur noch, wie der Schatten einer großen Fledermaus aus Ihrem Blickfeld in die umgebende Finsternis entschwindet? Immer nur der Schatten!«

»Und Sie haben mich hierher gerufen, damit ich Ihnen dabei helfe, einen Schatten einzufangen?«, lachte ich.

Er zuckte die Achseln. »Warten Sie, bis Sie erst mal eine Weile hier sind«, sagte er.

Da ich erkannte, dass er wahrlich entnervt war, versuchte ich die Unterhaltung in gesündere Bahnen zu lenken, aber ich sah, obschon er höflich zuhörte und auf verständige Weise antwortete, dass seine Aufmerksamkeit woanders lag. Gegen halb elf gab ich es auf und bat ihn darum, mich auf mein Zimmer zu führen.

Obgleich ich meine Tür verschlossen und verriegelt hatte, bereitete ich mich noch nicht aufs Zubettgehen vor. Henrys Nervosität hatte sich zum Teil auf mich übertragen. Ich entdeckte, dass ich höchst angespannt war und auf etwas wartete, das einer Vorherbestimmung gemäß geschehen sollte.

Ich lachte nicht über diese Stimmung, wie ich zuvor gelacht hatte, um Henry zu beruhigen: Ich wusste zu viel über psychische Suggestion, um dem keine Beachtung zu schenken. Statt dessen ging ich wieder zur Tür, entriegelte sie sachte und öffnete sie einige Zentimeter weit. Auf diese

Weise mochte ich schneller mitbekommen, sollte in einem anderen Teil des Hauses etwas vor sich gehen.

Auf dem Gang draußen glich die Schwärze einer dicken, schwelenden Flüssigkeit, die feuchtkalt ins Zimmer dräute. Ich saß lauschend an der offenen Tür, doch nirgendwo war ein Geräusch zu hören, nicht einmal das übliche Ächzen eines alten Hauses, das sich zur Nachtruhe niederlässt. Die Stille war so dicht, dass ich zu fürchten begann, eine unbekannte Macht habe mich meines Gehörs beraubt; dann ...

Ich hatte nichts gehört, doch ich wusste, jemand bewegte sich im Haus. Es war, als gleite etwas durch jene schwere, träge Finsternis und verursache darin Wellen. Ich schlüpfte auf den Gang und schlich zum Kopf der Treppe. Von dort aus konnte ich undeutlich die Halle im Erdgeschoss unter den hohen gotischen Spitzbögen sehen.

Plötzlich war mir bewusst, dass weit unten in der Halle ein Licht aufflammte. Es wurde stetig heller, als bewege es sich den Gang entlang, und es ließ lange Schatten vor sich hereilen wie schwarze Boten des Bösen. Während ich das beobachtete, stellte es sich als Laterne heraus, die von einer großen Gestalt getragen wurde, die von Kopf bis Fuß in einen langen, schwarzen, lederartigen Faltenumhang gehüllt war. Eine Hand hielt die Laterne auf Armeslänge; die andere lag leblos auf der Brust. Über der Gestalt schwebte ein weißes, aufgedunsenes Gesicht mit geschwollenen, glanzlosen Augen wie ein gewaltiger, ungesunder Pilzschwamm.

Ohne einen Laut starrte ich die Erscheinung an. Dies also war Sir George Thorne! Armer Henry! Kein Wunder, dass er ... da war die Gestalt bereits vorübergegangen. Ich hörte, wie sie die Türklinke der Bibliothek öffnete und sah am Schwinden des Lichtes, dass sie in dieses Zimmer getreten war.

Es war das Klicken des Türgriffes, das mich aus meiner zeitweiligen Erstarrung riss. Leise wie ein Schatten glitt ich die Stufen hinab und hin zur Bibliothek.

An der Schwelle blieb ich stehen. Auf dem Büchertisch stand die Laterne, doch von dem rätselhaften Nachtwandler war keine Spur zu sehen. Er konnte nicht weit sein, hatte er doch seine Laterne zurückgelassen. Ich beschloss, mich zu verbergen und seine Rückkehr abzuwarten.

Ich wollte gerade hinter eine spanische Wand schlüpfen, als ein Gedanke mich mit der Wucht eines heftigen Schlages traf: Henry Thornes Zimmer befand sich unmittelbar darüber! Es war ohne Belang, dass der einzig direkte Weg dorthin die Treppe war, die ich gerade

hinabgestiegen war; ich wusste, dass die Gestalt im Umhang dorthin ging!

Innerhalb einer Sekunde legte ich in Höchstgeschwindigkeit den Weg wieder zurück, den ich gekommen war. Meine gummibesohlten Schuhe verursachten keinen Laut auf den festen alten Steinplatten der Treppe und des Gangs, und das erste Geräusch, das ich erzeugte, war das Betätigen der Türklinke und das Aufschlagen der Tür von Henrys Schlafzimmer.

Mein Verstand erstarrte bei dem Anblick, der mich dort erwartete.

Auf der Seite des Bettes hockte ein riesenhafter schwarzer Umriss, auf dessen Spitze ich ein geschwollenes, bleiches Antlitz zu erkennen glaubte! Er zuckte bei meinem Dazutreten heftig zusammen, gab einen schrillen, nagenden Schrei von sich und stieg hoch in die Luft, um in den Schatten an der Decke aufzugehen!

Ich schlug mir schmerzhaft mit der Hand gegen die Stirn im Versuch, den Nebel zu zerstreuen, der meine Sinne umhüllte. In meinem Kopf schwirrte es wie der Flügelschlag schwerer Schwingen. Ich blickte hinauf zur Decke. Dort oben sah ich Schwingen; ich konnte sie sogar aufgeregt um sich schlagen hören.

Plötzlich schoss etwas auf den Kamin zu, und einen Augenblick lang sah ich den Umriss einer großen Fledermaus vor der Glut der sterbenden Scheite! Im nächsten Moment war er in den Kaminschacht verschwunden.

Ich wandte mich wieder Henry zu, der nun wach war und mich anstarrte.

»Haben Sie den Schatten gesehen?«, fragte er. »War er hier?«

»Eine Fledermaus war im Zimmer«, entgegnete ich ausweichend und fragte mich, wie viel meines Abenteuers ich ihm erzählen und wie viel davon ich selbst glauben konnte.

»Eine Fledermaus?«, wiederholte er. »Vielleicht. Doch es ist nicht immer eine Fledermaus.«

Am nächsten Morgen begleitete ich ihn auf einem Besuch bei einem Gutspächter auf seinem Anwesen. Der Mann bot ein gutes Pferd zum Verkauf an, das Henry, der ein begeisterter Reiter ist, zu erwerben gedachte.

Als das Geschäft beschlossene Sache war und wir gerade gehen wollten, bemerkte der Pächter: »Es heißt, Sir, dass sie den armen Irren letzte Nacht drüben im Wald gefunden ha'm, der vor zwei Wochen fortgelaufen is', ihn und den kleinen Jungen vom Master Dorn.«

Henry blickte ihn streng an. »Gefunden!«, rief er. »Wie? Wer hat sie gefunden?«

»Jaja«, bekräftigte der Pächter, »man hat sie gefunden, aber beide sind sie mausetot. Aleck Zmith war auf der Fuchsjagd gestern, und als er spät abends nach Hause kommt, worüber stolpert er da im Wald – über den Körper vom kleinen Bob Dorn! Aleck wusste, dass es gegen das Gesetz ist, den Kleinen zu berühren, wie er so tot daliegt; also markiert er die Stelle und rennt ins Dorf, um den Leichenbeschauer zu holen. Er läuft nur 'n kleines Stück, da stößt er auf die Leiche von dem Irren. Eine Leiche war scho' schlimm genug, aber zwei davon ha'm ihn fast umgeworfen, sacht er.«

»Hat der Irre erst das Kind getötet und dann sich selbst gerichtet?«, fragte ich.

»Das wiss'n wa nich', Sir«, entgegnete der Pächter. »Der Leichenbeschauer glaubt nich', weil sie beide so merkwürdig ermordet wurden.«

»Auf welche Weise denn?«, fragte ich.

»Da war'n so kleine Wunden an den Hälsen der beiden«, erklärte der Pächter, »und jeder Tropfen Blut war aus den Leibern verschwunden.«

»Entsetzlich!«, rief ich. »Wer könnte so etwas bloß getan haben?«

»Wir würden's gern wissen«, antwortete mein Informant trocken. »Heute suchen's den Wald ab, ob sie Mrs. Williams und das kleine Evans-Mädchen finden, die wo letzte Woche verschwunden sin'.«

Während wir zurück zum Herrenhaus ritten, war Henry mürrisch und schweigsam. Schließlich wandte er sich mir zu und sagte: »Nun, wissen Sie jetzt, weshalb ich Sie herrufen ließ?«

Ich gab nicht vor, sein Anliegen nicht zu verstehen. »Glauben Sie, dass Sir George ...«

Er nickte. »Vielleicht nicht mit eigener Hand, doch sein Hirn ist dafür verantwortlich. Er - oh, ich weiß nicht, was ich glauben soll, Michael. Es ist alles so unmöglich ... so schrecklich!«

Ich fragte nicht, was er damit meinte, denn in seinen Worten war eine scheußliche Vermutung angeklungen. Was hatte die Kreatur, die man Sir George Thorne nannte, letzte Nacht tun wollen? Gesetzt den Fall – die Vorstellung war ungeheuerlich; und doch ...

An jenem Nachmittag fand ich einen Vorwand, den Pächter nochmals aufzusuchen.

»Übrigens«, sagte ich beiläufig, »hat man die beiden anderen Personen bereits gefunden, von denen Sie mir heute Morgen erzählten?«

»Ja, Sir«, antwortete er, »das ha'm sie, un' die beiden sin' so tot wie die ersten zwei.«

»Wie fürchterlich! Meinen Sie nicht, der Irre könnte doch der Mörder gewesen sein?«

»Manche denken das wohl«, räumte er unverbindlich ein.

»Und Sie?«

»Oh, ich bin nur 'n dummer Bauer, Sir«, wand er sich.

Ich versuchte es frei heraus. »Sie können es mir ruhig sagen«, sagte ich und blickte ihn bedeutsam an. »Ich bin ein Freund von Mr. Henry, und – ich hege dieselbe Vermutung.«

Er warf mir einen raschen Blick zu, sah dann wieder weg. »Mein altes Weib un' ich, wir glauben, es muss so sein, obwohl wir den Irren beschuldigt ha'm, bis sie die Leichen fanden«, sagte er leise. »Sie müss'n ja nich' dran glauben, Sir, aber wenn ich Mister Henry war', hätt' ich Sir James mit 'nem Espenpfahl durchs Herz in den Sarg genagelt. Er war schon immer sonderbar; un' es hat schon andere Thornes gegeben, die nach dem Tod keine Ruhe gaben.«

Ich ging mit aufgewühlten Gedanken zurück ins Herrenhaus. Also ging das Gerücht um, es habe Vampire, lebende Tote, in der Familie der Thornes gegeben! Ich hatte es selbst vermutet, nachdem ich von den blutleeren Leichen gehört und Henry gesagt hatte: »Nun, wissen Sie jetzt, weshalb ich Sie herrufen ließ?« Es verband sich alles mit Sir James' Furcht davor, eingeäschert zu werden. Und dennoch war die ganze Theorie zu bizarr, zu schrecklich, um möglich zu sein.

Als ich das Herrenhaus erreichte, las Henry mir meine Gedanken vom Gesicht ab. »Also teilen Sie endlich meinen Verdacht«, bemerkte er. »Ist ein solcher Schrecken wirklich möglich, Michael? Ich muss es mit Bestimmtheit wissen, oder ich werde wahnsinnig.«

»Man kann es unmöglich mit Bestimmtheit sagen«, erwiderte ich. »Es gibt viele Berichte über Vampire aus der Vergangenheit, aber bislang ist die Gesellschaft für psychische Forschung mit keinem solchen Geschöpf in Berührung gekommen. Was erzählt man über die Vampire in Ihrer Familie?«

»In den Tagen Oliver Cromwells«, antwortete er, »folgte eine Reihe geheimnisvoller Morde auf den Tod von Sir Geoffrey Thorne. Auf den Ratschlag eines Mystikers hin wurde sein Sarg geöffnet und der Leichnam untersucht. Man entdeckte, dass sein Herz voll frischen Blutes war.«

»Kennt Sir George diese Legende?«, fragte ich.

»Ja.« Bei meiner Frage war all sein altes Entsetzen zurückgekehrt, und er umklammerte fest meinen Arm. »Er kennt sie – und er wusste, welche

Fortsetzung sie nehmen würde, bevor er herkam. Er – er ist hier, um dem Ding, das einst mein Bruder James war, zu helfen und Unterstützung zu leisten!«

«Einen Moment«, fiel ich ihm ins Wort. »Wir sind uns nicht sicher, ob es so etwas *gibt.* Vielleicht ist alles nur ein Haufen abergläubischer ...«

»Dann müssen wir uns sicher sein«, unterbrach er mich hysterisch. »Und es gibt nur einen Weg, das zu erreichen. Wir müssen hinab in die Gruft steigen und sicherstellen, dass James' Leichnam im Sarg liegt!«

Ich versuchte, ihn von diesem Vorhaben abzubringen, doch er war fest entschlossen. Mehr noch, er hatte sich entschieden, sogleich zu gehen. Resigniert begleitete ich ihn, wie er mit einem Kerzenleuchter in der Hand die eisenbeschlagene Tür öffnete und den Abstieg über die abgenutzten Steinstufen begann, die hinab in die Gruft führten.

Über uns hüllten sich die breiten Bögen, welche das schwere Dach trugen, in Schatten, doch auf allen Seiten schimmerten die Wände und Säulen feucht im Licht der Kerze. Die Luft war dunstig und schwanger vom Geruch allmählichen Verfalls. Die Ungesundheit des Ortes war Ekel erregend.

Henry führte mich zwischen den Reihen der vor langer Zeit verstorbener Thornes hindurch zu einem steinernen Sarkophag, der abseits in einer Ecke stand. »Hier«, sagte er und blieb stehen.

Gemeinsam hoben wir den Steindeckel von dem Sarkophag; dann lockerte ich mit meinem Taschenmesser die Schrauben des hölzernen Sargdeckels darunter. Henry zitterte nun so heftig, dass er mehrere Schrauben fallen ließ, die ich ihm reichte.

Endlich konnte ich den Deckel auf die Steinplatten des Bodens der Gruft legen. Wortlos nahm ich die Kerze aus Henrys bebender Hand und beugte mich vor. Ein trübweißes Leichentuch war im flackernden Schein zu erkennen. Ich steckte meine Hand hinein und tat, was ich tun musste...

»Es ist alles in Ordnung«, berichtete ich eine Minute später.

Doch das war es nicht. Der Leichnam war da, aber er lag auf der Seite, und er wies keinerlei Spur von Verwesung auf!

Zwei Tage verstrichen ereignislos. In der Zwischenzeit hatte ich erneut den Pächter besucht und ihm das Versprechen abgerungen, mich sofort in Kenntnis zu setzen, sollte es in der Gegend zu weiteren rätselhaften Vermisstenmeldungen kommen.

Am dritten Tag kam Henry mit einer sonderbaren Frage zu mir. »Michael«, fragte er, »haben Sie je davon gehört, dass eine Leiche ins Leben zurückgerufen wurde, indem man ihr Menschenblut einflößte?«

»Großer Gott!«, rief ich. »Nein! Woher haben Sie diesen Einfall?«

Er hielt ein altes, handgemachtes Buch hoch. »Ich fand dies hier in der Bibliothek«, erläuterte er. »Es handelt sich um das Werk eines Nekromanten des Mittelalters. Darin beschreibt er ein Experiment, bei dem er einen Leichnam teilweise ins Leben zurückrufen konnte, indem er ihm das Blut unglückseliger Reisender eingab, die er in seinen Turm gelockt hatte. Schließlich wurde sein Tun aufgedeckt und beendet.«

Ich gab keinen Kommentar von mir, obgleich ich wusste, was in seinem Geist vorging. Nach einem Augenblick des Zögerns fasste er es in Worte: »Wenn dies einmal geschah, kann es auch wieder geschehen. Könnte Sir George auf Geheiß von James hergekommen sein, um zu ... zu ...«

Ich wollte ihm gerade heftig widersprechen, als ich mich des Zustandes der Leiche in der Gruft erinnerte. War Henry über die Lösung des unheimlichen Rätsels gestolpert, das bereits vier Leben gekostet hatte? Aber das war doch absurd! Seine einzige Belegquelle war das irre Geschwafel eines mittelalterlichen Magiers und nicht sonderlich glaubwürdig.

Und dann geschah etwas Sonderbares. Über die leere Fläche der gegenüberliegenden Wand flatterte der hässliche Schatten einer gewaltigen Fledermaus! Im selben Augenblick schien die Luft des Raumes, obschon wir kein wirkliches Geräusch vernahmen, vom Widerhall wilden, unheiligen Gelächters zu erbeben!

Plötzlich wusste ich, was getan werden musste. »Kommen Sie!«, rief ich. »Wir gehen in den Turm zu Sir George!«

Gemeinsam stiegen wir die Treppenflucht zum Turmzimmer hinan, aus dessen hohen, engen Fenstern der Schein einer Laterne weit in die Nacht hinaus mir oft von der unsichtbaren Anwesenheit Sir George Thornes gekündet hatte.

Unser wiederholtes Anklopfen an die robuste Eichenholztür wurde nicht beantwortet.

Henry griff an mir vorbei und drückte die Klinke. Zu unserer Überraschung ging die schwere Tür auf.

Der Raum dahinter war leer, doch auf einem Tisch stand die altertümliche Laterne und brannte. Wir schlössen die Tür hinter uns und sahen uns um. Abgesehen von dem Tisch mit der Laterne und einem schmalen Feldbett war das Zimmer unmöbliert.

Am Fußende des Feldbettes lag etwas Schwarzes. Ich ging darauf zu und untersuchte es. Es waren ein breitkrempiger schwarzer Hut und ein schwarzer Umhang. Als ich sie aufhob, entwich ihnen ein modriger Geruch von Schimmel. Und da war noch etwas Anderes; der Saum des Umhangs war mit einer Substanz befleckt, die den Stoff steif machte.

Henry und ich betrachteten es schweigend. Auf dem dunklen Tuch sah es wie Rost aus, doch wussten wir beide, dass es eine weitaus finsterere Bedeutung hatte. Sollten wir Sir George damit konfrontieren, oder sollten wir es als Beweisstück mitnehmen? Bevor wir eine Entscheidung fällen konnten, durchbrach ein Geräusch die Stille. Ein langsames, schwerfälliges Schreiten auf der Treppe!

Wir sahen uns panisch nach einem Versteck um, denn plötzlich wussten wir, dass wir nicht im Besitz dieses Umhangs gefunden werden durften – nicht in diesem Raum! Es gab keinen zweiten Ausgang, keine langen Vorhänge, hinter die man schlüpfen konnte. Es gab nur eine Chance; die Tür öffnete sich nach innen. Ich ergriff Henrys Arm, und wir drückten uns flach gegen die Wand daneben.

Die Schritte erklangen nun unmittelbar vor der Tür. Der Türknauf drehte sich, und die Tür schwang langsam auf. Wir hörten die gleichmäßigen, wohlüberlegten Schritte zum Feldbett gehen und dort innehalten. Da war ein Rascheln von Stoff, und eine große Gestalt, gehüllt in den Hut und Umhang, die auf dem Feldbett gelegen hatten, kam in unsere Sichtweite, als sie hinüber zum Tisch ging, die Laterne nahm, sich umdrehte und mit Bewegungen ähnlich denen eines Schlafwandlers den Weg zurückging, den sie gekommen war. Wir seufzten vor Erleichterung, als die Tür sich hinter ihm schloss; er hatte uns nicht entdeckt.

Wir gaben ihm gerade genug Zeit, den Fuß der Treppe zu erreichen, und dann suchte ich in der Dunkelheit nach dem Türgriff.

»Wir müssen ihm folgen«, flüsterte ich Henry zu. »Der Teufel allein weiß, wohin er geht oder welches Unheil er ausheckt.« Dem nun war ich davon überzeugt, dass Sir George Thorne im Mittelpunkt des entsetzlichen Grauens stand, das über der Gegend schwebte.

Wir eilten die Treppe hinab und hinaus in die kühle Nacht. Die Gestalt in Schwarz sollte uns ungefähr fünfzig Meter voraus sein. Wir hielten wachsam Ausschau. Zu unserem Erstaunen war in keiner Richtung eine Spur von ihm zu sehen!

»Er ist vielleicht in den Hauptflügel des Hauses gegangen«, überlegte Henry.

Wir gingen hinein und suchten, doch nirgends fanden wir etwas.

Über den gesamten Abend schien die Atmosphäre mit wachsender Anspannung geladen zu sein, mit einer sich sammelnden bösen Macht, die sich darauf vorbereitete, einen grausigen Höhepunkt zu erreichen. Wir konnten nichts tun, um es zu vereiteln, denn wir hatten keine Ahnung, wie oder wo sie zuschlagen würde.

»Michael«, fragte Henry einmal, »sollten wir nicht den Pächtern und Dörflern in der Umgegend eine Warnung schicken?«

»Eine Warnung wovor?«, fragte ich sarkastisch, denn daran hatte ich bereits gedacht. »Vor Sir George Thorne?«

Er schwieg, als er die Unmöglichkeit des Vorhabens erkannte. Alsbald verließ er den Raum und kehrte mit einer kleinen Pistole wieder.

»Was ist das?«, fragte ich.

»Lediglich eine gewöhnliche Pistole«, antwortete er, »aber ich habe dafür ... eine Silberkugel anfertigen lassen.«

»Was! Sie wollen doch nicht etwa Ihren Halbbruder wie einen Hexenmeister erschießen?«

»Nur falls es sein muss«, entgegnete er grimmig. »Aber wir müssen eine Waffe gegen ihn haben, sollte es notwendig werden.«

Hiernach schwiegen wir für eine lange Zeit. Und dann hallte das alte Haus plötzlich von wütenden Schlägen gegen die Haustür wider!

Wir hörten, wie der Dienstbote öffnen ging. Dann eilten Schritte an ihm vorbei, und ein aufgelöster Mann schwankte ins Zimmer. Es war unser Bekannter, der Pächter.

»Um Gottes willen, Sir«, keuchte er, »helfen Sie uns! Das Ding war wieder bei uns, und diesmal hat es das kleine Mädchen von meinem Bruder genommen! Meine Frau und ich ha'm gesehen, wie es mit ihr weggerannt ist, und es ist hierher gelaufen.«

»Sie haben es gesehen? Wie sah es aus?«

»Es war ganz in einen langen schwarzen Umhang gehüllt, der wie die Flügel einer großen Fledermaus flatterte«, erwiderte er allzu lebhaft.

Ich sah, wie Henrys Gesicht eine kränklich graue Färbung annahm. Doch noch ehe einer von uns weitersprechen konnte, ließ uns ein neuerliches Geräusch erstarren. Durch die Nacht draußen hallte der angsterfüllte Schrei eines Kindes!

Ein langes Fenster hinter uns öffnete sich auf einen steinernen Balkon. Einmütig eilten wir hindurch und konnten gerade noch sehen, wie eine große, fledermausähnliche Gestalt hinter einer Ecke des Hauses verschwand. Binnen einer Sekunde waren wir von der Brüstung herabgesprungen und befanden uns in wilder Verfolgung.

Als wir die Ecke des Hauses umrundeten, sahen wir das Scheusal, wie es etwas Leichtes auf einer Schulter trug und sich eng im Schatten der Wand hielt. Plötzlich rannte es über einen Flecken fehlen Mondlichts und steuerte geradewegs auf den Turm zu.

»Wir haben ihn!«, frohlockte Henry. »Dort gibt es keinen anderen Ausgang.«

Wie Jagdhunde, die ihre Beute vor sich sehen, rannten wir ihm hinterher, donnerten die steilen, engen Stufen hinauf, als gerade die Tür oben zugeschlagen wurde. Im nächsten Augenblick warfen wir unser vereintes Gewicht gegen sie. Unter der Wucht flog sie weit auf.

Das schwarze Ding stand inmitten des Raumes und wandte sich zu uns um. Als es sah, dass wir zu dritt waren, ließ es das Kind fallen, das es getragen hatte, und sprang auf das Fenster zu. Eine Sekunde lang schwebte es auf dem Fensterbrett im bleichen Licht des Mondes; dann breitete es seinen Umhang wie große, mit Flughäuten versehene Schwingen aus und sprang.

Wir ließen den Pächter zurück, damit er sich um das Kind kümmerte, und hasteten die Treppe hinunter und hinaus in die Nacht wo wir am Fuße des Turmes eine zerschmetterte, gebrochene Gestalt zu finden erwarteten. Nichts war da!

Mit einem Mal, als habe eine Stimme mir einen Befehl ins Ohr geschrien, wusste ich, was zu tun war. »In die Gruft!«, rief ich. »Dorthin wird er gehen.«

Wir eilten zurück ins Haus und hielten nur lange genug inne, um eine kraftvolle elektrische Taschenlampe zu greifen, und machten uns auf in die Gruft.

Als wir die feuchten, eisigen Gewölbe passierten, wurden unsere Schritte wie von einem Magneten von jenem neuen Sarkophag in der Ecke angezogen. Wir blieben davor stehen, und unser Blut gefror vor kaltem Entsetzen: Der Sarg stand offen, und sein Bewohner war fort!

»Mein Gott!«, keuchte Henry. »Das ist nicht Sir George da draußen; das ist...« Dann kam ihm ein neuer Gedanke. »Aber wo ist Sir George?«

Ich erwiderte nichts, denn ich wollte die Antwort auf diese Frage noch nicht erwägen. Ich zog Henry mit in den Schatten einer Säule, um auf das Ding zu warten, denn ich wusste, es würde bald in Erscheinung treten.

Es kam auch bald. Wir vernahmen den gemessenen, hohlen Klang seiner Schritte, wie Erdklumpen, die auf einen Sargdeckel fallen. Mein Herz schlug mir bis zum Halse, als ich diesem Geräusch lauschte – dem Vampir, der zu seinem Grab zurückkehrte!

Nach etwa einer Sekunde kam er in mein Blickfeld und bewegte sich geradewegs auf den offenen Sarkophag zu. Doch ehe er noch sein Ziel erreichte, wandte er den Kopf und sah uns. Mit einem hohen, schneidenden Schrei voll Zorn und Angst sprang er zurück und flatterte unbeholfen mit den schwingengleichen Armen.

»Haltet ihn auf!«, rief ich in meiner Erregung den bloßen Steinwänden um mich zu. »Das ist ein Mörder, ein Geschöpf des Bösen!«

Die Kreatur flatterte nun zwischen den gewölbten Säulen herum, die das Dach stützten.

»Haltet ihn auf!«, schrie ich wieder verzweifelt. »Wenn er jetzt entkommt, fassen wir ihn nie wieder!«

Das Ding flatterte wie zum Trotz mit seinem flügelgleichen Umhang und erhob sich mehrere Meter in die Luft. Und dann peitschte hinter mir der laute Knall einer Pistole. Das Ungeheuer schrie auf und fiel zu einem Haufen auf dem Steinboden zusammen.

Henry lehnte sich mit der rauchenden Waffe in der Hand erschöpft gegen die Wand, während ich neben dem Ding auf dem Boden in die Knie ging.

Als ich den zerknüllten Filzhut entfernte, offenbarte der Strahl meiner Taschenlampe das, was uns das trübe Kerzenlicht bei unserem früheren Besuch in der Gruft verhüllt hatte: das Gesicht des Leichnams war das aufgedunsene, pilzähnliche Antlitz von Sir George Thorne!

Zwei Tage darauf wurde der Leichnam von James Thorne unter seinem angenommenen Namen George Thorne eingeäschert und die Asche in die Winde des Moors verstreut. Man gab bekannt, dass der Baronet Sir George das Opfer eines Jagdunfalls geworden sei, und diese Geschichte wurde in der Umgegend bereitwillig hingenommen.

Henry, der nun Sir Henry heißt, wenngleich er den Titel nur selten gebraucht, hat das Herrenhaus für unbestimmte Zeit verlassen. Es gibt nun keine Spur mehr von diesem schrecklichen Zwischenfall – mit Ausnahme einer Silberkugel, merkwürdig zu einem Fünfeck geformt, die ich in einen Ring gefasst trage, zur Erinnerung an unser groteskes Abenteuer mit dem Untoten.

EDWARD HERON-ALLEN

Noch eine Squaw?

Aus der Rubrik *Todesfälle* in der *Times* vom 4. November 19—: ›Am 2. November 19— verstarb Jennifer Sidonia Pendeen, Dipl. Biol, im Alter von sechsundzwanzig Jahren infolge eines Unfalls an ihrem Arbeitsplatz am meeresbiologischen Institut von Baxmouth. Die Beisetzung findet in Poperro, Cornwall, am Montag, den 5. November um 14.00 Uhr statt.‹

Bram Stoker, gefeierter Leiter des Lyceum Theaters in den glorreichen Tagen Sir Henry Irvings und Verfasser zahlreicher Erzählwerke, von denen der Vampirroman *Dracula* heutzutage am bekanntesten ist, veröffentlichte in den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts eine Kurzgeschichte mit dem Titel ›Die Squaw‹. Es handelt sich um eine Grauen erregende Geschichte, die allenfalls von ihrer völligen Unglaubwürdigkeit und hemmungslos übertriebenen Vermenschlichung entschärft wird. In ihr bringt ein amerikanischer Tourist, als er sich über die Brustwehr des Nürnberger Schlosses beugt, einen großen Mauerstein zum Absturz. In den darunter liegenden Burggraben fallend, trifft und tötet dieser das einzige Junge einer Katze, die zufällig am Fuße des Burgverlieses liegt. Die todeswütigen Versuche der Katzenmutter, die Mauer hinauf und an den Mörder ihres Kätzchens zu gelangen, sind lebendig geschildert. Später am Tag, als der Tourist und seine Freunde das Museum mit den Folterinstrumenten besuchen, schleicht sich das Tier nach Katzenart mit ihnen durch die Tür. Rachsüchtig streicht sie durch die Turmkammer, wo der Museumsdiener die ›Eiserne Jungfrau‹ (jüngst als Fälschung entlarvt) demonstriert, indem er sie mittels eines Hebels öffnet und die langen Dornen offenbart, welche das hineingezwängte Opfer bei Schließung der Jungfrau zielgenau an lebenswichtigen Körperstellen durchspießen. Während der Kustos den Hebel festhält, damit die ›Türen‹ der ›Jungfrau‹ aufgeklappt bleiben und die Besucher ihr Inneres betrachten können, betritt Stokers Tourist, der nicht glauben will, dass ein ausgewachsener Mann hineinpasst, selbst das Todesinstrument. Die Katze, augenblicklich die ersehnte Gelegenheit zur Rache nutzend, springt den Museumsdiener an und fährt ihm mit den Krallen in die Augen. Kopflos vor Pein, lässt der Ärmste den Hebel fahren, die Türen schließen sich um den Touristen, und dieser erleidet

einen grauenhaften Tod. Wie ich schon sagte, nimmt die unrealistische Vermenschlichung der Katze der Geschichte ihre Grässlichkeit, und sie wurde (wie vom Autor beabsichtigt) als ein genial grausiger Versuch der Effekthascherei gewertet.

Die Ereignisse, von denen ich berichten will, riefen mir diese Erzählung ins Gedächtnis: Ich gebe sie so wieder, wie sie abliefen und muss es dem Leser dieser Zeilen überlassen, seine eigenen Schlüsse zu ziehen.

Eine meiner besten Schülerinnen und meine spätere Assistentin im zoologischen Fachbereich der Universität von Cosmopoli war Miss Jennifer Pendeen aus Cornwall. Nach Erlangung ihres Diploms wurde sie wissenschaftliche Hilfskraft in meiner Abteilung und nach angemessener Frist Hilfsdozentin. Ihr Spezialgebiet waren Fische, und zu der Zeit, von der ich schreibe, arbeitete sie an einer erschöpfenden Studie über den Seeteufel, den Ceratioiden, dessen Lebensraum der Ozean ist, wo er gewöhnlich in einer Tiefe von 500 bis 2000 Metern lebt. Dieser Fisch ist fast gänzlich schwarz gefärbt, und als ›Lockmittel‹ oder ›Köder‹ benutzt er ein kugelförmiges Leuchtorgan, das seine Beute auf Fangweite anzieht. Seine Zähne, die lang, dünn und scharf sind, lassen sich nach Bedarf einwärts biegen, so dass es für einen Fisch, der zwischen ihnen gefangen wird, keinen Rückzug mehr gibt – es bleibt nur noch der Weg in Richtung Magen. Der Seeteufel ist zum Glück (für ihn selbst) äußerst dehnbar, so dass er sich Fische einverleiben kann, die mehrfach so groß und schwer sind wie er selbst. Ist das Opfer erst von den Zähnen des Seeteufels gepackt, vermag es nicht zu entkommen, noch kann der Seeteufel selbst von seiner Beute ablassen und sie verschmähen.

Eine hervorstechende und bemerkenswerte Eigenheit des Seeteufels besteht darin, dass alle frei schwimmenden Fische weiblich sind, die männlichen Exemplare dagegen kleine parasitäre Zwerge, die unlösbar an die Weibchen angeheftet leben. Sowie das männliche Tier geschlüpft ist, sucht es ein Weibchen, an welchem es sich festsetzt – wo immer es Halt findet. Binnen kurzer Zeit ›verschmelzen‹ Lippen, Zunge und Zähne des männlichen mit der Haut des weiblichen Seeteufels, und beide sind hinfort untrennbar vereint. Da sein Mund von der Haut des Weibchens verschlossen und nach gewisser Zeit absorbiert wird, ist das Männchen nicht mehr fähig, sich selbst zu ernähren. Statt dessen wird es vom Blutstrom seiner Wirtin gefüttert, der ihn durch eine Anastomose des Blutkreislaufs erreicht, der auf diese Weise beiden, männlichem wie weiblichem Exemplar, vollständig gemeinsam ist. So verkümmern der

Speisekanal und der Magen des männlichen Seeteufels, und er wird zu einem schlichten Anhängsel des Weibchens, ernährt lediglich durch Kapillarvenen an der Stelle, wo einst sein Maul war. Diese Konstellation ist einzigartig im Reich der Wirbeltiere. Bekannt sind Fälle von weiblichen Seeteufeln, die eineinhalb Meter lang waren, während die Länge ihrer parasitären Gefährten gerade mal sieben Zentimeter betrug - und ebenso von Weibchen, an denen zwei oder mehr ›Lebenspartner‹ hingen und von ihnen schmarotzten. Diese setzen sich fest, wo immer sie zuerst Kontakt finden – überall, an Kopf, Bauch, Schwanz – und leben fortan ewig glücklich mit einer Gefährtin, die möglicherweise hundertmal größer ist als sie selbst.

Die Fortpflanzung dieser Fische wird anscheinend durch einen ›Trieb‹ zur Laichzeit gewährleistet, ausgelöst durch ein Hormon, welches das Weibchen veranlasst, ihre Eier auszuschütten, die sofort von dem parasitären Männchen befruchtet werden – dies ist die einzige Tat und einziger Zweck seiner Existenz. Man hat weibliche Seeteufel aus dem Meer gezogen, die keine parasitären Männchen aufwiesen. Männchen hingegen wurden niemals einzeln gefangen, was kaum erstaunt, bedenkt man nur, dass sie in ewiger Finsternis leben, meist bei sehr niedrigen Temperaturen, und kaum in einem Netz bleiben, dessen Maschen weit und stark genug sind, um die Weibchen festzuhalten. Diese bemerkenswerte Gruppe von Fischen war es also, welcher Jennifer Pendeen ihr Interesse und ihre Studien zu jener Zeit widmete, von der ich schreibe. Ihre Monographie zu dem Thema, die nach dem tragischen und mysteriösen Tod der Verfasserin durchzusehen und für den Druck vorzubereiten meine etwas traurige Aufgabe war, ist der überragende und wichtigste Beitrag zur Literatur dieses Faches. Ihr großer Ehrgeiz (der, wie wir sehen werden, letztlich Erfüllung fand) bestand darin, ein lebendes Exemplar jener Gattung zu fangen und dessen Lebenszyklus zu erforschen.

Die Schwierigkeiten, die dem im Wege standen, schienen unüberwindlich. Man muss sich nur daran erinnern, dass diese Fische in Tiefen von 500 bis 2000 Metern schwimmen. Gesetzt also den Fall, dass der atmosphärische Druck auf Meeresspiegelhöhe 3 kg pro Quadratzentimeter beträgt und dass 10 Meter Meerestiefe 76 cm auf dem Quecksilberbarometer entsprechen, so herrscht in 10 Metern Meerestiefe ein Druck von 2 Atmosphären oder 3 kg pro Quadratzentimeter; in 30 Metern Tiefe herrschen 3 Atmosphären, das entspricht einem Druck von 9 kg pro Quadratzentimeter – und so weiter, je tiefer man vordringt. Entsprechend beträgt der Druck in 4000 Metern 360 Atmosphären, das sind 2,4 Tonnen pro Quadratzentimeter. Die Auswirkung der

Druckabnahme auf Tiefseefische ist allgemein bekannt. Während die Fische an die Oberfläche gezogen werden, weiten sich ihre Schwimmblasen unter der Verringerung des Druckes; sind sie erst eine gewisse Strecke aufgestiegen, »stürzen sie weiter empor« (wie Sir John Murray es ausdrückte), und während der Druck beständig abnimmt, verenden sie durch die Ausdehnung ihrer Organe. Trotzdem hat man herausgefunden, dass Fische, die aus mittleren Tiefen heraufgeholt und allem Anschein nach tot sind, in ›Kompressionskammern‹ wiederbelebt werden können, wo ein Druck nicht weit unter dem jener Ozeantiefe herrscht, in der sie ins Netz gingen. Bei allmählicher Verringerung des Drucks finden ihre Zellflüssigkeiten die Zeit, um wieder in die Balance zu finden, so dass die Fische langsam aber sicher ihre normalen Funktionen und Bewegungsfähigkeiten zurückerlangen.

Dies war das Problem, dem Jennifer Pendeen gegenüberstand, und ihm widmete sie langwierige und ausgeklügelte Experimente, zunächst mit Fischen aus geringeren Tiefen, dann allmählich mit Exemplaren aus tieferen Ozeanregionen. Diese wurden in Kupferzylinder gelockt, welche sich mittels eines so genannten ›Messengers‹ hermetisch verschließen ließen, den man entlang des Trägerkabels hinabsandte, sobald die empfindlichen Instrumente, die dem Experiment dienten, das Eindringen eines Fisches in den Zylinder anzeigten.

Die Chance, die sie sich während der wenigen Jahre ihres Berufslebens erträumt hatte, kam schließlich, als die Universität von Cosmopoli die »Tiefsee-Forschungsexpedition« unter der Leitung des Kapitäns der Königlichen Kriegsmarine John Satterley durchführte. Satterley verkörperte das seltene Phänomen eines verdienten Seeoffiziers, der nicht nur ein versierter Hydrograph war (was vielleicht gerade noch hätte erwartet werden können), sondern ebenso ein fulminanter Meeresbiologe. Während seines Heimaturlaubs hatte er sogar sechs Monate an der Meeresbiologischen Station von Baxmouth eingeschoben, und die Lords der Admiralität stellten ihn auf Ersuchen des Senats der Universität von Cosmopoli zum Dienst bei der Tiefsee-Forschungsexpedition ab. Selbst Cornwaller Herkunft und seit langem mit Jennifer Pendeens Vater befreundet, nahm er, wie wohl ihrem ›Studium‹ gegenüber anfangs eher spöttisch eingestellt, mit der Zeit ein ernsthaftes Interesse daran.

Unter ihrer gemeinsamen Anleitung wurde ein Kupferzylinder gebaut, der einem Innen- und Außendruck von bis zu 90 Atmosphären standhalten konnte und an beiden Enden offen war, abgesehen von klappbaren >Deckeln< aus feinen Drahtmaschen. Dieser ließ sich bis auf jede beliebige Tiefe versenken, und war die angestrebte Tiefe erreicht,

konnten die Drahtdeckel entfernt und zum gegebenen Zeitpunkt von Kupferdeckeln ersetzt werden, die den Zylinder allen Anforderungen gemäß hermetisch verschlossen. Das Zylinderinnere war dick mit Chrom beschlagen, um dem Einfluss des Meerwassers standzuhalten. Ein elektrischer Gewichts- und Bewegungssensor machte auf Deck bemerkbar, wenn irgendein Objekt oberhalb einer bestimmten Größe in den Zylinder vorgestoßen war.

Diese Zylinderfalle enthielt als Köder eine Schar kleiner Fische, die unvermeidlich vom steigenden Druck getötet wurden, jedoch im Zylinder verblieben. Diese, so das Kalkül, würden größere ›Bewohner der Tiefe< anlocken, sobald die Drahtdeckel entfernt oder geöffnet wurden. Immer wieder wurden die Zylinder für unter-schiedlich lange Zeiträume hinabgelassen und wieder hochgeholt, ohne dass irgendetwas passierte. Von einer nachgiebigen Umfassung geschützte Glaseinsätze erlaubten es den Forschern, zu sehen, ob sich ein Opfer in der Falle befand. Manchmal kamen Fische (aber keine *Ceratiden)* in dem Zylinder nach oben, die herausgeholt wurden und sofort explodierten. Ein genauer Bericht dieser ›Ergebnisse‹ würde unser Thema verfehlen, doch gelangten einige äußerst seltsame Geschöpfe ans Tageslicht.

Endlich jedoch war der lang ersehnte Augenblick gekommen – die Sensoren verkündeten die Gegenwart eines großen Fisches im Zylinder. Wie üblich wurden die Deckel geschlossen und die Falle an Deck gehievt: Die Ausbeute war ein *Ceratide* von fast eineinhalb Metern Länge. Schnellstens wurde der Zylinder zum Meeresbiologischen Labor in Baxmouth gebracht, wo Jennifer Pendeen ihn bereits erwartete, und in einen langen, schmalen Tank voll Meerwasser geeigneter Temperatur abgesenkt. Mit Hilfe einer erfindungsreichen, am Zylinder anbringbaren Vorrichtung nach Art eines Druckmessers wurde der *Ceratide* vorsichtig und langsam ›dekomprimiert‹. Wie es das Glück fügte, überlebte er, nicht zuletzt dank der Nahrung, welche die ›Märtyrer der Wissenschaft‹, die toten Köderfische im Zylinder, ihm geboten hatten. In weit kürzerer Zeit, als Jennifer erwartet hatte, passte der *Ceratide* sich seiner Umgebung an und konnte in den Tank ausgesetzt werden, offensichtlich ohne durch den völligen Wandel seiner Lebenswelt im Geringsten Schaden zu nehmen.

Im Labor wurde er als Jennifers »Schoßtier« bekannt. Ihr allein oblag seine Fürsorge, und sie taufte ihn – als wahre Tochter Cornwalls – auf den Namen ›Isolde‹. Direkt unter seiner – oder ihrer – rechten Brustflosse hing ein perfekt ausgeformtes und offenbar glückliches – wenn auch inaktives – parasitäres Männchen. Dieses taufte Jennifer ›Tristan‹.

Einen deutlichen Beweis für die Fürsorge, Hingabe und Kompetenz vor allem Jennifer Pendeens, aber auch des Baxmouther Laborpersonals, liefert der Umstand, dass die sonderbare *ménage* in dem Tank, den sie bewohnte, heimisch wurde, überlebte und gedieh. Als ein Monat um war, begann Jennifer das biologische Experiment, das sie vorhatte, in seiner ganzen Tragweite zu durchdenken. Und zwar plante sie nichts Geringeres, als die beiden voneinander zu trennen; Tristan abzuschneiden und ihn mittels eines ausgeklügelten Systems künstlicher Fütterung – falls ein solcher Ausdruck auf einen Fisch mit verkümmertem Mundwerkzeug und Verdauungsapparat angewandt werden kann – am Leben zu erhalten. Das Interesse, das der Vorgang seitens der zoologischen Fakultät der Universität auf sich zog, war beträchtlich, und es wurde vom Direktor und der Belegschaft des zoologischen Gartens und des Aquariums der Stadt Cosmopoli in vollem Maße geteilt. Zahlreich waren die Besprechungen Jennifers mit Sir George Amboyne, dem Inhaber der Königlichen Professur für Medizin, sowie Michelson, dem Prosektor des Zoos. Beide von ihnen, wie nicht verhehlt werden soll, vertraten die Meinung, dass das Vorhaben unsinnig und seine Durchführung unmöglich sei. Dennoch ging Sir George so weit, einen namhaften Chirurgen für die Sache zu interessieren. Dieser erklärte sich einverstanden, die Operation unter der Aufsicht und Anleitung von Michelson durchzuführen. Jennifers Theorie zufolge würde Isolde, sofern die Operation kunstgerecht gelänge, ohne ein lebenswichtiges Organ eines der Fische zu verletzen, keinen Schaden davontragen, und Tristan könne am Leben erhalten werden – *ein toller Einfall,* wie Burger, der Dozent für Deutsch, es in seiner Muttersprache ausdrückte.

Die Vorgaben und Auflagen des Vivisektionserlasses von 1876 wurden gewissenhaft erfüllt sowie die nötige Erlaubnis eingeholt, und eines Morgens, als Tristan und Isolde ihren Tank ungefähr zwei Monate lang bewohnt hatten, wurde die Operation unter den oben genannten Bedingungen vorgenommen. Isolde wurde behutsam ›geflickt‹ und wieder in ihren Tank gegeben, und nach ein paar Stunden der Ruhelosigkeit schien sie nicht weiter unter ihrer ›Scheidung‹ zu leiden.

Als einzige merkbare Veränderung entwickelte sie eine Nervosität, die sie zuvor nicht gezeigt hatte, und schien unwillig, sich von Jennifer berühren und ›kitzeln‹ zu lassen, wie jene es bisher gewohnt war. Wie Jennifer sagte: »Sie traut mir nicht mehr, und wenn ich sie füttere, habe ich den Eindruck, sie würde am liebsten nach mir schnappen – es wäre wirklich furchtbar, wenn sie diese zurückgebogenen Zähne in meine Hand schlüge!«

Mit Tristan lag die Sache, wie ich leider sagen muss, anders. Vierundzwanzig Stunden lang zeigte er, auf dem Boden seines kleinen Tanks liegend, unverkennbare Zeichen von Leben, doch am nächsten Tag war er ebenso unverkennbar tot und erhielt das anständige Begräbnis, das einem weiteren Märtyrer der Wissenschaft gebührte.

Jeder Student oder Biologe, der im Baxmouth-Labor arbeitet, erhält bei seiner (oder ihrer) Ankunft einen Hausschlüssel für das Gebäude, so dass er zu jeder Tages- und Nachtstunde Zutritt zu seinem Projekt hat und dessen Fortschritte verfolgen kann. Diese Maßnahme hatte viele biologische Experimente von großer Bedeutung erleichtert, indem die Forschenden in zahlreichen wohlbekannten Fällen ihre Nächte im Labor zugebracht hatten. Jennifer, die zu jener Zeit Gast des Direktors und seiner Gattin war, folgte der Gewohnheit, mindestens einmal in jeder Nacht aufzustehen und nach Isolde zu sehen.

Ungefähr drei Wochen waren nach der *Ehescheidung* vergangen, als das Dienstmädchen mit dem Morgentee in Jennifers Zimmer trat und feststellte, dass die Bewohnerin fehlte. Eine Stunde später war Jennifer noch immer fort, obwohl ihre Kleider so dalagen, wie sie sie nachts zurückgelassen hatte, weshalb der Vorfall dem Direktor gemeldet wurde. Dieser beruhigte sich damit, dass Jennifer wie gewöhnlich in dem Laborraum mit dem Tank weilte, doch als sie zur Frühstückszeit noch immer nicht aufgetaucht war, machte er sich auf, um nach ihr zu sehen.

Das Bild, das sich seinen Augen bot, war grausig. Bekleidet mit ihrem Pyjama und einem dünnen Seiden-Morgenrock, lag Jennifer verkrümmt auf dem Boden des Tanks, unter sich Isolde. Nach Hilfe rufend, hob er sie heraus, und Isolde mit ihr, äußerst lebendig und wild um sich peitschend. Sie hatte Jennifer am Unterarm erwischt, höchstwahrscheinlich als jene sich über den Rand des Tanks gebeugt und hineingefasst hatte, um ihren Schützling zu berühren. Die Furcht erregenden, einwärts gekrümmten Zähne hatten sich in Jennifers Arm gebohrt; Isolde hatte nicht mehr loslassen können, *falls sie es gewollt oder versucht hatte,* und Jennifer, behindert und umschlungen von ihrem Morgenrock, war aufgrund der Enge des Tanks und des Umstands, dass sie über ihrer Bezwingerin lag, nicht in der Lage gewesen, sich an die Oberfläche zu kämpfen. Nach Einschätzung des hinzugerufenen Arztes war sie seit ungefähr fünf Stunden tot. Noch eine Squaw?

MICHAEL SIEFENER

Der Egelgott

»Mein Gott, Untermann, Sie haben Ihrem Namen heute mal wieder alle Ehre gemacht!«, hatte Röske kurz vor Feierabend mit einer kalten Schärfe gesagt, die einem das Blut in den Adern gefrieren ließ. Röske war Untermanns Vorgesetzter in der Abteilung Luft- und Raumfahrtversicherung.

Heinz Untermann ging niedergeschlagen durch die winterliche Nachmittagsdunkelheit zur U-Bahn. Es war einer jener schrecklichen Tage, an dem er es niemandem hatte recht machen können. Zum Schluss hatte er nur noch reglos auf seinem klapprigen Stuhl gesessen und den Feierabend herbeigebetet.

Auf der Treppe zum U-Bahn-Schacht saß ein Obdachloser; trotz der Kälte war er nur mit einem kurzärmligen, fleckigen Hemd bekleidet. In der Hand hielt er eine Pappschachtel mit einigen Pfennigen darin. Neben ihm stand eine prall gefüllte Tüte.

Heinz machte auf dem Weg nach unten einen weiten Bogen um den Mann. Er hasste Obdachlose. Sie waren für ihn wie ein Schreckbild aus seiner eigenen Zukunft. Wer wusste schon, wie lange er sich noch in der Versicherung halten konnte? Röske legte ihm langsam die Schlinge um den Hals. Es war unvermeidlich geworden, dass Heinz Fehler machte, und Röske sammelte sie, wie andere Bierdeckel oder Telefonkarten sammeln, nur um zu gegebener Zeit dem Abteilungsleiter Dr. Blumenthal diese Auslese zu präsentieren.

Heinz schüttelte sich. Kälte war in sein Blut gekrochen. Am Fuß der Treppe drehte er sich um. Zwischen den Schluchten der neonhellen Häuser sah er einen kleinen Ausschnitt aus dem schwarzen, sterndurchglühten Himmel. Schwarz gekleidete Menschen eilten mit abwesendem Blick die Treppe herunter; sie waren weit von sich selbst entfernt.

Den Bettler sah er nicht mehr. Dabei hatte Heinz den Eindruck gehabt, dass es gerade diese zerlumpte Gestalt gewesen war, die ihm saugende Blicke nachgeworfen hatte. Er schüttelte den Kopf und machte es wie die anderen: In Gedanken saß er bereits in seiner kleinen Dachgeschosswohnung, die den Charme der Möbelabteilung eines billigen Kaufhauses besaß.

Unten am Bahnsteig musste er lange auf seine Bahn warten. Schließlich rumpelte sie heran und die Türen sprangen mit einem altersschwachen Quietschen auf. Heinz versuchte sich in den einsteigenden Leiberstrom einzureihen, doch immer wieder wurde er abgedrängt. Er war der Letzte, der die Bahn betrat. Die schließende Tür schaufelte ihn in das trüb erleuchtete Innere.

Es war nur noch ein Sitzplatz frei. Heinz warf sich mit einem Seufzer darauf und starrte vor sich hin, ohne etwas zu sehen.

Es roch merkwürdig. Wie nach einem salzigen Tümpel und gleichzeitig nach Schweiß und ungewaschener Kleidung. Heinz tauchte kurz aus dem brackigen Tümpel seiner Gedanken auf und warf einen Blick nach links, auf denjenigen, der neben ihm saß.

Es war der Obdachlose, der vorhin noch auf der Treppe gebettelt hatte. Seine pralle Tüte hielt er zwischen den Beinen. Er grinste Heinz an, als seien sie alte Bekannte. Doch das war nicht das Schlimmste. Das Gesicht und die schorfigen Arme des Mannes waren mit kleinen, wurmähnlichen Auswüchsen übersät. Sie waren vorhin, auf der Treppe, noch nicht da gewesen. Jetzt erzitterten sie unter dem Rattern des altes Zuges. Sie glänzten feucht, und sie sahen aus wie Blutegel.

Plötzlich löste sich einer der Egel aus dem Gesicht des Mannes und fiel auf Heinz Untermanns Hand, die er abwehrend ausgestreckt hatte.

Heinz spürte, wie etwas in seine Haut eindrang. Sofort zerrte er an dem glitschigen Ding und riss es ab. Dort, wo es sich in den Handrücken verbissen hatte, schwoll das Fleisch sofort an und ein winziges Loch war zu sehen, aus dem einige Blutstropfen quollen.

Entsetzt starrte Heinz den Bettler an. Der nahm den abgepflückten Egel, der jetzt auf der kalten Plastikschale des Sitzes zwischen ihnen lag, mit unendlicher Behutsamkeit auf und sagte grinsend: »Mein Kind«, bevor er ihn sich auf die Zunge setzte und den Mund wieder schloss.

In der Bahn schien niemand etwas davon bemerkt zu haben. Gerade fuhr sie in einen weiteren Bahnhof ein. Heinz sprang durch die sich mit aufreizender Langsamkeit öffnenden Türen. Er war der Einzige, der hier ausstieg.

Die Bahn fuhr wieder an und ließ ihn allein.

Natürlich war es die falsche Haltestelle; natürlich lag sein Zuhause nicht in der Nähe, doch er hätte es keine Sekunde länger in der Gegenwart dieser abscheulichen Kreatur ausgehalten. Fast kam es ihm wie ein Traum vor, doch als er auf seine linke Hand schaute und das Loch sah, um das sich die Haut in einem Ring entzündet hatte, gab es keine Zweifel mehr.

An der menschenleeren unterirdischen Haltestelle wartete er, bis die nächste Bahn kam. Mit zitternden Beinen stieg er ein und sah sich gründlich um. Er bemerkte nichts Ungewöhnliches. Trotzdem blieb er nahe bei der Tür stehen. Die winzige Wunde begann zu jucken. Als er zu Hause angekommen war, schmierte er sofort Wundsalbe auf den Handrücken. Sie half ein wenig.

Er schaute sich einen alten deutschen Fernsehfilm an, dann legte er sich zu Bett.

Am nächsten Morgen wunderte es ihn nicht, dass er von einem Blutegel geträumt hatte. Es war ein etwas größeres Exemplar als jenes gewesen, das ihn in der Bahn gebissen hatte, und es hatte sich ihm in den Hals gebohrt. An mehr konnte sich Heinz nicht erinnern.

Er stand auf und sah auf seine Handfläche. Die kleine Wunde und die Rötung waren verschwunden; die Salbe hatte gut gewirkt. Aber als er sich vor dem blind werdenden Spiegel im Badezimmer rasierte, bemerkte er am Hals einen roten Fleck. Vielleicht hatte im Schlafzimmer eine Mücke übernachtet. Aber mitten im Winter?

Er ging zur Arbeit.

Wieder machte er einen Fehler im Büro, wieder wurde er vor Herrn Röske zitiert, wieder musste er sich wie ein dummer Schuljunge behandeln lassen. Aber es war Freitag, und die Hoffnung auf das Wochenende stärkte Heinz Untermann.

Vor der Heimfahrt hatte er jedoch Angst. Nach Feierabend näherte er sich nur langsam der Treppe, die in den Bauch der Erde führte. Von dem Obdachlosen war nichts zu sehen. Heinz atmete auf. Mit leichteren Schritten ging er nach unten.

Auch in der Bahn war alles in Ordnung. Er lächelte über seine Angst. ›Immer habe ich Angst‹, sagte er sich, ›damit sollte endlich Schluss sein‹. Der rote Fleck an seinem Hals juckte wieder.

Er hatte noch niemals zuvor einen wiederkehrenden Traum gehabt, doch er erinnerte sich auch selten an seine belanglosen Träume. Jetzt aber hatte er erneut von diesem Blutegel geträumt: Heinz stand in einer Höhle, deren Wände nass glänzten. Er war mit Ketten an die Wand gefesselt, und er spürte die Feuchtigkeit in seinem Rücken. Es war eine warme Feuchtigkeit. Und wenn er den Kopf ganz nach rechts drehte und die Augen ebenfalls so weit wie möglich nach rechts bewegte, dann sah er das schimmernde, zuckende Ende des Egels, der an seinem Hals saugte. Der Egel war seit dem letzten Mal größer geworden. Viel größer.

Der nächste Morgen brachte Heinz zwar kein neues Wundmal, aber das alte hatte sich böse entzündet. Wahrscheinlich hatte es während seines grässlichen Traumes gejuckt und er hatte daran gerieben. Er überlegte kurz, ob er einen Arzt aufsuchen solle, aber es war ja Samstag, und einen Notarzt wollte er mit dieser Kleinigkeit nicht belästigen.

Er verbrachte den Tag in seiner kleinen Wohnung, lag lesend auf dem Sofa, sah ein wenig fern, und nach dem Mittagessen – eine tiefgefrorene Pizza – machte er ein Nickerchen. Das hätte er besser nicht getan.

Sofort befand er sich wieder in dieser Höhle, und wieder war er angekettet. Der Egel saugte an seiner Halsschlagader – er war jetzt schon länger als ein Arm. Heinz fühlte das Gewicht dieses schrecklichen, schlangenartigen Dinges, das an seiner Haut zerrte und sie in eine unerträgliche Spannung versetzte. Aber seine Arme waren an den feuchten und warmen Fels gebunden; er konnte nicht nach dieser grässlichen Kreatur greifen. Er glaubte sogar, er höre sie schmatzen. Das Letzte, das er sah, war eine dunkle Gestalt, die im Licht einer Fackel auf ihn zukam ...

Als er aufwachte, war ihm schrecklich übel. Er rannte zur Toilette und übergab sich. Dann wusch er sich den Schweiß aus dem Gesicht. Er war so bleich wie eine frisch gekalkte Wand. Und der große Fleck an seinem Hals wurde immer deutlicher, er war jetzt giftigrot und nach außen gewölbt, als habe etwas ihn von innen ausgestülpt.

Heinz ging zurück ins Wohnzimmer und versuchte zu lesen.

In der folgenden Nacht war es schlimmer denn je. Zunächst war er wieder allein – allein mit diesem Monstrum. Jetzt war es bereits so groß wie ein erwachsener Mensch. Als der Träumer versuchte, den Kopf zur rechten Seite zu wenden und das Ding anzuschauen, bemerkte er aus den Augenwinkeln, dass das schlangenähnliche Wesen, welches einmal ein Blutegel gewesen war, etwas ausgebildet hatte, das man mit viel Fantasie als Beine und Füße ansehen konnte. Wieder näherte sich jemand im Licht einer Fackel. Befand sich die Fackel in den Händen dieser Person, oder steckte die Fackel in einer Halterung an der Wand der Höhle?

Jetzt kam die Gestalt nahe genug heran: der Bettler mit den Blutegeln. Er war nackt, und er war übersät von ihnen – ein schwarz glänzendes Gewimmel.

Heinz erwachte von einem Schrei – von seinem eigenen?

Er zog sich an. Als er in den Spiegel sah, erblickte er ein Gespenst. Er rannte hinaus. Es war ein trüber, wolkenverhangener, kalter Tag. Die Autos fuhren mit eingeschaltetem Licht. Die Stadt war ein graues Loch, das auch die letzten verirrten Tropfen Helligkeit aufsaugte. Irgendwo in

dieser winterlichen Hoffnungslosigkeit musste sich der Bettler verborgen halten – wie eine Spinne in ihrem weit gespannten Netz.

Heinz fand ihn an einer Straßenecke; er saß einfach da und hatte einen Hut vor sich gestellt. Noch immer trug er keinen Mantel, nur ein kurzärmeliges Hemd, aber es gab keine Spur von Blutegeln mehr.

Zuerst glaubte Heinz, es sei nicht der richtige Obdachlose, doch als der hagere Mann aufschaute, bestand kein Zweifel mehr daran, er der Gesuchte war.

Der Mann lächelte Heinz an und sagte: »Selig sind die Schwachen, denn mir gehört ihr Himmelreich.«

Heinz konnte den Blick des Mannes nicht ertragen. Er hatte so viele Fragen, doch jetzt lief er wie von Furien gehetzt fort. Er verlor sich im Labyrinth der Stadt, und als er durchgefroren, hungrig und müde endlich seine Wohnung erreicht hatte, sank er vor dem Spiegel im Badezimmer auf die Knie und heulte und schrie.

In der Nacht, in der Höhle: Es stand ein Mensch neben ihm. Nein, es war kein Mensch. Es hatte eine glatte, biegsame, beinahe schwarze Haut, die sich wie die Schuppen eines Reptils um einen viel zu kleinen Kopf, um die Arme und Beine schmiegte. Doch die Augen waren die Augen des Träumers selbst. Es beugte sich über den Träumer und saugte ihn aus.

Es war Heinz Untermann unmöglich, am Montagmorgen zur Arbeit zu gehen. Er blieb mit schreckweiten Augen zwischen den durchgeschwitzten Bettlaken liegen.

Er lag so lange dort, bis es an der Tür schellte. Zuerst wollte er nicht aufstehen, doch der unbekannte Besucher war hartnäckig und klingelte immer wieder. Schließlich versuchte sich Heinz Untermann aus dem Bett zu erheben. Es gelang ihm nur mit Mühe. Er musste sich am Nachttisch festhalten, denn seine Beine vermochten ihn kaum zu tragen. Er sah auf die angeschwollenen Füße herunter. Sie waren übersät mit kleinen Einstichen und rot wie Feuer. Er zog die Beine seiner Schlafanzugshose hoch. Sofort ließ er sie wieder fallen.

Er humpelte zur Tür, hielt sich unterwegs am Kleiderschrank, an der Wand, an der Garderobe in seinem winzigen Flur und an einem hohen Wandspiegel fest. Nur kurz sah er in den Spiegel. Das war nicht mehr er.

Er öffnete die Tür. Im Treppenhaus stand ein Mann, den er nie zuvor gesehen hatte. Er sprach kein Wort, sondern drückte Heinz Untermann einfach zur Seite und trat ein; dann schloss er die Tür hinter sich, als sei es seine eigene Wohnung.

Jetzt sah Heinz, wer es war. Die Haut des Fremden war ledrig und zu dunkel. Auf dem kleinen Kopf trug er eine schlechte Perücke. Doch seine Augen waren Heinz Untermanns Augen.

Der Fremde öffnete den Mund. Er öffnete sich weiter als das Maul einer Schlange. Der Schlund stülpte sich über Heinz Untermanns Kopf.

Heinz hatte eine letzte Empfindung. Er fühlte, wie er schrumpfte.

Als der Fremde fertig war, bückte er sich und hob den kleinen, zappelnden Blutegel vom Boden auf. Seine Finger, die jetzt rosig und gesund aussahen, steckten das Tier in die Tasche seines Mantels.

Der Mann atmete tief durch. Dann lief er aus der Wohnung und zu einem abgelegenen und aufgegebenem U-Bahn-Schacht, in dem sich bereits eine große Anzahl schweigender Gestalten versammelt hatte. Sie alle knieten auf dem harten, schmutzigen Steinboden. Vor ihnen, auf einem hölzernen Podest, saß der Bettler in seinem fleckigen, kurzärmeligen Hemd und lächelte auf seine Gemeinde herab.

Der Neuankömmling verneigte sich so tief, dass er mit der Stirn den Boden berührte. Dann stand er wieder auf, näherte sich ehrfürchtig dem Podest und brachte den Blutegel dem Thronenden dar.

Dieser nahm ihn auf und sagte: »Dank sei dir. Ein weiteres meiner Kinder hat heimgefunden.«

Und er setzte sich den kleinen, zitternden Egel an den schorfigen Arm und lächelte.

CATHERINE LUCILLE MOORE

Shambleau

Der Mensch hat den Weltraum schon früher erobert. Dessen kann man sicher sein. Irgendwann vor den Ägyptern, in jener Finsternis, aus welcher das Echo halbmythischer Namen hallt – Atlantis, Mu –, irgendwo vor dem Anfang der Geschichte muss es eine Zeit gegeben haben, da die Menschheit so wie wir heute stählerne Städte erbaute, um Sternenschiffe zu beherbergen, und die Namen der Planeten in der jeweils eigenen Sprache kannte – die Menschen hörten, wie das Venusvolk ihre nasse Welt ›Sha-ardol‹ nannte, in jener sanften, süßen, undeutlichen Sprache, und sie ahmten das marsianisch gutturale ›Lakkdiz‹ der rauen Zungen der Bewohner des Ödlands jenes Planeten nach. Dessen darf man sich sicher sein. Der Mensch hat den Weltraum schon zuvor erobert, und von dieser Eroberung hallen noch immer schwache, schwache Echos nach in einer Welt, welche eine Zivilisation vergessen hat, die so gewaltig gewesen sein muss wie die unsere. Es gibt zu viele Mythen und Legenden, als dass wir es bezweifeln könnten. Die Sage von der Medusa zum Beispiel kann ihre Wurzeln keinesfalls im Boden dieser Erde haben. Jene Geschichte von der schlangenhaarigen Gorgo, deren Blick den Betrachter zu Stein werden ließ, beruht auf keinem Geschöpf, das die Erde je hervorgebracht hätte. Und jene alten Griechen, welche die Geschichte erzählten, mussten sich dunkel und nur halb glaubend an eine uralte Sage erinnern, die von einem seltsamen Wesen von einem der äußeren Planeten handelte, der von ihren entfernten Vorfahren dereinst betreten worden war.

»Shambleau! Ha ... Shambleau!« Die wilde Hysterie des Mobs brandete in den engen Straßen Lakkdarols von einer Wand zur anderen, und das Donnern schwerer Stiefel auf dem schlackenroten Gehsteig verlieh jenem anschwellenden Gebrüll einen bedrohlichen Unterton: »Shambleau! Shambleau!«

Northwest Smith hörte es kommen und trat unter den nächstgelegenen Türsturz, legte eine argwöhnische Hand auf den Griff seines Hitzestrahlers, und seine farblosen Augen verengten sich. Sonderbare Geräusche waren in den Straßen der jüngsten Marskolonie der Erde nichts Ungewöhnliches – eine raue, rote kleine Stadt, wo alles geschehen

konnte und es sehr häufig auch tat. Aber Northwest Smith, dessen Name in jeder Spelunke und jedem wilden Außenposten auf einem Dutzend unzivilisierter Planeten bekannt und geachtet ist, war ungeachtet seines Rufes ein wachsamer Mann. Er drückte sich mit dem Rücken an die Wand und ergriff seine Pistole, und er hörte, wie das ansteigende Geschrei immer näher kam.

Dann huschte eine rote, rennende Gestalt in sein Blickfeld und sprang wie ein gejagter Hase in der engen Straße von einem Versteck zum ändern.

Es war ein Mädchen – ein beerenbraunes Mädchen in einem zerfetzten Gewand, dessen scharlachrote Farbe mit ihrer Brillanz die Augen versengte. Sie rannte erschöpft, und er konnte sie von seinem Versteck aus um Atem ringen hören. Als sie in sein Blickfeld trat, sah er sie zögern und sich mit einer Hand an der Wand abstützen, und sie suchte verzweifelt nach einem Versteck. Sie hatte ihn im Eingang nicht gesehen, denn als das Brüllen des Mobs immer lauter wurde und die donnernden Füße fast um die Ecke waren, gab sie ein Stöhnen der Verzweiflung von sich und hüpfte in die Aushöhlung an seine Seite.

Als sie ihn dort stehen sah, groß und braun wie Leder, die Hand am Hitzestrahler, seufzte sie einmal unartikuliert und brach vor seinen Füßen zusammen, ein Häufchen flammenden Scharlachs und nackter, brauner Gliedmaßen.

Smith hatte ihr Gesicht nicht gesehen, doch sie war ein Mädchen, ein schönes obendrein, und sie war in Gefahr; und wenngleich er nicht im Ruf stand, sehr ritterlich zu sein, so schlug doch etwas an dem hoffnungslosen Häufchen vor seinen Füßen eine Saite des Mitleids für das ausgestoßene Geschöpf an, wie es sich in jedem Erdenmenschen regt, und er zog sie sanft in die Ecke hinter ihm und zückte seine Pistole, als gerade der Erste des rasenden Mobs um die Ecke drang.

Es war eine bunt gemischte Meute, Erdenmenschen und Marsianer und ein paar Sumpfbewohner von der Venus und sonderbare, namenlose Bewohner unbekannter Planeten – ein für Lakkdarol typischer Mob. Als die ersten von ihnen um die Ecke kamen und die leere Straße vor sich sahen, hielten die Rasenden kurz inne, und die Anführer scherten aus, um die Torwege zu beiden Seiten der Straße abzusuchen.

»Sucht ihr etwas?« Smiths sardonischer Ruf hob sich deutlich vom Lärmen des Pöbels ab.

Sie wandten sich um. Das Rufen verstummte einen Moment lang, als sie den Anblick vor sich gewahrten – ein Groß gewachsener Erdenmensch in der ledernen Kluft eines Weltraumforschers, von dem Brennen wilder Sonnen in einen einheitlichen Farbton gehüllt, mit

Ausnahme der finsteren Blässe der farblosen Augen in einem narbenbedeckten und entschlossenen Gesicht, eine Pistole in der ruhigen Hand und das in Scharlach gekleidete Mädchen keuchend hinter ihm.

Der Anführer der Meute – ein stämmiger Erdenmensch in ramponiertem Leder, von dem die Abzeichen der Patrouille abgerissen worden waren – starrte ihn einen Moment lang mit merkwürdig ungläubigem Gesichtsausdruck an, der die wilde Verzückung der Hetzjagd verfliegen ließ. Dann gab er einen Schrei aus tiefer Kehle von sich: »Shambleau!«, und stürzte vor.

Hinter ihm nahm der Mob den Schrei wieder auf: »Shambleau! Shambleau! Shambleau!«, und drängte ihm nach.

Smith lehnte sich lässig mit gekreuzten Armen und der Schusswaffe über dem linken Unterarm an die Wand und sah zu keiner raschen Bewegung fähig aus, doch beim ersten Schritt des Anführers schwang die Pistole im geübten Halbkreis, und der blendende Strahl blauweißer Hitze aus dem Lauf brannte einen Bogen in den Schlackengehsteig zu seinen Füßen. Das war eine alte Geste, und es gab keinen Mann in der Menge, der sie nicht verstand. Die vorderen Reihen prallten rasch gegen die anbrandenden Massen hinter ihnen zurück, und einen Augenblick lang gab es Verwirrung, als die beiden Wellen aufeinander trafen und miteinander rangen. Smiths Mund verzog sich zu einem grimmigen Lächeln, als er dabei zusah. Der Mann in der verstümmelten Patrouillenuniform hob drohend die Faust und trat bis an den Rand des Todesstreifens, während die Meute hinter ihm hin und her schwankte.

»Willst du über die Linie treten?«, fragte Smith mit unheilvoll sanfter Stimme.

»Wir wollen das Mädchen!«

»Dann komm und hol sie!« Smith grinste ihm verwegen ins Gesicht. Er wusste, dass Gefahr im Verzug war, doch sein Trotz war nicht so tollkühn, wie es den Anschein hatte. Er war aus langer Erfahrung ein ausgezeichneter Psychologe des Mobs, und er konnte keine Mordgelüste ihm gegenüber erkennen. In keiner Hand war eine Pistole aufgeblitzt. Sie begehrten das Mädchen mit einem unerklärlichen Blutdurst, den er nicht zu begreifen vermochte, doch gegen ihn selbst verspürte er keinen solchen Zorn. Eine Prügelei war vielleicht zu erwarten, aber sein Leben war nicht gefährdet. Pistolen wären schon längst gezückt worden, hätte jemand sie benutzen wollen. Also grinste er dem Mann ins wütende Gesicht und lehnte sich gemütlich gegen die Wand.

Hinter dem selbst ernannten Führer wogte die Menge ungeduldig, und erneut erhoben sich drohende Stimmen. Smith hörte das Mädchen zu seinen Füßen stöhnen.

»Was habt ihr mit ihr vor?«, fragte er.

»Das ist Shambleau! Shambleau, du Narr! Tritt sie aus ihrem Versteck heraus – wir kümmern uns schon um sie!«

»Ich werde mich um sie kümmern«, sprach Smith langsam.

»Das ist Shambleau, ich sag's dir! Verdammt noch mal, Mann, wir lassen diese Dinger nie am Leben! Tritt sie raus!«

Dieser wiederholte Name hatte keinerlei Bedeutung für Smith, doch der ihm eigene Starrsinn erhob sich trotzig, als die Meute bis zum Rande des Bogens vorpreschte und ihr Toben immer lauter wurde. »Shambleau! Tritt sie raus! Gib uns Shambleau! Shambleau!«

Smith legte seine lässige Haltung wie einen Mantel ab, spreizte die Beine und holte bedrohlich mit seiner Pistole aus. »Bleibt zurück!«, rief er. »Sie gehört mir! Bleibt zurück!«

Er hatte nicht die Absicht, diesen Hitzestrahler zu benutzen. Er wusste mittlerweile, dass sie ihn nicht töten würden, außer er würde ein Gefecht starten, und er hatte nicht die Absicht, für irgendein Mädchen sein Leben aufs Spiel zu setzen. Doch eine heftige Prügelei erwartete er, und er nahm instinktiv all seinen Mut zusammen, als der Mob schwankte.

Zu seinem Erstaunen geschah etwas, das er noch nie zuvor erlebt hatte. Bei seinem trotzigen Ruf hatten die Vordermänner der Meute – jene, die ihn deutlich gehört hatten – sich etwas zurückgezogen, nicht erschrocken, sondern offensichtlich überrascht. Der frühere Patrouillenmann sagte: »Dir! Sie gehört *dir?«,* in einer Stimme, in der Verwirrung den Zorn verdrängte.

Smith spreizte die Beine weit vor der kauernden Gestalt und schwenkte seine Pistole.

»Ja«, sagte er. »Und ich behalte sie auch! Bleibt schön zurück!«

Der Mann starrte ihn wortlos an, und Entsetzen, Abscheu und Unglauben mischten sich auf seinem wettergegerbten Gesicht. Die Ungläubigkeit triumphierte einen Augenblick lang, und er sagte erneut: *»Dir!«*

Smith nickte herausfordernd.

Der Mann schritt plötzlich zurück, unsägliche Verachtung in seiner Haltung ausdrückend. Er winkte der Menge zu und sagte laut: »Es – gehört ihm!«, und die Anspannung schmolz dahin, endete im Schweigen, und auf allen Gesichtern breitete sich der Ausdruck der Verachtung aus.

Der ehemalige Patrouillenmann spie auf die schlackengepflasterte Straße aus und wandte ihm gleichgültig den Rücken zu. »Dann behalte sie«, riet er ihm kurz über die Schulter hinweg zu. »Aber lass sie in dieser Stadt nicht mehr aus dem Haus!«

Smith sah voller Verwirrung und fast mit offenem Mund zu, als der Plötzlich geringschätzig gewordene Mob sich aufzulösen begann. Seine Gedanken drehten sich im Kreis. Dass eine derart blutrünstige Feindseligkeit innerhalb eines Atemzuges zu verschwinden vermochte, konnte er nicht glauben. Und die sonderbare Mischung aus Verachtung und Ekel, die er auf den Gesichtern gesehen hatte, erstaunte ihn noch weit mehr. Lakkdarol war alles andere als eine puritanische Stadt – es kam ihm keinen Moment lang der Gedanke, dass die Art, wie er das braune Mädchen als sein Eigentum bezeichnet hatte, diesen merkwürdig entsetzten Ekel in der Menge ausgelöst hatte. Nein, es war tiefer verwurzelt als das. Instinktive Abscheu hatte sich sogleich auf die Gesichter gelegt, die er gesehen hatte – es wäre weniger schlimm gewesen, hätte er sich zum Kannibalismus oder zur *Pharol*-Verehrung bekannt.

Und sie flohen so rasch aus seiner Nähe, als sei die von ihm begangene Todsünde ansteckend. Die Straße leerte sich so schnell, wie sie sich gefüllt hatte. Er sah, wie ein glatthäutiger Venusbewohner über die Schulter zurückblickte, als er um die Ecke bog, und spöttisch grinste: »Shambleau!« Dieses Wort erregte neue Mutmaßungen in Smiths Gedanken. Shambleau! Das musste irgendwie französischer Herkunft sein. Und es war schon sonderbar genug, dieses Wort aus den Mündern von Venusianern und Bewohnern der Marswüste zu hören, doch *wie* sie es verwendeten, verwirrte ihn noch mehr. »Wir lassen diese Dinger nie am Leben«, hatte der ehemalige Patrouillenmann gesagt. Das erinnerte ihn dunkel an etwas ... eine uralte Zeile einer Schrift in seiner Sprache ... »Und ist sie eine Hexe, so sollt ihr sie nicht leben lassen.« Er lächelte über die Ähnlichkeit und wurde sich im selben Moment des Mädchens an seiner Seite bewusst.

Sie hatte sich geräuschlos erhoben. Er drehte sich zu ihr um, steckte seine Pistole ein und starrte sie zuerst voller Neugier und dann mit der völligen Offenheit an, mit der Menschen das betrachten, was nicht gänzlich menschlich ist. Denn das war sie nicht. Er erkannte es auf einen Blick, wenngleich der braune, schöne Leib wie der einer Frau geformt war und sie das scharlachrote Gewand – er sah, dass es aus Leder war – mit einer Leichtigkeit trug, die nur wenige nichtmenschliche Wesen gegenüber Kleidung erreichen können. Er wusste es von dem Moment an, da er ihr in die Augen sah, und ein Schauder des Unbehagens überlief ihn, als ihr Blick den seinen traf. Ihre Augen waren so überaus grün wie frisches Gras, und die schlitzähnlichen, katzenhaften Pupillen pulsierten unablässig, und in ihren Tiefen lag eine Spur von dunkler, tierischer Weisheit – der Blick des Raubtieres, das mehr sieht als der Mensch.

Kein Härchen war auf ihrem Gesicht zu sehen – sie hatte weder Augenbrauen noch Wimpern, und er hätte geschworen, dass der scharlachrote Turban, der eng um ihr Haupt gewickelt war, Kahlheit verbarg. Sie hatte an jeder Hand drei Finger und einen Daumen, und an ihren Füßen gab es je vier Zehen, und diese sechzehn Glieder waren mit runden Krallen versehen, die im Fleisch verschwanden wie jene einer Katze. Ihre Zunge strich über ihre Lippen – eine dünne, rosafarbene, flache Zunge, so katzenhaft wie ihre Augen –, und das Sprechen fiel ihr schwer. Er merkte, dass ihre Kehle und Zunge nicht für die menschliche Sprache geformt waren.

»Keine – Furcht jetzt«, sagte sie sanft, und ihre kleinen Zähne waren weiß und spitz wie die eines Kätzchens.

»Weshalb wollten die dich haben?«, fragte er neugierig. »Was hast du getan? Shambleau ... ist das dein Name?«

»Ich – nicht sprechen deine - Sprache«, zögerte sie.

»Nun, dann versuch's – ich möchte es gerne wissen. Warum haben sie Jagd auf dich gemacht? Bist du jetzt sicher auf der Straße, oder solltest du nicht besser irgendwo Unterkunft suchen? Die sahen gefährlich aus.«

»Ich – mit dir gehen.« Sie brachte die Worte mit Schwierigkeit hervor.

»Das meinst du!« Smith grinste. »Was bist du denn überhaupt? Du siehst wie ein Kätzchen aus.«

»Shambleau.« Sie sagte das auf melancholische Weise.

»Wo lebst du? Kommst du vom Mars?«

»Ich komme von – von weit entfernt – von lange her – weites Land – –«

»Warte!«, lachte Smith. »Du bringst ja alles durcheinander. Du kommst also nicht vom Mars?«

Sie richtete sich neben ihm zu voller Größe auf, hob den turbanbedeckten Kopf und nahm eine sehr königliche Haltung ein.

»Mars?«, fragte sie höhnisch. »Meine Leute – sind – sind – ihr habt kein Wort dafür. Deine Sprache – schwer für mich.«

»Welche sprichst du? Vielleicht kenne ich sie ja – versuch's mal.«

Sie hob den Kopf und traf seinen Blick, und in ihrem lag eine Spur von Belustigung, das hätte er schwören können.

»Eines Tages ich – spreche zu dir in – meiner eigenen Sprache«, gelobte sie, und die rosafarbene Zunge huschte rasch und hungrig über ihre Lippen.

Nahende Schritte auf dem roten Gehsteig unterbanden Smiths Entgegnung. Ein marsianischer Wüstenbewohner ging ein wenig schwankend vorüber, und er strömte den Geruch von *segir*-Whisky aus, der venusischen Marke. Als er das rote Aufblitzen der Kleiderfetzen des Mädchens sah, wandte er scharf den Kopf, und als sein *segir*-getränktes

Hirn die Tatsache ihrer Anwesenheit erfasste schlurfte er unsicher zum Torweg, grölte »Shambleau, bei *Pharol!* Shambleau!«, und streckte eine grapschende Hand aus.

Smith schlug diese verächtlich beiseite.

»Zieh ab, Wüstenbewohner«, riet er ihm.

Der Mann trat zurück und starrte ihn mit trüben Augen an.

»Gehört dir, was?«, krähte er. *»Zut!* Die kannste haben!« Und wie der ehemalige Patrouillenmann zuvor spie auch er auf den Boden und wandte sich ab, wobei er raue Flüche in der Sprache der Wüstenländer vor sich hermurmelte.

Smith sah ihm zu, wie er davonschlurfte, und zwischen seinen farblosen Augen bildete sich eine Falte, und ein namenloses Unbehagen stieg in ihm hoch. »Komm«, sagte er abrupt zu dem Mädchen. »Wenn ständig solche Dinge passieren, sollten wir besser irgendwo hineingehen. Wohin soll ich dich bringen?«

»Mit – dir«, murmelte sie.

Er starrte in ihre flachen grünen Augen. Jene unaufhörlich pulsierenden Pupillen verstörten ihn, doch ihm schien, als sei hinter jenen tierischen Untiefen ihres Blickes ein Tor – eine verschlossene Barriere, die sich jeden Augenblick öffnen könnte, um die Tiefen des dunklen Wissens zu offenbaren, die er dort spürte.

Mit rauer Stimme sagte er wieder: »Dann komm schon«, und er schritt die Straße entlang.

Sie trappelte ein oder zwei Schritt hinter ihm her, machte sich keine Mühe, mit seinen langen Beinen Schritt zu halten, und obwohl Smith – wie man von der Venus bis zu den Monden des Jupiters weiß – selbst in Astronautenstiefeln so sanft wie eine Katze auftritt, glitt das Mädchen an seiner Seite wie ein Schatten über das grobe Pflaster und erzeugte dabei so wenig Geräusche, dass selbst seine leichten Schritte in der leeren Straße laut wirkten.

Smith wählte die weniger bevölkerten Wege von Lakkdarol aus, und fast schamhaft dankte er seinen namenlosen Göttern dafür, dass seine Unterkunft nicht weit entfernt war, denn die wenigen Fußgänger, auf die er traf, wandten sich um und starrten den beiden mit der nun bekannten Mischung aus Entsetzen und Verachtung nach, die er nach wie vor nicht begriff.

Das von ihm gemietete Zimmer war ein einzelner Schlafraum in einer Fremdenpension am Rande der Stadt. Lakkdarol, in jenen Tagen noch mehr ein raues Lager als eine Stadt, hatte innerhalb seiner Grenzen wenig Besseres zu bieten, und Smiths Aufträge hier waren solcher Art,

dass er sie nicht bekannt zu machen wünschte. Er hatte früher an schlimmeren Orten geschlafen und wusste, dass dies wieder der Fall sein würde.

Niemand war zu sehen, als er eintrat, und das Mädchen glitt hinter ihm die Stufen hinauf und verschwand hinter der Tür, schattengleich und ungesehen von allen Bewohnern des Hauses. Smith schloss die Tür und lehnte sich mit seinen breiten Schultern gegen die getäfelte Wand und betrachtete sie sinnierend.

Sie erfasste das Wenige, das der Raum zu bieten hatte, mit einem Blick – das schlampige Bett, der wackelige Tisch, der zersprungene und ungerade an der Wand hängende Spiegel, die unbemalten Stühle – das typische Zimmer in einer irdischen Siedlerstadt im Weltall. Sie nahm diese Armut in diesem einen Blick hin, ging darüber hinweg, steuerte auf das Fenster zu und lehnte sich einen Moment lang hinaus, um über die niedrigen Dächer auf das öde Land dahinter zu blicken, rote Schlacke unter der späten Nachmittagssonne.

»Du kannst hier bleiben«, sagte Smith abrupt, »bis ich die Stadt verlasse. Ich warte darauf, dass ein Freund von der Venus kommt, Hast du etwas gegessen?«

»Ja«, sagte das Mädchen rasch. »Ich werde - nicht brauchen - zu essen für – eine Weile.«

»Nun –« Smith sah sich im Zimmer um. »Ich werde irgendwann heut Nacht wiederkommen. Du kannst kommen und gehen, wie es dir gefällt. Am besten schließt du die Tür hinter mir ab.«

Ohne weitere Förmlichkeiten verließ er sie. Die Tür wurde geschlossen, und er hörte, wie der Schlüssel umgedreht wurde, und lächelte vor sich hin. Er erwartete nicht, sie jemals wiederzusehen.

Er ging treppab und hinaus ins schräg fallende Sonnenlicht, und sein Geist war so voller anderer Dinge, dass das braune Mädchen sehr bald davon in den Hintergrund gedrängt wurde. Smiths Auftrag in Lakkdarol war wie alle seine Aufträge eine Angelegenheit, über die man besser nicht sprach. Jeder Mensch lebt so, wie es ihm geheißen ist, und Smiths Leben war eine gefährliche Sache außerhalb des Gesetzes, deren einzige Regel die Strahlenpistole war. Es genügt zu sagen, dass der Verladehafen und dessen zur Ausfuhr bestimmtes Frachtgut ihn nun sehr stark interessierten, und dass der von ihm erwartete Freund Yarol der Venusianer war, in jenem flinken kleinen Edsel-Schiff namens *Maid,* das mit wahnsinnig hoher Geschwindigkeit von Welt zu Welt flitzt und Patrouillenschiffe und andere Verfolger hilflos im Äther zurücklässt. Die Dreifaltigkeit Smith, Yarol und *Maid* hatten den Leitern der Patrouille in der Vergangenheit schon viele Sorgen und graue Haare bereitet, und für

Smith sah auch die Zukunft sehr rosig aus, als er an jenem Abend sein Fremdenzimmer verließ.

Lakkdarol dröhnte in der Nacht, wie es die Siedlerstädte von Erdenmenschen auf jedem Planeten zu tun pflegen, wo es irdische Außenposten gibt, und dieses Dröhnen nahm gerade seinen Anfang, als Smith inmitten der erwachenden Lichter in die Innenstadt ging. Was er dort zu tun hatte, kümmert uns nicht. Er mischte sich in die Menge, wo die Lichter am hellsten waren, und man hörte das Klicken von Elfenbeintheken und das Klingeln von Silber, und der rote *segir* strömte einladend aus schwarzen venusischen Flaschen, und viel später streunte Smith unter den dahinziehenden Monden des Mars nach Hause, und wenn die Straße dann und wann ein wenig unter seinen Füßen schwankte – nun, das ist nur begreiflich. Nicht einmal Smith konnte in jeder Bar vom *Martian Lamb* bis ins *New Chicago* roten *segir* trinken und dabei völlig standfest auf den Beinen bleiben. Aber er fand den Rückweg mit – relativ gesehen – recht wenig Problemen und brachte gut fünf Minuten damit zu, seinen Schlüssel zu suchen, bevor ihm einfiel, dass er diesen für das Mädchen dagelassen hatte.

Dann klopfte er an, und obwohl er im Innern keine Schritte hörte, knarrte nach ein paar Augenblicken die Klinke, und die Tür öffnete sich. Sie zog sich geräuschlos wieder zurück, als er eintrat, und nahm ihre Lieblingsstelle am Fenster ein, zurückgelehnt auf der Fensterbank, wo sie sich vor dem Sternenhimmel dahinter abzeichnete. Das Zimmer war in Dunkelheit gehüllt.

Smith betätigte den Lichtschalter neben der Tür und lehnte sich dann gegen die Wandvertäfelung, um sich zu stützen. Die kühle Nachtluft hatte ihn ein wenig ernüchtert, und sein Kopf war noch klar – Schnaps ging Smith in die Füße und stieg ihm nicht in den Kopf, sonst wäre er auf dem von ihm gewählten Weg außerhalb des Gesetzes nie so weit gekommen. Er lehnte sich nun gegen die Tür und betrachtete das Mädchen im Strahlen der Glühbirnen, ein wenig geblendet vom Scharlachrot ihrer Kleidung wie vom Licht selbst.

»Du bist also geblieben«, sagte er.

»Ich – habe gewartet«, antwortete sie sanft und lehnte sich weiter gegen die Fensterbank, und sie umklammerte das grobe Holz mit schlanken, vierfingrigen Händen, die sich vor der Dunkelheit blassbraun abhoben.

»Warum?«

Sie gab darauf keine Antwort, sondern verzog ihren Mund langsam zu einem Lächeln. Bei einer Frau wäre dies Antwort genug gewesen – herausfordernd, aufreizend. Bei Shambleau lag etwas Mitleidiges und

Entsetzliches darin – so menschlich auf dem Gesicht eines halben Tieres. Und doch ... jener liebliche, braune Leib, der sich unter den Fetzen scharlachroten Leders so sanft wölbte – die samtene Beschaffenheit ihrer Bräune – das weiß aufblitzende Lächeln ... Smith war sich der in ihm aufsteigenden Erregung bewusst. Und schließlich – die Zeit würde sich nun schleppend dahinziehen, bis Yarol kam ... Sinnend gestattete er seinen stahlblassen Augen, über sie mit einem langsamen Blick zu wandern, dem nichts entging. Und als er sprach, fiel ihm auf, dass seine Stimme ein wenig tiefer klang ...

»Komm her«, sagte er.

Sie kam langsam näher, auf nackten, krallenbewehrten Füßen, die auf dem Boden keinen Laut erzeugten, und stand mit niedergeschlagenem Blick und bebendem Mund und mitleidvoll menschlichen Lächeln vor ihm. Er nahm sie bei den Schultern – den samtweichen Schultern von einer Glätte, die nicht der Beschaffenheit menschlicher Haut entsprach. Ein kurzer Schauder durchfuhr sie merklich bei der Berührung seiner Hände. Northwest Smith hielt plötzlich den Atem an und riss sie an sich ... die süße, braune Hingabe in seinen Armen ... hörte ihren Atem stocken und schneller werden, ab ihre samtenen Arme sich um seinen Nacken legten. Und dann sah er ihr ins Gesicht, so nah, und die grünen Raubtieraugen blickten ihn an mit pulsierenden Pupillen und dem Flackern von – irgendetwas – tief hinter den Untiefen –, und durch sein immer lauter fließendes Blut spürte Smith, sogar als er seine Lippen zu ihr hinabhielt, etwas tief in seinem Innern erschauern – unerklärlich, instinktiv, angewidert. Was das sein mochte, konnte er nicht in Worte fassen, aber ihre bloße Berührung war mit einem Male abstoßend – so weich und samten und unmenschlich –, und es hätte das Gesicht eines Raubtiers sein können, das sich seinem Mund entgegenhob – das dunkle Wissen spähte voller Hunger aus der Finsternis jener geschlitzten Pupillen –, und einen wahnsinnigen Augenblick lang kannte er dieselbe wilde, fieberhafte Abscheu, welche er in den Gesichtern des Mobs gesehen hatte ...

»Gott!«, keuchte er, eine weitaus ältere Anrufung gegen Unheil, als ihm da oder sonst je bewusst war, und er riss ihre Arme von seinem Hals, stieß sie mit solcher Wucht von sich, dass sie durchs halbe Zimmer taumelte. Smith fiel gegen die Tür zurück und atmete schwer, und er starrte sie an, während der heftige Widerwille allmählich in ihm erstarb.

Sie war unterhalb des Fensters zu Boden gefallen, und als sie da mit geneigtem Kopf an die Wand gelehnt lag, sah er voller Neugier, dass ihr Turban verrutscht war – der Turban, der seiner Meinung nach einen kahlen Kopf verbarg –, und eine Locke scharlachroten Haars fiel aus

dem gewundenen Lederstreifen herab, Haar so scharlachrot wie ihr Gewand, so unmenschlich rot, wie ihre Augen unmenschlich grün waren. Er starrte sie an, schüttelte benommen den Kopf und sah wieder hin, denn ihm schien, als habe die dicke scharlachrote Locke sich bewegt, sich von selbst an ihrer Wange *gewunden.*

Bei dieser Berührung flogen ihre Hände auf, und sie stopfte die Locke mit einer äußerst menschlichen Geste zurück und ließ dann den Kopf wieder in die Hände sinken. Und aus den tiefen Schatten ihrer Finger, so glaubte er, starrte sie ihn heimlich an.

Smith atmete tief durch und wischte sich mit der Hand über die Stirn. Der unerklärliche Moment war so rasch vergangen, wie er gekommen war – zu schnell, um ihn zu begreifen oder zu untersuchen. »Ich muss meinen *segir*-Rausch ausschlafen«, sagte er mit unsicherer Stimme zu sich selbst. Hatte er sich das scharlachrote Haar nur eingebildet? Schließlich war sie nicht mehr als ein hübsches, braunes, weibliches Geschöpf einer der vielen halbmenschlichen Rassen, welche die Planeten bevölkern. Nicht mehr als das. Ein hübsches kleines Ding, aber ein Tier... Er lachte etwas unsicher.

»Nicht mehr als das«, sagte er. »Gott weiß, dass ich kein Engel bin, aber irgendwo muss man eine Grenze ziehen. Hier.« Er ging zum Bett und nahm aus dem unordentlichen Haufen ein paar Decken und warf sie in die am weitesten entfernte Ecke des Zimmers. »Dort kannst du schlafen.«

Wortlos erhob sie sich vom Boden und fing an, die Decken zu ordnen, und die verständnislose Resignation des Tieres war in ihren Gesichtszügen deutlich erkennbar.

Smith hatte einen sonderbaren Traum in jener Nacht. Er glaubte, in einem Raum voller Finsternis und Mondlicht und sich bewegender Schatten erwacht zu sein, denn der nächste Mond des Mars raste über den Himmel, und alles auf dem Planeten unter ihm war mit einem rastlosen Leben in der Dunkelheit versehen. Und etwas ... ein namenloses, undenkbares *Ding* ... war um seine Kehle geschlungen ... etwas Lebendiges wie eine sanfte Schlange, feucht und warm. Es lag locker und leicht um seinen Hals ... und es bewegte sich sanft, sehr sanft, mit einem leichten, kosenden Druck, der kleine Wonneschauer durch jeden Nerv und jede Faser seines Körpers sandte, eine gefährliche Wonne - jenseits körperlicher Lust, tiefer als die Wonnen des Geistes. Jene sanfte Wärme liebkoste ihn mit schrecklicher Vertrautheit an den Wurzeln seiner Seele. Die Ekstase, die er verspürte, schwächte ihn, und doch wusste er – in einem Wissensblitz, geboren aus diesem

unmöglichen Traum –, dass die Seele nicht berührt werden sollte ... Und mit dieser Erkenntnis legte sich ein Entsetzen über ihn, das die Wonne in einen Taumel des Ekels wandelte, hassenswert und abscheulich -aber dennoch auf verdorbene Weise lieblich. Er versuchte, die Hände zu heben und sich das Traumungeheuer vom Hals zu reißen – versuchte es, aber nur halbherzig; denn obgleich seine Seele bis in die Tiefen mit Widerwillen erfüllt war, waren doch die Wonnen seines Körpers so groß, dass seine Hände sich dem Versuch verweigerten. Als er schließlich doch noch versuchte, die Arme zu heben, überkam ihn kaltes Entsetzen, und er bemerkte, dass er sich nicht zu bewegen vermochte; sein Leib lag steinern wie Marmor unter der Decke, ein lebendiger Marmor, dessen starre Adern vor schrecklicher Wonne zitterten.

Der Abscheu wuchs immer weiter an, als er gegen den betäubenden Traum kämpfte – ein Ringen der Seele mit dem trägen Leib –, ein titanischer Kampf, bis die sich bewegende Finsternis von einer Leere durchzogen war, die sich schließlich über ihm wie Wolken zusammenzog, und er versank wieder in dem Vergessen, aus dem er erwacht war.

Am nächsten Morgen, als das strahlende Sonnenlicht in der klaren, dünnen Marsluft ihn weckte, lag Smith eine Weile da und versuchte sich zu erinnern. Der Traum war lebhafter als jede Wirklichkeit gewesen, doch konnte er sich nun nicht mehr daran erinnern ... nur dass es süßer und schrecklicher als alles gewesen war, das er je erlebt hatte. Eine Weile lag er da und grübelte, bis ein sanftes Geräusch aus der Ecke ihn aus seinen Gedanken riss und er sich aufsetzte, um das Mädchen wie eine Katze zusammengerollt auf den Decken liegen zu sehen, und sie blickte ihn mit runden, ernsten Augen an. Er betrachtete sie irgendwie reumütig.

»Morgen«, sagte er. »Ich hatte gerade 'nen ziemlich scheußlichen Traum ... Na, hast du Hunger?«

Sie schüttelte schweigend den Kopf, und er hätte schwören können, in ihren Augen lag ein heimliches Funkeln seltsamer Belustigung.

Er streckte sich und gähnte, strich den Albtraum für den Moment aus seinen Gedanken. »Was soll ich mit dir nur tun?«, fragte er und wandte sich dringlicheren Angelegenheiten zu. »Ich werde in ein oder zwei Tagen von hier verschwinden, und ich kann dich nicht mitnehmen, weißt du. Wo kommst du überhaupt her?«

Wieder schüttelte sie den Kopf.

»Du willst es nicht sagen? Nun, das ist ja deine Sache. Du kannst so lange hier bleiben, bis ich das Zimmer verlasse. Von da an musst du dich um dich selbst kümmern.«

Er schwang sich aus dem Bett und griff nach seinen Kleidern.

Zehn Minuten später steckte Smith den Hitzestrahler in das Holster an seinem Schenkel und wandte sich dem Mädchen zu. »In der Kiste auf dem Tisch findest du konzentrierte Nahrung. Das sollte ausreichen, bis ich zurückkomme. Und du solltest besser wieder die Tür verschließen, sobald ich fort bin.«

Ihr großes, unentwegtes Starren war die einzige Antwort, die er erhielt, und er war sich nicht sicher, ob sie ihn verstanden hatte, aber jedenfalls wurde nach ihm das Schloss zugesperrt wie gestern, und er ging mit einem leichten Lächeln auf den Lippen die Treppe hinunter.

Die Erinnerung an den außergewöhnlichen Traum von letzter Nacht entglitt ihm, wie es mit solchen Erinnerungen immer geschieht, und sobald er die Straße erreicht hatte, hatten die scharfen Notwendigkeiten der Gegenwart das Mädchen und den Traum und alle gestrigen Geschehnisse verdrängt.

Wieder verlangte das verwickelte Geschäft, das ihn hergebracht hatte, seine Aufmerksamkeit. Er tat dies, indem er alles Andere ausblendete, und es gab einen guten Grund für alles, was er von dem Moment an tat, da er auf die Straße getreten war, bis zu dem, da er am Abend wieder zurückkehrte; hätte sich jemand indes dazu entschieden, ihm im Laufe des Tages auf seinen scheinbar ziellosen Streifzügen durch Lakkdarol zu folgen, so wäre ihm alles äußerst sinnlos erschienen.

Er hatte wohl mindestens zwei Stunden damit zugebracht, untätig am Raumhafen herumzustehen und mit verschlafenen, farblosen Augen den Schiffen bei Start und Landung zuzusehen, die Passagiere zu betrachten, die wartenden Raumfahrzeuge, die Frachtgüter – insbesondere die Frachtgüter. Er machte einmal mehr die Runde durch die Kneipen der Stadt und konsumierte im Tagesverlauf viele Gläser verschiedener Liköre und beteiligte sich an müßigen Unterhaltungen mit Menschen aller Rassen und Welten, zumeist in deren jeweiliger Sprache, denn Smith war ein Sprachkenner von einigem Ruf unter seinen Zeitgenossen. Er hörte den Klatsch der Raumwege, Neuigkeiten von einem Dutzend Planeten über tausend verschiedene Ereignisse. Er hörte den neuesten Witz über den Imperator der Venus und den letzten Bericht über den chinesisch-arischen Krieg und das neueste Lied von den Lippen Rose Robertsons, die alle Bewohner der zivilisierten Planeten als die ›Rose von Georgia‹ verehrten.

Er verbrachte den Tag seinen Zwecken (die uns hier nicht interessieren) entsprechend sehr profitabel, und erst am späten Abend, als er sich auf den Heimweg machte, fiel ihm das braunhäutige Mädchen in

seinem Zimmer wieder ein, obgleich es gestaltlos und unterdrückt den ganzen Tag über in seinen Gedanken gelauert hatte.

Er hatte keine Vorstellung davon, woraus sich ihre übliche Mahlzeit zusammensetzte, aber er kaufte eine Büchse New Yorker Roastbeef, eine mit venusischer Froschsuppe und ein Dutzend frischer Kanaläpfel sowie zwei Pfund von jenem irdischen Kopfsalat, der in der fruchtbaren Erde der Marskanäle so prächtig gedeiht Er glaubte, dass sie in dieser breiten Vielfalt an Esswaren gewiss etwas nach ihrem Geschmack finden musste, und – denn der Tag hatte sich für ihn als sehr zufriedenstellend erwiesen – er summte *Die grünen Hügel der Erde* in überraschend gutem Bariton vor sich hin, als er die Treppen hinaufstieg.

Die Tür war wie zuvor verschlossen, und er war dazu gezwungen, mit dem Stiefel sanft gegen die untere Hälfte zu treten, denn seine Arme waren sehr beladen. Sie öffnete die Tür mit der ihr eigenen Sanftheit und stand im Halbdunkel da, um ihn zu betrachten, als er mit seiner Last zum Tisch stolperte. Wieder war kein Licht im Zimmer an.

»Warum schaltest du denn das Licht nicht an?«, fragte er gereizt, nachdem er sich beim Versuch, seine Bürde auf dem Tisch abzulegen, an einem Stuhl das Schienbein gestoßen hatte.

»Licht und – Dunkel – sind gleich – für mich«, murmelte sie.

»Katzenaugen, was? Na, so siehst du auch aus. Hier, ich habe dir Abendessen mitgebracht. Such dir etwas aus. Magst du Roastbeef? Oder wie war's mit etwas Froschsuppe?«

Sie schüttelte den Kopf und trat ein wenig zurück.

»Nein«, sagte sie. »Ich kann nicht – eure Nahrung essen.«

Smith runzelte die Stirn. »Hast du von den Nahrungstabletten gegessen?«

Wieder wurde der rote Turban verneinend geschüttelt.

»Dann hast du ja seit – nun, seit über vierundzwanzig Stunden nichts mehr gegessen! Du musst ausgehungert sein.«

»Nicht hungrig«, stritt sie ab.

»Was kann ich dir sonst zu essen bringen? Es ist noch Zeit, wenn ich mich beeile. Du musst etwas essen, Kind.«

»Ich werde – essen«, sagte sie sanft. »Nicht lange – ich werde – speisen. Habe keine – Sorge.«

Dann wandte sie sich ab und stand am Fenster, blickte auf die mondbeschienene Landschaft, wie um die Unterhaltung zu beenden. Smith warf ihr einen verwirrten Blick zu, als er die Büchse mit dem Roastbeef öffnete. In ihrer Beteuerung hatte ein merkwürdiger Unterton gelegen, der ihm auf unbestimmte Weise nicht gefiel. Und das Mädchen hatte Zähne, eine Zunge und wohl auch ein ziemlich menschliches

Verdauungssystem, wenn man von ihrer menschlichen Gestalt ausging. Ihre Behauptung war Unsinn, er könne nichts für sie zu essen finden. Sie musste doch etwas von dem Essenskonzentrat zu sich genommen haben, entschied er, als er den Thermosdeckel des inneren Behälters aufbrach und den seit langem versiegelten Duft der warmen Mahlzeit darin befreite.

»Nun, wenn du nichts essen willst, dann isst du halt nichts«, bemerkte er philosophisch, während er die heiße Suppe und das in Würfel geschnittene Fleisch in den tellerähnlichen Deckel der Thermoskanne schüttete und den Löffel seinem Versteck zwischen dem inneren und äußeren Behälter entnahm. Sie wandte sich ein wenig um und beobachtete ihn, als er einen klapprigen Stuhl herbeizog und sich zum Essen hinsetzte, und nach einer Weile machte die Erkenntnis, dass ihr grüner Blick so unverwandt auf ihn gerichtet war, den Mann nervös, und er sagte zwischen Bissen eines weichen Kanalapfels: »Weshalb versuchst du nicht mal einen Happen davon? Das schmeckt gut.«

»Meine Nahrung – ist – besser«, erzählte sie ihm in ihrer zögerlich murmelnden Stimme, und erneut spürte er mehr, als dass er ihn hörte, einen leichten, unangenehmen Tonfall in ihren Worten. Ein plötzlicher Verdacht kam ihm, als er über diese letzte Bemerkung nachgrübelte – eine vage Erinnerung an Schauergeschichten, die man sich in der Vergangenheit an Lagerfeuern zu erzählen pflegte –, und er drehte sich auf dem Stuhl um und sah sie an, wobei unerklärlicherweise eine winzige, kriechende Furcht in ihm aufstieg. Es hatte an ihren Worten gelegen – in den unausgesprochenen Worten, eine Drohung ...

Sie hielt seinem Blick statthaft stand; die großen grünen Augen begegneten seinen ohne Schwanken. Doch ihr Mund war scharlachrot, und ihre Zähne waren spitz ...

»Wovon ernährst du dich?«, fragte er. Und dann, nach einer Weile, sehr sanft: »Von Blut?«

Sie starrte ihn einen Moment an, ohne zu verstehen; dann kräuselten ihre Lippen sich irgendwie belustigt, und sie sagte höhnisch: »Du glaubst, ich bin – Vampir, ha? Nein – ich bin Shambleau!«

Unverkennbar lagen Spott und Belustigung über diese Vermutung in ihrer Stimme, doch ebenso unverkennbar wusste sie, was er meinte – nahm es als einen logischen Verdacht hin – Vampire! Märchen – aber mit diesem Märchen war dieses unmenschliche, fremdartige Wesen sehr vertraut. Smith war kein gläubiger und auch kein abergläubischer Mann, doch hatte er selber zu viele merkwürdige Dinge gesehen, um daran zu zweifeln, dass selbst die wildesten Legenden einen wahren Kern haben mochten. Und ihr war etwas unbeschreiblich Merkwürdiges zueigen ...

Er grübelte eine Weile darüber nach, während er den Kanalapfel mit großen Bissen verzehrte. Und obwohl er sie über unzählige Dinge befragen wollte, tat er das nicht, da er um die Sinnlosigkeit des Unterfangens wusste.

Er sagte nichts mehr, bis er das Fleisch gegessen hatte, ein zweiter Kanalapfel dem ersten gefolgt war und er den Tisch abgeräumt hatte, indem er einfach die leere Dose aus dem Fenster warf. Dann lehnte er sich auf dem Stuhl zurück und beobachtete sie aus halb geschlossenen Augen, farblos in einem Gesicht, das wie Sattelleder gebräunt war. Und erneut war er sich ihrer braunen, sanften Rundungen bewusst, samtweich – feine Bögen und Ebenen glatten Fleisches unter den Fetzen aus scharlachrotem Leder. Vielleicht war sie ein Vampir, jedenfalls aber kein Mensch, doch sie war unbeschreiblich begehrenswert, wie sie unter seinem Blick unterwürfig dasaß, das Haupt mit dem roten Turban geneigt, die krallenbewehrten Finger im Schoß liegend. Eine Weile saßen sie sehr still da, und das Schweigen pochte zwischen ihnen.

Sie war einer Frau so ähnlich – einer Erdenfrau –, lieblich und unterwürfig und zimperlich, und sie war sanfter als ein weiches Fell, wenn er nur die Hände mit den Krallenfingern und die pulsierenden Augen vergessen könnte – und jene tiefer liegende Sonderbarkeit ihrer Worte ... (Hatte er nur geträumt, dass jene rote Haarlocke sich bewegte? Hatte der *segir* in ihm die heftige Abscheu geweckt, die er empfunden hatte, als sie in seinen Armen lag? Warum hatte der Mob so nach ihr verlangt?) Er saß da und starrte sie an, und trotz ihrer Rätselhaftigkeit und der Mutmaßungen, die seinen Verstand bestürmten – denn sie war so wunderschön sanft und gerundet unter jenen enthüllenden Fetzen –, wurde ihm allmählich klar, dass sein Puls schneller schlug, wurde er sich einer Glut in ihm bewusst... dieses braune weibliche Wesen mit niedergeschlagenen Augen ... und dann hoben sich die Lider, und die grüne Entschiedenheit des Blickes einer Katze traf ihn, und der Ekel letzter Nacht erwachte rasch wieder, wie eine Warnglocke, die bei der Begegnung mit ihren Augen ertönte – schließlich war sie ein Tier, zu geschmeidig und sanft für einen Menschen, und diese innere Fremdheit...

Smith zuckte die Achseln und setzte sich auf. Die Zahl seiner Fehler war Legion, aber die Sünden des Fleisches zählten nicht zu den größten. Er wies dem Mädchen das Lager aus Decken in der Ecke und wandte sich seinem eigenen Bett zu.

Aus den Tiefen eines festen Schlafes erwachte er viel später. Er erwachte plötzlich und vollständig und mit jener inneren Erregung, die etwas Bedeutsames ankündigt. Er erwachte im strahlenden Mondschein, der

das Zimmer derart erhellte, dass er das Scharlachrot der Fetzen des Mädchens sehen konnte, als sie sich auf ihrem Lager aufrichtete. Sie war wach, sie saß da mit ihm halb zugewandter Schulter und geneigtem Kopf, und ein warnender Instinkt kroch ihm kalt das Rückgrat hoch, als er sah, was sie tat. Und doch war es für ein Mädchen etwas durch und durch Normales, was sie da machte – für jedes Mädchen, überall. Sie löste ihren Turban ...

Er sah ihr atemlos zu, und in seinem Hirn regte sich unerklärlicherweise die Vorahnung von etwas Schrecklichem ... Die roten Windungen lösten sich, und – da wusste er, dass er nicht geträumt hatte – wieder fiel eine scharlachrote Locke an ihre Wange ... wirklich ein Haar? Eine Haarlocke? ... dick wie ein dicker Wurm fiel sie herab, fiel schwer gegen jene glatte Wange ... roter noch als Blut und dick wie ein kriechender Wurm ... und sie kroch auch wie ein solcher.

Smith stützte sich auf einen Ellbogen, registrierte seine eigene Bewegung gar nicht, und richtete seinen Blick mit einer Art krankhafter, faszinierter Ungläubigkeit unverwandt auf jene – jene Haarlocke. Er hatte nicht geträumt. Bislang hatte er es für gegeben erachtet, dass es der *segir* war, der am Vorabend die scheinbare Bewegung der Locke verursacht hatte. Aber jetzt... sie verlängerte und streckte sich, bewegte sich von selbst. Es musste Haar sein, doch es *kroch;* von ekelhaftem Eigenleben erfüllt kroch es an ihre Wange, liebkosend, Abscheu erregend, unmöglich.

Feucht war es, und rund und dick und glänzend ...

Sie löste die letzte Falte und riss den Turban herab. Was Smith dann erblickte, hätte ihn dazu gebracht, die Augen abzuwenden – und er hatte schon viele schreckliche Dinge gesehen, ohne zu blinzeln –, doch er konnte sich nicht regen. Er konnte nur auf seinem Ellbogen liegen und auf die Masse scharlachroter, wimmelnder – was: Würmer, Haare? – starren, die sich als entsetzliche Karikatur von Ringellöckchen auf ihrem Kopf krümmten. Und es verlängerte sich, fiel und wuchs vor seinen Augen, ergoss sich über ihre Schultern, eine Masse, die sie doch niemals unter dem eng anliegenden Turban hatte verbergen können. Er war über das Staunen hinaus, doch das war ihm bewusst. Und noch immer wimmelte es und verlängerte sich und fiel herab, und sie schüttelte es aus, das schreckliche Zerrbild einer Frau, die ihr gelöstes Haar ausschüttelt – bis das unbeschreibliche Knäuel, zuckend, wimmelnd, obszön scharlachrot, bis an ihre Hüfte und darüber hinaus reichte und sich immer weiter verlängerte, eine endlose Masse kriechenden Entsetzens, die bislang, so unmöglich das auch scheinen mochte, unter dem eng gewickelten Turban verborgen gewesen war. Es war wie ein Nest

blinder, rastloser Würmer ... es war – es war wie nackte Eingeweide mit unnatürlichem Eigenleben, und es war so schrecklich, dass es jeder Beschreibung spottete.

Smith lag im Schatten, äußerlich wie innerlich erstarrt vor schierem Entsetzen und Ekel.

Sie schüttelte das obszöne, unbeschreibliche Knäuel über den Schultern aus, und irgendwie wusste er, dass sie sich jeden Moment umdrehen würde und er dann ihrem Blick begegnen musste. Die Vorstellung dieser Begegnung ließ sein Herz vor Furcht aussetzen, denn sie war fürchterlicher als alles andere in diesem Albtraum des Entsetzens; und es konnte gewiss nur ein Albtraum sein. Doch ohne es zu versuchen, wusste er, dass er seine Augen nicht abwenden konnte – die Ekel erregende Faszination dieses Anblicks verbot ihm jede Bewegung, und irgendwie lag auch eine gewisse Schönheit darin ...

Sie wandte den Kopf um. Das kriechende Entsetzen kräuselte sich und wimmelte bei dieser Bewegung, ringelte sich dick und feucht und glänzend über die sanften braunen Schultern, über die sie nun in obszönen Kaskaden fielen, die fast ihren Leib verhüllten. Sie wandte den Kopf um. Smith lag wie betäubt da. Und allmählich sah er ihren runden Hals sich verkürzen und ihr Profil in Sichtweite kommen, und der scharlachrote Schrecken zuckte Unheil kündend und dann verkürzte das Profil sich, und ihr Gesicht wandte sich langsam dem Bett zu – das Mondlicht strahlte hell wie der Tag auf das hübsche Mädchengesicht, spröde und lieblich, umrahmt von einem obszönen Gewirr, das zuckte ...

Die grünen Augen trafen seine. Er fühlte dabei deutlich eine innere Erschütterung, und ein Schaudern kräuselte sich die reglose Wirbelsäule hinab und hinterließ eine eisige Taubheit. Er spürte die Gänsehaut. Doch diese Taubheit und das eisige Entsetzen nahm er kaum wahr, denn die grünen Augen waren mit den seinen in einem langen, langen Blick verbunden, der irgendwie namenlose Dinge ankündigte – keine gänzlich unangenehmen Dinge –, und die stumme Stimme ihrer Gedanken stürmte mit kleinen, gemurmelten Versprechen auf ihn ein ...

Einen Augenblick lang fiel er in einen blinden Abgrund der Unterwerfung; und dann war der bloße Anblick jener obszönen Augen, die nicht einmal erkannten, was sie sahen, schrecklich genug, um ihn der verführerischen Finsternis zu entreißen ... der Anblick des kriechenden, lebendigen und namenlosen Schreckens.

Sie erhob sich, und das wimmelnde Scharlachrot des – dessen, was aus ihrem Kopf wuchs – umspielte sie wie ein Sturzbach. Es fiel wie ein langer, lebendiger Umhang bis zu ihren nackten Füßen auf den Boden und verbarg sie in einer Welle von schrecklichem, feuchtem und

wimmelndem Leben. Sie hob die Hände und teilte wie eine Schwimmerin den Wasserfall, warf die Massen über die Schultern zurück und offenbarte ihren braunen Leib mit seinen lieblichen Rundungen. Sie lächelte verführerisch, und in jähen Wellen zuckte die schlangengleiche Feuchte ihrer lebendigen Zöpfe von ihrer Stirn und um sie herum wie ein scheußlicher Hintergrund. Und Smith wusste, dass er die Medusa erblickte.

Diese Erkenntnis – die Erkenntnis eines bis in die Nebel der Geschichte zurückreichenden Hintergrundes – riss ihn einen Moment lang aus seiner Schreckensstarre, und in diesem Moment begegnete er erneut ihrem Blick, lächelnd und grün wie Glas im Mondlicht, halb von den matten Lidern verdeckt. Durch das zuckende Scharlachrot streckte sie die Arme aus. Und es war etwas Seelen erschütternd Begehrenswertes an ihr, so dass ihm plötzlich alles Blut zu Kopf stieg und er wie ein Schlafwandler auf die Beine stolperte, als sie auf ihn zu schwebte, unendlich anmutig, unendlich lieblich in ihrem Mantel lebendigen Entsetzens.

Und auf irgendeine Weise lag Schönheit darin, in diesem nassen, scharlachroten Gewimmel, auf dessen dicken, wurmrunden Zöpfen das Mondlicht glänzte und schimmerte und sich in den Massen verlor, nur um auf den zuckenden Ranken noch silbriger zu glitzern – eine fürchterliche, schauerliche Schönheit, die viel schrecklicher war, als irgendeine Hässlichkeit es je sein könnte. Doch all das nahm er wiederum nur halbwegs wahr, denn das tückische Murmeln ringelte sich wieder durch sein Hirn, viel versprechend, liebkosend, lockend, süßer als Honig; und die grünen Augen, die seinen Blick bannten, waren klar und von Feuer erfüllt wie die Tiefen eines Edelsteins, und hinter den pulsierenden Schlitzen der Finsternis starrte er in eine größere Dunkelheit, die alle Dinge umfasste ... Er hatte trübe gewusst, als er zum ersten Mal in jene tierischen Untiefen geblickt hatte, dass hinter ihnen all das lag – alle Schönheit und alles Entsetzen, aller Schrecken und alle Wonnen, in jener endlosen Finsternis, zu welcher ihre Augen sich wie Fenster öffneten, und diese Fenster hatten Scheiben aus Smaragdglas.

Ihre Lippen bewegten sich, und in einem Murmeln, das von der Stille und dem Wiegen ihres Leibes und dem schrecklichen Zucken ihrer – ihrer Haare nicht zu unterscheiden war, flüsterte sie – sehr sanft, sehr leidenschaftlich: »Nun werde ich mit dir sprechen – in meiner eigenen Sprache – oh, Geliebter!«

Und in ihrem lebendigen Umhang schwebte sie auf ihn zu, das Murmeln schwoll an, verführerisch und liebkosend in den Tiefen seines Geistes – voller Versprechen und Verlockung, süßer als süß. Sein

Fleisch sträubte sich vor Entsetzen vor ihr, doch war dies ein pervertierter Ekel, der das umarmte, was er verabscheute. Ihre Arme umfingen ihn unter ihrem wimmelnden Mantel, nass, nass und warm und auf scheußliche Weise am Leben – und der liebliche, samtene Leib drückte sich an den seinen, ihre Arme schlangen sich um seinen Hals – und flüsternd und brausend umschloss das unbeschreibliche Grauen sie beide.

Bis zu seinem Tode erinnerte er sich in seinen Albträumen an jenen Augenblick, da die lebendigen Zöpfe von Shambleau ihn zum ersten Male in ihrer Umarmung umfingen. Ein widerlicher, einhüllender Geruch umschloss ihn mitsamt der Feuchte – dicke, zuckende Würmer klammerten sich an jeden Zoll seines Leibes, glitten, wimmelten, und ihre Feuchte und Wärme durchdrang seine Kleidung, als gebe er sich ihrer Umarmung nackt hin.

All das in einem ernsten Augenblick - und danach ein wirres Knäuel widersprüchlicher Gefühle, bevor das Vergessen über ihm zusammenbrandete. Denn er entsann sich des Traumes – und wusste, dieser war nun zu albtraumhafter Wirklichkeit geworden, und die gleitenden, sich sanft bewegenden Liebkosungen jener feuchten, warmen Würmer auf seinem Fleisch erzeugten eine Ekstase sondergleichen – jene tiefgründige Ekstase, die über Leib und Geist hinausreicht und selbst die Wurzeln der Seele mit widernatürlichen Wonnen kitzelt. So stand er da, starr wie Marmor, so hilflos versteinert wie jedes Opfer der Medusa in den uralten Sagen, während die schrecklichen Wonnen Shambleaus jede Faser seines Leibes durchzuckten; durch jedes Atom seines Körpers und die nicht greifbaren Atome dessen, was Menschen als die Seele bezeichnen, durch alles, was Smith war, strömte schreckliche Lust. Und schrecklich war sie fürwahr. Trübe wusste er es, selbst dann, als sein Körper auf die tief verwurzelte Ekstase antwortete, ein widerliches und grausiges Buhlen, von dem seine Seele sich schaudernd abwandte – und doch erbebte in den innersten Tiefen jener Seele ein grinsender Verräter vor Wonne. Doch tiefer, jenseits all dessen, verspürte er Entsetzen und Ekel und Verzweiflung, die sich nicht in Worte fassen ließen, während die intimen Liebkosungen auf obszöne Weise in die geheimen Stellen seiner Seele krochen – er wusste, dass die Seele nicht berührt werden durfte – und die ganze Zeit über erzitterte *er* vor gefährlicher Lust.

Und dieser Widerstreit und dieses Wissen, dieses Vermischen von Verzückung und Ekel fand alles in jenem aufblitzenden Moment statt, da die scharlachroten Würmer sich auf ihm wanden und krochen und tiefe, obszöne Schauder jener unendlichen Wonne in jedes Atom sandten, das

Smith war. Und er konnte sich in dieser schleimigen, ekstatischen Umarmung nicht regen – und eine Schwäche überkam ihn, die mit jeder Welle intensiver Lust anwuchs, und der Verräter in seiner Seele erlangte Kraft und übertönte den Ekel – und etwas in seinem Innern gab den Kampf auf, als er gänzlich in einer flammenden Finsternis versank, die alles in Vergessenheit tauchte außer jenem verzehrenden Taumel...

Der junge Venusianer, der die Stufen zur Unterkunft seines Freundes hinaufstieg, nahm geistesabwesend seinen Schlüssel aus der Tasche, und eine Falte bildete sich zwischen seinen fein geschwungenen Brauen. Er war schlank wie alle Bewohner der Venus, so blond und geschmeidig wie sie alle, und wie bei den meisten seiner Landsleute war der Ausdruck engelhafter Unschuld auf seinem Gesicht täuschend. Er hatte das Antlitz eines gefallenen Engels ohne Luzifers Majestät, denn ein schwarzer Teufel grinste in seinen Augen, und seinen Mund umgaben schwache Linien von Ruchlosigkeit und Ausschweifung, die von den langen Jahren berichteten, da er eine Erfahrung nach der anderen und sich einen Namen gemacht hatte, der nach dem Smiths der meistgehasste und am meisten geachtete in den Annalen der Patrouille war.

Nun stieg er die Treppe mit verwirrt gerunzelter Stirn hinauf. Er war mit dem Mittagsschiff nach Lakkdarol gekommen – die *Maid* geschickt mit Farbe und anderen Mitteln versteckt –, um die Geschäfte in beklagenswerter Unordnung vorzufinden, die er eigentlich zu erledigen gehofft hatte. Und vorsichtige Nachfragen hatten ergeben, dass man Smith seit drei oder vier Tagen nicht gesehen hatte. Das entsprach seinem Freund ganz und gar nicht – er hatte nie zuvor versagt, und die beiden standen nicht nur kurz davor, eine große Summe Geldes zu verlieren, sondern auch ihre Persönliche Sicherheit, und das alles wegen Smiths unerklärlichen Versäumnissen. Yarol konnte sich nur eine Begründung vorstellen: Das Schicksal hatte seinen Freund endlich eingeholt. Nichts außer körperlicher Unfähigkeit konnte das erklären.

Noch immer nachsinnend steckte er den Schlüssel ins Schloss und sperrte auf.

In jenem ersten Augenblick nach dem Öffnen der Tür spürte er, dass etwas ganz und gar nicht in Ordnung war ... Das Zimmer war finster, und eine Weile konnte er nichts sehen, doch mit dem ersten Atemzug nahm er einen seltsamen, unbeschreiblichen Geruch wahr zugleich widerlich und süß. Und tief in ihm erwachten Wellen der Erberinnerung – uralte, aus Sümpfen stammende Erinnerungen von weit entfernten und lange verstorbenen venusischen Vorfahren ...

Yarol legte die Hand leicht auf seine Pistole und öffnete die Tür etwas weiter. Das erste, was er im Dunkeln sehen konnte, war ein sonderbarer Haufen in der gegenüberliegenden Ecke ... Dann gewöhnten seine Augen sich an die Finsternis, und er erkannte deutlicher, dass dieser Haufen sich irgendwie von selbst hob und senkte.

Ein Haufen wie – er hielt scharf die Luft an – ein Haufen wie eine Masse lebendiger, sich bewegender, wimmelnder Eingeweide, von unerklärlichem Leben beseelt. Dann drang ein hitziger venusischer Fluch über seine Lippen, und er trat rasch von der Türschwelle, warf die Tür zu und stellte sich mit dem Rücken dagegen, die Pistole schussbereit in der Hand, auch wenn sein Fleisch sich sträubte – denn er *wusste* ...

»Smith!«, sagte er sanft, die Stimme vor Entsetzen belegt. »Northwest!«

Die wimmelnde Masse regte sich – erschauerte – versank wieder in kriechender Stille.

»Smith! Smith!« Die Stimme des Venusianers war sanft und beharrlich, und sie erbebte vor Schrecken.

Ein ungeduldiges Kräuseln durchfuhr die ganze lebendige Masse in der Ecke. Wieder bewegte sie sich zögerlich, und dann begann sie sich zu teilen und beiseite zu fallen, ein zuckender Fühler nach dem ändern, und allmählich erschien das braune Leder eines Raumanzugs darunter, schleimbedeckt und glänzend.

»Smith! Northwest!« Yarols beharrliches Flüstern klang jetzt dringlicher, und mit traumartiger Langsamkeit bewegte sich die Lederkleidung ... ein Mann setzte sich inmitten der wimmelnden Würmer auf, ein Mann, der vor langer Zeit einmal Northwest Smith gewesen sein mochte. Von Kopf bis Fuß war er von der Umarmung des kriechenden Grauens um ihn herum mit Schleim bedeckt. Sein Gesicht war das eines entmenschten Wesens - tot-lebendig, mit starrem, grauem Blick, und der Ausdruck schrecklicher Ekstase, der darauf lag, schien von irgendwo tief in seinem Innern zu stammen, ein schwacher Widerschein aus unermesslichen Entfernungen jenseits des Fleisches. Und ebenso, wie Geheimnis und Zauber im Licht des Mondes liegen, das doch nur ein Widerschein der alltäglichen Sonne ist, so lag auf jenem der Tür zugewandten grauen Gesicht ein unaussprechliches und süßes Entsetzen, ein Widerschein der Ekstase, die niemand zu begreifen vermag, der selbst nur irdische Wonnen gekannt hat. Und während er da saß und Yarol sein leeres, augenloses Gesicht zuwandte, umschlangen ihn die roten Würmer sehr sanft mit weicher, liebkosender Bewegung, die nie nachließ.

»Smith ... komm her! Smith ... steh auf ... Smith, Smith!« Yarols Flüstern zischte durch die Stille, befehlend und drängend – doch er bewegte sich keinen Zentimeter von der Tür weg.

Und schrecklich langsam, wie ein aufstehender Mann, erhob sich Smith aus dem Nest von schleimigem Scharlach. Er schwankte trunken auf den Beinen, und zwei oder drei Fühler zuckten hoch und wanden sich um seine Knie, um ihn zu stützen, und sie bewegten sich mit unaufhörlicher Liebkosung, die ihm verborgene Kraft zu geben schien, denn nun sagte er mit fester Stimme: »Geh fort. Geh fort. Lass mich in Frieden.« Und das tote, ekstatische Gesicht wandelte sich nicht.

»Smith!« Yarols Stimme klang verzweifelt. »Smith, hör mir zu! Smith, kannst du mich denn nicht hören?« »Geh fort«, sprach die eintönige Stimme. »Geh fort. Geh fort. Geh –«

»Nur, wenn du mitgehst. Hörst du nicht? Smith! Smith! Ich werde –« Er verstummte mitten im Satz, und einmal mehr kroch die Erinnerung aus dem Rassegedächtnis seinen Rücken herab, denn die scharlachrote Masse bewegte sich wieder ruckartig und aufbrandend ...

Yarol drückte sich mit dem Rücken gegen die Tür und griff nach der Pistole, und der Name einer Gottheit, die er vor Jahren vergessen hatte, trat ihm ungefragt auf die Lippen. Denn er wusste, was nun kam, und dieses Wissen war schrecklicher, als jede Unkenntnis es je hätte sein können.

Die rote wimmelnde Masse stieg höher, und die Fühler teilten sich, und ein menschliches Gesicht spähte hinaus – nein, ein halb, menschliches Gesicht mit grünen Katzenaugen, die im Dunkeln wie strahlende Juwelen leuchteten und lockten ...

Yarol hauchte »Shar!« und riss einen Arm vors Gesicht, und der Kitzel, jenem grünen Blick nur für eine Sekunde begegnet zu sein, durchzuckte ihn mit gefährlichem Reiz.

»Smith!«, rief er verzweifelt. »Smith, hörst du denn nicht?«

»Geh fort«, sagte jene Stimme, die nicht zu Smith gehörte. »Geh fort.«

Und irgendwie, obwohl er nicht hinzusehen wagte, wusste Yarol, dass das – das andere Wesen – jene würmerdicken Zöpfe geteilt hatte und in all dem menschlichen Liebreiz eines braunen, kurvenreichen Frauenkörpers dastand, umhüllt von lebendigem Entsetzen. Und er spürte die Augen auf sich, und irgendwas schrie beharrlich in seinem Gehirn, dass er den schützenden Arm senken solle ... Er war verloren – er wusste es, und dieses Wissen verlieh ihm den Mut, der aus der Verzweiflung erwächst. Die Stimme in seinem Hirn wuchs an, wurde lauter, betäubte ihn mit brüllenden Befehlen, die ihn fast vor ihr

hinfegten - Befehle, den Arm zu senken – in jene Augen zu blicken, die sich zur Finsternis öffneten – sich hinzugeben – und ein Versprechen, gemurmelt und süß und böse jenseits aller Worte, von kommender Lust...

Doch irgendwie gelang es ihm, den Kopf zu behalten – irgendwie hielt er benommen die Pistole fest in der hochgehaltenen Hand –, irgendwie, es war unglaublich, durchmaß er mit abgewandtem Gesicht das Zimmer, tastete nach Smiths Schulter. Einen Moment lang griff er blind ins Leere, und dann fand er ihn und riss an dem schleimigen und scheußlichen und nassen Leder – und zugleich fühlte er, wie etwas sich sanft um sein Handgelenk wand, und eine Erschütterung Ekel erfüllter Lust durchfuhr ihn, und dann schlang sich eine weitere Schlaufe, und noch eine, um seine Füße ...

Yarol biss die Zähne zusammen und packte fest die Schulter, und seine Händen zitterten von selbst, denn das Leder fühlte sich so schleimig wie die Würmer um seine Handgelenke an, und ein vager Kitzel obszöner Wonne durchzuckte ihn bei der Berührung.

Jener liebkosende Druck an seinen Beinen war alles, was er fühlen konnte, und die Stimme in seinem Hirn übertönte alle anderen Laute, und sein Leib gehorchte ihm nur zögernd – doch irgendwie gelang ihm eine gewaltige Kraftaufbietung, und er zerrte Smith stolpernd aus diesem Nest des Schreckens. Die sich windenden Tentakel rissen sich mit leise schmatzendem Geräusch los, und die ganze Masse bebte und griff nach ihm, und dann vergaß Yarol seinen Freund gänzlich und verwandte seine gesamte Kraft auf das hoffnungslose Ziel, sich selbst zu befreien. Denn nur ein Teil seiner selbst kämpfte noch – nur ein Teil seiner selbst rang mit den sich schlängelnden Obszönitäten, und im Innern seines Hirns erschallte das süße, verführerische Murmeln, und sein Leib schrie danach, ihm nachzugeben ...

»Shar! Shar y'danis ... Shar mor'la-rol –«, betete Yarol keuchend und war sich nur halb der Tatsache bewusst, dass er die Gebete eines Knaben sprach, die er vor vielen Jahren vergessen hatte. Hysterisch trat er mit seinen schweren Stiefeln gegen die roten, wimmelnden Würmer in seiner Umgebung. Sie zuckten vor ihm zurück, bebten und schlängelten sich aus dem Weg, und obwohl er wusste, dass mehr von ihnen von hinten nach seinem Hals griffen, so konnte er wenigstens weiterkämpfen, bis er dazu gezwungen war, jenem Blick zu begegnen ...

Er stampfte und trat und stampfte wieder, und einen Augenblick lang war er aus der schleimigen Umklammerung befreit, als die zerquetschten Würmer sich vor seinen schweren Stiefeln zurückzogen, und er taumelte benommen vorwärts, krank vor Ekel und Verzweiflung, während er

gegen die Schlingen ankämpfte, und dann hob er die Augen und sah den zersprungenen Spiegel an der Wand. Darin konnte er trübe das wimmelnde scharlachrote Entsetzen hinter sich sehen, das herausspähende Katzengesicht mit dem spröden Mädchenlächeln, so entsetzlich menschlich, und all die roten Tentakel, die nach ihm griffen. Und die Erinnerung an etwas, das er vor langer Zeit gelesen hatte, überkam ihn unsinnigerweise, und der Laut der Erleichterung und Hoffnung, den er von sich gab, erschütterte einen Moment lang die Herrschaft der Stimme in seinem Hirn.

Ohne Luft zu holen schwang er die Pistole über die Schulter, der Lauf im Spiegel auf den reflektierten Schrecken zielend, und betätigte den Abzug.

Im Spiegel sah er die blaue Flamme in blendendem Strahl durch die Dunkelheit schießen, mitten in die wimmelnde, greifende Masse hinter ihm. Es gab ein Zischen und ein Flackern und einen hohen, dünnen Schrei unmenschlicher Boshaftigkeit und Verzweiflung – die Flamme beschrieb einen weiten Bogen und erlosch, als ihm die Pistole aus der Hand fiel, und Yarol warf sich zu Boden.

Northwest Smith öffnete im Sonnenlicht des Mars die Augen, das dünn durch die schmutzigen Fenster fiel. Etwas Nasses und Kaltes schlug ihm ins Gesicht, und das vertraute scharfe Brennen von *segir*-Whisky brannte in seiner Kehle.

»Smith!«, sagte Yarols Stimme wie aus weiter Entfernung. »N.W.! Wach auf, verdammt noch mal! Wach auf!«

»Ich bin – wach«, brachte Smith schwerfällig über die Lippen. »Was is' los?«

Dann stieß ihm der Rand einer Tasse gegen die Zähne, und Yarol sagte gereizt: »Trink davon, du verfluchter Narr!«

Smith schluckte gehorsam, und mehr von dem sengend scharfen *segir* floss seine dankbare Kehle hinab. Es verbreitete eine Wärme in seinem Körper, die ihn aus der Taubheit erweckte, die ihn bis dahin im Griff gehabt hatte, und half ein wenig dabei, die alles verzehrende Schwäche zu vertreiben, derer er sich langsam bewusst wurde. Er lag einige Minuten still da, während die Wärme des Whiskys sich in ihm ausbreitete, und mit dem *segir* krochen Erinnerungen träge in sein Hirn, albtraumhafte Erinnerungen ... süß und schrecklich ... Erinnerungen an –

»Gott!«, keuchte Smith plötzlich und versuchte, sich aufzusetzen. Die Schwäche befiel ihn wie ein Schlag, und einen Moment lang drehte sich der Raum, als er gegen etwas Festes und Warmes stieß – Yarols Schulter. Der Arm des Venusianers stützte ihn, während der Raum

wieder zum Stehen kam, und nach einer Weile streckte er sich ein wenig und starrte in die schwarzen Augen des anderen.

Yarol hielt ihn mit einem Arm und trank die Tasse *segir* selber aus, und die schwarzen Augen begegneten ihm über dem Rand der Tasse und legten sich bei einem plötzlichen Lachanfall in Falten, der nach dem vergangenen Schrecken halb hysterisch war.

»Bei *Pharol!«,* keuchte Yarol und lachte in die Tasse. »Bei *Pharol,* N.W.! Das werd' ich dich nie vergessen lassen! Das nächste Mal musst du mich aus der Scheiße ziehen, das sag' ich dir –«

»Lass mal gut sein«, sagte Smith. »Was ist denn überhaupt passiert? Wie –«

»Shambleau.« Yarols Gelächter erstarb. »Shambleau! Was hast du mit einem solchen Ding bloß getrieben?«

»Was war es denn?«, fragte Smith nüchtern.

»Willst du damit sagen, du wusstest es nicht? Aber wo hast du es gefunden? Wie –«

»Du solltest mir erst mal erzählen, was du weißt«, sagte Smith fest. »Und gib mir auch noch einen Schluck *segir,* bitte. Ich hab's nötig.«

»Kannst du den Becher jetzt halten? Fühlst du dich besser?«

»Ja – 'n bisschen. Ich kann ihn halten – danke. Jetzt erzähl.«

»Nun – ich weiß nicht, wo ich anfangen soll. Man nennt diese Wesen Shambleau -«

»Großer Gott, gibt es etwa mehrere davon?«

»Es ist eine – eine Art Rasse, glaube ich, eine der Ältesten überhaupt. Woher sie kommen, weiß niemand. Der Name klingt ein bisschen französisch, nicht wahr? Aber sie gehen zurück bis in den Anbeginn der Geschichte. Es hat immer Shambleau gegeben.«

»Ich hab' noch nie davon gehört.«

»Das haben nicht viele Menschen. Und jene, die wissen, reden nicht gerne darüber.«

»Nun, die halbe Stadt hier weiß. Ich hatte damals überhaupt keine Vorstellung, wovon sie redeten. Und ich verstehe es immer noch nicht, aber –«

»Ja, manchmal passiert es auf diese Weise. Sie tauchen auf, die Nachricht verbreitet sich, und die Bewohner der Stadt rotten sich zusammen und jagen sie, und dann - nun, die Geschichte kommt nicht weit herum. Es ist zu – zu unglaublich.«

»Aber – mein Gott, Yarol! – was war es? Woher kommt es? Wie –«

»Niemand weiß, woher sie eigentlich kommen. Von einem anderen Stern – vielleicht von einem unentdeckten. Eines Tages waren sie auf der Venus – ich weiß, dass es in unserer Familie einige schreckliche

Legenden über sie gibt –, und so habe ich davon erfahren. Und in der Minute, als ich die Tür öffnete, vor einem Weilchen, da – glaubte – ich – diesen Geruch zu kennen ...«

»Aber – was *sind* sie?«

»Das weiß Gott allein. Keine Menschen, auch wenn sie menschliche Gestalt haben. Oder vielleicht ist das auch nur eine Sinnestäuschung ... oder vielleicht bin ich auch verrückt. Ich weiß es nicht. Es handelt sich um eine Gattung der Vampire – vielleicht ist der Vampir auch eine Gattung von – von ihnen. Ihre normale Gestalt ist vermutlich diese – diese Masse, und in dieser Form ziehen sie ihre Nahrung aus – aus der Lebenskraft von Menschen, glaube ich. Und sie nehmen eine Gestalt an - für gewöhnlich die einer Frau, glaube ich –, und sie reizen dich bis zur höchsten Gefühlswallung auf, bevor sie – anfangen. Wenn sie die Lebenskraft so hochschrauben, ist es einfacher ... Und sie spenden immer diese schreckliche, widerliche Lust, wenn sie – sich nähren. Es gibt Männer, die, wenn sie das erste Mal überleben, wie nach einer Droge danach süchtig werden – sie können es nicht mehr lassen – behalten das Ding für den Rest ihres Lebens – was nicht mehr lange ist – und nähren es, nur um diese grausige Befriedigung zu erhalten. Es ist übler als das Rauchen von *ming* oder – oder die Anbetung von *Pharol.«*

»Ja«, sagte Smith. »Ich beginne zu begreifen, warum diese Menschenmenge so überrascht war und – und angewidert, als ich sagte – na, ist ja auch egal. Erzähl weiter.«

»Hast du mit dem – dem Ding gesprochen?«, fragte Yarol.

»Ich hab's versucht. Es konnte nicht sehr gut sprechen. Ich fragte es, woher es kommt, und es sagte: ›Von weit entfernt und lange her‹ – so in der Art.«

»Ich weiß nicht. Vielleicht stammen sie von einem unbekannten Planeten – aber ich denke nicht. Du weißt, es gibt so viele Geschichten mit einem Körnchen Wahrheit darin, dass ich mich manchmal frage, ob es nicht noch viel schlimmere und barbarischere formen des Aberglaubens gibt, von denen wir noch nie etwas gehört haben? Dinge wie diese, gotteslästerlich und ekelhaft, über die jene, die davon wissen, schweigen müssen? Scheußliche, fantastische Dinge, die frei herumlaufen und über die wir nicht einmal Gerüchte gehört haben!

Diese Wesen – sie existieren schon seit unsäglichen Zeiten. Keiner weiß, wann oder wo sie zum ersten Mal auftauchten. Jene, die sie gesehen haben, so wie wir, sprechen nicht darüber. Es ist nur eines dieser vagen, vernebelten Gerüchte, auf die manchmal in alten Büchern angespielt wird ... Ich glaube, es handelt sich dabei um eine Rasse, die älter ist als der Mensch, aufgegangen aus uralter Saat in einer Zeit vor

der unsren, auf Planeten vielleicht, die längst Staub sind, und für den Menschen ist es so schrecklich, und wenn man sie entdeckt, schweigen die Entdecker darüber – wollen sie so schnell wie möglich vergessen.

Und sie reichen zurück in undenkliche Zeiten. Ich vermute, du hast die Legende der Medusa wiedererkannt? Es gibt keinen Zweifel daran, dass die alten Griechen von ihnen wussten. Heißt das nun, dass es auf der Erde Zivilisationen vor der euren gab, die andere Planeten erforschten? Oder fand ein Shambleau vor dreitausend Jahren irgendwie den Weg nach Griechenland? Wenn man zu lange darüber nachdenkt, wird man verrückt! Ich frage mich, wie viele andere Sagen auf solchen Dingen basieren – Dinge, die wir nicht vermuten, die wir nie wissen werden.

Die Gorgo, Medusa, eine wunderschöne Frau mit – mit Schlangenhaar und einem Blick, der Menschen zu Stein werden ließ, und Perseus tötete sie schließlich – ich habe mich daran rein zufällig erinnert, N.W., und das hat unser beider Leben gerettet –, Perseus tötete sie, indem er beim Kampf einen Spiegel benützte, um das zu sehen, was er nicht unmittelbar zu betrachten wagte. Ich frage mich, was der alte Grieche, der die Legende zuerst weitererzählte, wohl davon hielte, dass dreitausend Jahre später seine Geschichte das Leben zweier Männer auf einem anderen Planeten rettet. Ich frage mich, was dieser Grieche selbst für eine Geschichte zu erzählen hatte, und wie er auf das Ding gestoßen ist, und was dann geschah ...

Nun, es gibt so vieles, was wir nie wissen werden. Die Chroniken dieser Rasse von – von *Dingern,* was sie auch sein mögen – wären es wert, gelesen zu werden! Aufzeichnungen von anderen Planeten und anderen Zeiten und vom Anfang der Menschheit! Aber ich vermute nicht, dass sie irgendwelche Chroniken führen. Sie hätten wohl nicht einmal einen Ort, um diese aufzubewahren – soweit ich oder irgendjemand sonst weiß, sind sie wie der Ewige Jude, tauchen in langen Intervallen hier und da auf, und wo sie sich zwischenzeitlich aufhalten – um das zu wissen, würde ich meine Augen hergeben! Aber ich glaube nicht, dass ihre schreckliche hypnotische Kraft auf irgendeine übermenschliche Intelligenz hinweist. Es ist ihr Mittel der Nahrungsbeschaffung - wie die lange Zunge eines Froschs oder der Duft einer Fleisch fressenden Pflanze. Diese sind physisch, weil der Frosch und die Pflanze physische Nahrung zu sich nehmen. Der Shambleau benutzt ein – ein mentales Mittel, um mentale Nahrung zu erhalten. Ich weiß nicht so recht, wie ich es ausdrücken soll. Und ebenso wie ein Raubtier, das andere Tiere auffrisst, mit jedem Mahl größere Macht über die restlichen Tiere gewinnt, so steigert auch der Shambleau, der sich mit der Lebenskraft von Menschen eindeckt, seine Macht über Geist und

Seele anderer Menschen. Doch ich rede von Dingen, die ich nicht erklären kann – Dinge, von denen ich nicht weiß, ob es sie gibt.

Ich weiß nur, als ich es fühlte – als diese Tentakel sich um meine Beine legten –, ich wollte mich nicht davon befreien, ich verspürte Empfindungen, die – die – oh, ich bin verdorben und besudelt bis ins Mark durch diese – Lust – und – doch –«

»Ich weiß«, sagte Smith langsam. Die Auswirkungen des *segir* ließen langsam nach, und Schwäche strömte in Wellen über ihn her, und als er sprach, sinnierte er mit leiser Stimme vor sich hin und war sich kaum bewusst, dass Yarol ihm zuhörte. »Ich weiß es – besser als du –, und dieses Ding strahlt etwas so unbeschreiblich Entsetzliches aus, etwas allem Menschlichen derart Entgegengesetztes – es gibt keine Worte, es zu beschreiben. Eine Weile war ich Teil davon, im buchstäblichen Sinn, ich teilte seine Gedanken und Erinnerungen und Gefühle und Begierden, und – nun, jetzt ist es vorbei, und ich kann mich nicht mehr deutlich erinnern, aber der einzige Teil von mir, der frei blieb, war jener Teil von mir, der von – von der Obszönität des Dings fast irrsinnig wurde. Und doch war es eine so süße Wonne – ich glaube, in mir muss es einen durch und durch bösen Kern geben – in uns allen –, der nur den rechten Anreiz braucht, um die völlige Kontrolle zu ergreifen; denn selbst als ich völlig krank vor Ekel von der Berührung dieser – Dinger war, war da etwas in mir, das – einfach vor Freude kicherte ... Deswegen sah ich Dinge – und wusste ich Dinge –, schreckliche, barbarische Dinge, an die ich mich nicht erinnern kann – ich besuchte unglaubliche Orte, sah zurück in die Erinnerungen jener – Kreatur – mit der ich eins war, und ich sah – Gott, könnte ich mich bloß entsinnen!« »Du solltest deinem Gott dafür danken, dass du es nicht kannst«, sagte Yarol trocken.

Seine Stimme riss Smith aus der Halbtrance, in die er gefallen war, und er stützte sich auf den Ellbogen und schwankte ein wenig vor Schwäche. Der Raum drehte sich vor seinen Augen, und er schloss die Augen, um es nicht sehen zu müssen, aber er fragte: »Du sagst, sie – sie tauchen nicht wieder auf? Es gibt keinen Weg, eine – andere zu finden?«

Yarol schwieg einen Moment lang. Er legte dem Anderen die Hände auf die Schultern und drückte ihn zurück, und saß dann da und starrte auf das dunkle, zerfurchte Gesicht mit einem neuen, unbeschreiblichen Ausdruck darauf, den er nie zuvor gesehen hatte – dessen Bedeutung er dennoch kannte, und zwar nur zu gut.

»Smith«, sagte er endlich, und seine schwarzen Augen waren ausnahmsweise standhaft und ernst, und der kleine grinsende Teufel war daraus verschwunden, »Smith, ich habe dich noch nie um dein Wort

gebeten, aber ich – ich habe mir nun das Recht dazu erworben, und ich bitte dich darum, mir etwas zu versprechen.«

Smiths farblose Augen hielten dem schwarzen Blick nicht stand. Unentschlossenheit lag darin, und auch ein wenig Furcht, um welches Versprechen es sich handeln mochte. Und nur einen Moment lang sah Yarol nicht in die vertrauten Augen seines Freundes, sondern in eine weite, graue Leere, die alles Entsetzen und alle Freude enthielt – ein fahles Meer, in dem unbeschreibliche Wonnen verborgen lagen. Dann gewann das weite Starren wieder an Schärfe, und Smiths Augen begegneten direkt seinem Blick, und Smith sprach mit eigener Stimme: »Nur los. Ich werd's versprechen.«

»Solltest du je wieder auf einen Shambleau treffen – irgendwann, irgendwo –, dann ziehst du die Pistole und brennst das Ding in die Hölle, sobald du erkennst, was es ist. Versprichst du mir das?«

Es gab ein langes Schweigen. Yarols finstere Augen bohrten sich unnachgiebig in die farblosen Smiths und wankten nicht. Und die Adern traten auf Smiths gebräunter Stirn hervor. Er brach nie sein Wort – er hatte es in seinem Leben vielleicht ein halbes Dutzend mal gegeben, doch wenn er es einmal gegeben hatte, war er unfähig, es zu brechen. Und einmal mehr wurde das graue Meer von einer trüben Welle der Erinnerungen überflutet, lieblicher und entsetzlicher, als Träume es je sein könnten. Einmal mehr starrte Yarol in eine Leere, die namenlose Dinge verbarg. Im Raum war es äußerst still.

Die graue Flut ebbte ab. Smiths Augen, blass und hart wie Stahl, trafen Yarols Blick auf gleicher Ebene.

»Ich werd's – versuchen«, sagte er. Und seine Stimme bebte.

BRIAN HODGE

Das letzte Testament

I

Aus den finstersten Tagen des Balkankrieges in Osteuropa drangen vereinzelte Berichte über einen einsamen Mann in priesterlich schwarzen Gewändern, der über die Leichenfelder und die Straßen zerstörter Dörfer schritt, ohne Angst vor Kugeln, Bomben oder Soldaten zu zeigen. Der Tod umgab ihn, wie Augenzeugen behaupteten, und doch schien er unempfindlich dagegen zu sein. Serben und Kroaten, Christen und Moslems – sie alle hegten bald große Ehrfurcht vor ihm, insbesondere jene, die ihn noch vor kurzem zu töten versucht hatten, weil er ihren Feinden half, nur um herauszufinden, dass ihre Gewehre ihm nichts anhaben konnten.

Ich verspreche euch: Es gibt keinen derart gottlosen Mörder, dass er nicht die Immunität eines anderen gegenüber allem Kriegswerkzeug als Wunder anerkennen würde.

Dem Vater – wie man ihn schlicht nannte –, eilte der immer größer werdende Ruf voraus, Verwundete zu heilen und selbst jenen, deren zerschmetterte Leiber für seine Kräfte über Fleisch und Blut zu nah am Ende waren, die Schmerzen zu lindern, wenn sie aus dem Leben schieden – oftmals mit einem Kuss. Mehrere Male wurde er an zwei Orten gleichzeitig gesehen, und mindestens ein Mal schien er zu schweben. Um die Tatsache, dass niemand ihn je mehr als nur einen kleinen Bissen Speise zu sich nehmen gesehen hatte, kümmerte man sich wenig, man hielt es lediglich für ein weiteres Zeichen seiner Göttlichkeit.

Ich hegte einen gewissen Verdacht bezüglich des Vaters, lange bevor dieser von dem ersten unscharfen Bild bestätigt wurde, das die Medien von ihm boten; nicht hinsichtlich seiner wirklichen Identität, zumindest jedoch hinsichtlich seiner Art. Zu jener Zeit fragte ich mich, was er nun wohl wieder im Schilde führen mochte.

Jahre später, als ein paar verzweifelte Kardinale der zersplittern den römischen Kirche ihn ausfindig machten und auf den päpstlichen Thron setzten, wurde mir die Methode seines Wahnsinns klarer.

Und als ich bald darauf vor dem Tribunal einer Inquisition stand, die in dieser grausamen Endzeit zu neuem Leben erwacht war, einem Tribunal,

bei dem kein Geringerer als Papst Innozenz XIV. den Vorsitz führte, fragte ich mich, ob nicht auch dahinter eine größere Absicht stecke. Warum jetzt, nachdem wir uns fünfeinhalb Jahrhunderte aus dem Weg gegangen waren?

Vlad, der Vater.

Mein Sohn.

II

Ich habe die Anzahl der Namen vergessen, unter denen ich während des größten Teils des Jahrtausends bekannt gewesen war; ich habe auch die meisten der Namen selbst vergessen, niemals jedoch den, welchen ich bei meiner Geburt erhalten habe: Hugh von Burgund.

Ebenso wie mein Vater war ich für meine Zeit von hohem Wuchs und kräftiger Gestalt, aber von dunklerer, exotischerer Hautfarbe als die meisten anderen Franzosen. Vielleicht hatte sich vor einigen Generationen das Blut eines abtrünnigen Arabers mit dem unseren vermischt. Ebenso wie mein Vater war ich dazu geboren worden, Schwert und Speer zu schwingen, und als es an der Zeit war, über unseren Kettenpanzer eine Tunika mit einem großen roten Kreuz zu ziehen und das Heilige Land für die Christenheit zu befreien, hielt die Tatsache, dass unsere Warfen womöglich entfernte Verwandte von uns niedermetzeln würden, uns nicht von unseren Verpflichtungen gegenüber Gott und Frankreich ab.

Ich kann nicht für meinen Vater sprechen, der in Palästina starb, noch bevor ich zum Kreuzzug stoßen und an seiner Seite kämpfen konnte. Doch ich weiß, dass ich focht, um jenen möglichen Sarazenen aus meinem Leib zu schneiden.

Als ich loszog, war ich noch erfüllt von den Geboten der Ritterlichkeit: Man achtet das von Gott gegebene Leben; man sorgt für Frauen, Kinder und Schwache und schützt sie vor Schaden; man achtet das Recht des Feindes, Zuflucht in einem Gotteshaus zu suchen, und streckt die Waffen auf geheiligtem Grund. Doch im Krieg geschehen seltsame Dinge mit Menschen. Um zu überleben, muss man lernen, das Töten um seiner selbst willen zu lieben. Um das Töten zu lieben, muss man alle Regeln vergessen, außer der einen: Vergieße Blut, immer wieder. Diese schreckliche Verwandlung macht ein niedriges Geschöpf aus jedem Mann, der sich für ein höherwertiges Wesen gehalten hat.

Konntet ihr je am Abend den Arm kaum mehr heben, weil ihr die Stunden des Tages damit zugebracht habt, Gefangenen den Kopf

abzuschlagen? Knietet ihr je im Blut und den Eingeweiden der gesamten Bevölkerung einer Stadt, nachdem ihr Bäuche aufgeschlitzt habt, um nach verschlucktem Gold und Edelsteinen zu suchen? All das tat ich. Ich streite nichts davon ab; ich behaupte nur, dass der junge Hugh, der von Burgund nach Osten zog, so etwas nie getan hätte. Ich aber tat es.

Und seid ihr je aus einem fürchterlichen Traum erwacht, nur um zu erkennen, dass eure Wirklichkeit noch schlimmer ist? Saht ihr je eure schwarze Schuld in den Augen eines brennenden Kindes?

In der Stille der Nacht verließ ich mein Heer und durchstreifte Wüsten und Hügel, bis ich auf lebende Moslems stieß, die ich um Vergebung anflehen konnte. Nach dem Gesetz der Vergeltung hätten sie mich töten können. Doch sie waren ein sonderbar duldsames Volk. Es sollte noch viele Generationen dauern, bis die islamische Welt die Grausamkeit erlernte, die wir ihr beigebracht hatten. Für meine persönliche Buße hatten sie andere Pläne.

Ich war gen Osten gezogen, geschmückt mit dem Kreuz des Herrn. Und jetzt ließ ich jene, die zu morden ich gekommen war, mich an ein Kreuz schlagen.

III

»Du bist vor dieses Tribunal berufen worden, weil du mit verderblichen Wesenheiten unbekannter Art Umgang pflegst; und weil du vor sechs Nächten vorsätzlich und mit voller Absicht diese Mächte benutzt hast, um eine junge Frau zu verführen und ihre Bewusstlosigkeit schamlos auszunutzen.«

Ihre Gesichter waren so finster wie ihre Roben. Wie sehr sie ihre Roben lieben. Seit jeher schon. Hätte der Ankläger die Beschuldigungen nicht vom Bildschirm eines Laptops abgelesen, so hätte sich dieser merkwürdige Moment ebenso gut im Mittelalter abspielen können, als ihr Pontifex Maximus noch wirklich der Sterbliche gewesen war, für den sie ihn wohl auch jetzt hielten.

»Bekennst du dich schuldig oder unschuldig?«

Ich blickte von einem Gesicht zum anderen und verweilte auf dem hageren Antlitz des blutdürstigsten Papstes, der je auf dem Stuhle Petri gesessen hatte – oder Gegenpapst, wie manche ihn bezeichneten. Die Verlierer der Spaltung, welche die Kirche entzweigerissen hatte, waren aus Rom vertrieben worden und hatten sich ihren eigenen Papst gewählt. Dieser hier sah stumm aus einer abgesonderten Empore zu, und ich hegte keinen Zweifel daran, dass er genau wusste, wer ich war. »Ich bekenne

mich zutiefst befriedigt«, sagte ich ihnen. »Sie war eine wundervolle Geliebte. Und nun tut, was ihr tun müsst, damit wir endlich fertig werden.«

Die Verhandlung? Selbstverständlich eine Farce. Man berief Zeugen gegen mich, die aussagten, dieses oder jenes auf der Piazza gesehen zu haben, wo ich der Frau begegnet war. Diese hatte gerade auf einer Staffelei Skizzen angefertigt, und voller Unschuld hatte sie mir gesagt, mein Gesicht komme ihr bekannt vor; ob sie es zeichnen dürfe? Wenn jemand verzaubert worden war, dann war ich das. Der Ärger war gewiss dadurch entstanden, dass ich schon seit Jahrhunderten von einem Paar boshafter, aber ansonsten macht-loser walisischer Gespenster verfolgt werde. Vollkommen harmlos, bis jemand, der dafür empfänglich ist, sie erblickt und für mehr hält, als sie in Wirklichkeit sind.

Muss ich noch sagen, dass man mich schuldig sprach? Ein Zeuge zeigt auf mein Geisterduo und schreit, und auf einmal sehen alle sie. Die Herdenmentalität der menschlichen Natur hat sich zu meinen Lebzeiten nicht geändert und wird eurer Rasse bis zu ihrem Ende auf dem Fuße folgen.

In Anbetracht des derzeitigen Zustandes der Welt gebe ich euch noch ein oder zwei Jahrzehnte. Das meine ich nicht unhöflich. Ich sage es voller Trauer und Liebe. In vielerlei Hinsicht seid ihr bemerkenswert, doch fallt ihr stets auf Führer herein, die euch blind machen gegen Fehler, die weitaus schlimmer sind als die euren.

»Da wir dich im Sinne der Anklage der Notzucht durch zauberische Mittel für schuldig befinden, wirst du heute in einer Woche durch die Folter gereinigt und auf dem Scheiterhaufen zu deinem Schöpfer zurückgesandt.«

Ich fragte, ob wir das nicht eher erledigen könnten, doch sie sahen sich nur an, als hätten sie nie eine so offenkundige Gleichgültigkeit gegenüber dem eigenen Schicksal erlebt. Ich hoffte lediglich, eine Woche langweiligen Wartens umgehen zu können. Ich habe im Laufe meines Lebens eine Vielzahl impulsiver Morde und förmlicher Hinrichtungen erduldet und überlebt, um danach still und leise zu entwischen. Leichname haben diesen Vorteil.

Doch Vlad wusste das.

Das war wohl auch der Anlass jenes kalten, harten Lächelns, bevor er sich erhob und seine Empore verließ, wobei er mir, dem zum Tode Verurteilten, den Rücken zuwandte und in einem Rascheln weißer und goldener Gewänder verschwand.

Wenn seine Speichellecker jedoch tatsächlich glaubten, mich zu meinem Schöpfer zurückschicken zu können, dann waren sie kläglich missinformiert.

IV

In den frühen Jahren der Kreuzzüge brachten jene Kreuzritter, deren Kontakt zu Sarazenen über das Abschlachten derselben hinausging, bald etwas recht Verdrießliches in Erfahrung: Dafür, dass es sich lediglich um heidnische Wilde handelte, verfügten diese über eine kultivierte Bildung, die alles übertraf, was man im Abendland kannte.

Aus Hingabe zu deinem Erlöser kamst du mit Hass im Herzen und einem Schwert in der Hand, sagten sie mir in dem Dorf, das ich auf der Suche nach Vergebung gefunden hatte. *Daher sollst du die Wunden deines Erlösers tragen und erkennen, ob sie in deinem Denken einen Unterschied bewirken.*

Sie schlugen mich mit den Fäusten. Sie hieben auf mich ein mit Metallpeitschen. Auf meinen Kopf drückten sie eine Haube aus Dornen, bis mein Blut mich blendete und ich nicht mehr sehen konnte, wie sie mich auf ein Kreuz legten, das ich selbst gezimmert hatte, und die Nägel durch meine Handgelenke und Füße trieben. In kleinen Einzelheiten wich das von jeder Darstellung der Kreuzigung ab, die ich je gesehen hatte, und ich schrieb das ihrer Unkenntnis zu. Es dauerte Jahrhunderte, bis ich herausfand, dass sie weit mehr über römische Hinrichtungsarten wussten als wir.

Drei Stunden ließen sie mich zwischen Himmel und Erde hängen, dann stachen sie mir mit der Spitze einer Lanze in die Seite, nahmen mich vom Kreuz und trugen mich in ein Zelt. Sie wuschen mich, salbten mich mit Aloe und Myrrhe und hüllten mich in Leintücher, bevor sie mich dem Fieber überließen, um nach Allahs Willen zu leben oder zu sterben.

Das Delirium ergriff mich, doch tatsächlich hatten sie in meinem Denken einen Unterschied bewirkt. Ich war nun willens, das Undenkbare in Erwägung zu ziehen: *Wenn man dies überleben kann – wofür haben wir dann gekämpft?*

Und es war Allahs Wille, dass ich lebte.

Doch weder damals noch heute konnte ich mir einen Allah vorstellen, der irgendetwas mit der Kreatur zu schaffen hat, die während der zweiten Nacht zu mir kam. Vielleicht war sie vom Geruch von Blut und Hilflosigkeit aus ihrem Versteck in der Wüste gelockt worden. Ein

zerlumptes, schmutziges Ding mit schartigen Zähnen und listigen Augen, das den weichen Schorf meiner Wunden wie Brot brach und nach Lust trank.

Ich habe mich seither gefragt, ob es nicht ein Geist war, gekommen, um die Grausamkeiten der Kreuzzüge zu rächen; ob es nicht unter meinem langen Haar und verfilzten Bart das Gesicht eines Barbaren aus Westeuropa erkannte und entschied, dass der Tod zu rasch und zu barmherzig sei.

Was auch immer seine Beweggründe gewesen sein mochten, es ließ einen anderen Mann zurück als den, welchen es gefunden hatte. Unter der Salbe und dem Leinen brannte ich, glühte im sengenden Fieber der Verwandlung und erwachte mit einem Hunger, den kein Garten, kein Baum und keine Feuerstelle stillen konnte.

V

In meiner Gefängniszelle konnte ich weit entfernt im Süden das Grollen der jüngsten Eruptionen des Vesuvs hören. Das war es, weshalb ich eigentlich nach Italien gekommen war. Während all meiner Jahrhunderte hatte ich noch keinen aktiven Vulkan erlebt.

Mittlerweile gab es in der Welt keinen Mangel mehr daran. Der Vesuv. Der Mount Saint Helens. Der Ätna. Der gesamte Feuerkreis des Pazifik.

Als Aufsehen erregende Spektakel mussten sie jedoch mit den Erdbeben, Sturmfluten, Wirbelstürmen, Gewittern und Flutwellen wetteifern, ebenso mit den Aufständen, Grenzkriegen und Pogromen, die, wenn die Erde gerade schwieg, die Stille füllten.

Ich erinnere mich noch an eure steigende Anspannung, als der Jahrtausendwechsel kam, da ihr befürchtetet, er bringe das Ende der Welt. Genug Propheten hatten es so geschildert, von den Maya über Nostradamus bis zu Edgar Cayce, um eure schleichende Hysterie zu rechtfertigen. Nicht jedoch eure Kurzsichtigkeit, der es nicht gelang, zu unterscheiden zwischen einzelnen Vorfällen und einem andauernden Prozess.

Das Jahrtausend wechselte, vom Alten zum Neuen. Nichts flog in die Luft. Der Welt entwich ein kollektiver Seufzer der Erleichterung, und dann ließ ihre Wachsamkeit nach. Und *das* war der Moment, da die Auflösung begann.

Kein Gott, kein Allah war dazu notwendig. Die Physik reichte aus: eine Verschiebung der Erdkruste, ausgelöst durch eine einseitige Anhäufung meilendicken Eises am Südpol, der dem langsamen

Schwanken des Planeten in der Umlaufbahn geometrisch ansteigende Impulse verlieh.

Stellt euch, wenn ihr möchtet, die Schale einer Orange vor, die als Ganzes über die innere Frucht gleitet. Stellt euch dann diese Orangenschale mit einem unstabilen Netzwerk aus Wasserwegen, tektonischen Platten und Magnetpolen versehen vor. Und winzige, zerbrechliche Geschöpfe, welche die Wissenschaft verfechten und vom Aberglauben angetrieben werden, die sich auf dieser verletzlichen Oberfläche häuslich niederlassen.

Dann geht ans Fenster und seht hinaus.

Von meinem aus sah ich eine Rauchsäule vom Vesuv, die hier im Norden nicht mehr als ein Fleck am Himmel war, der ungefähr parallel zu den Gitterstäben verlief.

Vlad – Papst Innozenz XIV – kam mich in der dritten Nacht besuchen, und einen Moment lang stand er im Eingang meiner Zelle und starrte mich an, als wolle er sich jede Einzelheit einprägen.

»Findest du es noch immer so schwierig, dein wahres Wesen zu erkennen, Hugh?«, fragte er und hob dann die gespreizte Hand. »Antworte nicht, es ist nicht nötig. Ich kann es sehen: Du bist nach wie vor das traurige Abbild eines Raubtiers, das du schon immer warst. Blutgier im Herzen, Entschuldigungen auf den Lippen.«

Ich nickte in Richtung seiner prachtvollen Gewänder. »Du selbst scheinst mitten in einer Identitätskrise zu stecken.«

»Harte Zeiten verlangen nach eisernen Herrschern, und diese Zeit gehört zu den härtesten der Geschichte. Ich stelle mich einfach der Herausforderung. Ich habe in Kriegszeiten geherrscht, das weißt du, du hast es selbst miterlebt. Aber es liegt nur sehr wenig Befriedigung in der Herrschaft über Leichen, sobald der Reiz, diese zu machen, sich erschöpft hat.« Er entfesselte sein Natternlächeln. »Darum bist du hier und sitzt auf dieser Bank, und ich stehe hier und trage den Ring des heiligen Petrus. *Ich* habe von jeher geführt *Du* bist stets gefolgt. Was du mir mit deinem Biss gabst, förderte lediglich eine Entwicklung, die bereits in meinem Herzen und Willen begonnen hatte.«

»Also herrschst du nun als Mann des Friedens?«

»Als heuchlerischer Mann des Friedens. Das ist die Art, die man in der Welt am ehesten akzeptiert, Hugh. Wir können so einfach mit ihnen mithalten.«

Ich fragte mich, wie er es erreicht hatte. Er war nach einem Schisma zum Papst gewählt worden, das die Kirche in zwei Hälften gespalten hatte, während die Welt unter den Füßen der Kardinale bebte und die ansteigenden Meere von Küstenstädten drei Zentimeter auf einmal in

Anspruch nahmen. Auf der einen Seite des großen Schismas standen die Verfechter der offenen Arme und universeller Brüderlichkeit; auf der anderen Seite Verfechter eines harten Kurses, die sich in einem Zeitalter von Feuer und Schwefel wohler fühlten. Doch *wie* hatte er es getan? Er war noch nicht einmal geweihter Priester, geschweige denn ein Mitglied des Vatikans. Er hatte schlicht die Saat seiner eigenen modernen Legende in einem vom Krieg zerrissenen Land gesät und darauf gewartet, dass sie in ihrer Not zu ihm kamen.

»Die Geschichte hat sich einfach wiederholt«, sagte Vlad zu mir. »Kennst du die Geschichte von Papst Zölestin den Fünften? Im Jahre 1294?«

Ich gab zu, dass ich sie nicht kannte.

»Warum nicht? Du warst damals schon am Leben. Seit vielen Generationen schon. *Ich* wurde erst hundertfünfzig Jahre später geboren. Dann höre mir gut zu und merke dir, was in dieser Stadt als Diplomatie durchgeht.

Die Kardinale gaben sich nach einem achtzehnmonatigen Konklave geschlagen. Nichts als unnützes Gezanke, damals wie heute, und niemand, der auf den Thron wollte, war willens, von seiner Meinung auch nur einen Fingerbreit abzurücken, wenn es darum ging, dass ein anderer ihn bekommen sollte. Schließlich wählten sie einen achtzigjährigen Einsiedler, der in einer Höhle in den Bergen Süditaliens lebte. Es war ein Kompromiss aus reinem Eigeninteresse: Sie alle glaubten, er lasse sich einfach von ihnen lenken. Und dem war auch so. Sie brachten ihn fort von seinem Berg, und der jämmerliche alte Narr war so verwirrt und verängstigt, dass er sich seine Höhle in der Zelle nachbaute, um schlafen zu können. Sein Pontifikat war ein Desaster, und fünfzehn Wochen später dankte er ab und kletterte zurück in seine Höhlen.

Mehr als sieben Jahrhunderte danach finden sich diese kreischenden alten Vögel in ihren roten Gewändern nach dem Tod von Johannes Paul IV. in der gleichen Lage. Die Kirche richtet sich schneller zugrunde als der Planet, den sie noch immer nicht erretten konnten, und sie können sich noch nicht einmal darauf einigen, wer sie führen soll. Ich habe es vor Jahren schon kommen sehen, Hugh. Als der richtige Augenblick schlug, hatte ich unter ihnen meinen Kriecher, der für den einfachen Mann des Glaubens mit den heilenden Kräften stimmte, den ich in Bosnien für die Augen der Welt gespielt hatte. Und sie schluckten den Köder. Welch ein Bravourstück meine Berufung doch war! Welch fromme Wahl! Die Welt spendete Beifall, denn endlich herrschten die

Sanftmütigen, während die Kardinale sich im Hintergrund hielten und wie Marionettenspieler die Fäden ziehen würden.«

Nun erst gestattete Vlad sich ein weiteres Lächeln, das seine schrecklichen Zähne entblößte. »Nur leider war ich nicht so einfach zu lenken, wie sie sich das erhofft hatten.«

Ich musste lachen. »Das muss gewisse Reibungen verursacht haben.«

»Gewisse. Doch vergiss nicht – ich habe die Unfehlbarkeit auf meiner Seite.«

»Ich könnte mir vorstellen, dass das die Geringste ihrer Sorgen ist.«

»Es ist ein zweischneidiges Schwert. Mein Pontifikat hat ihnen die Möglichkeit gegeben, Fantasien in die Tat umzusetzen, die sie nie zu beichten gewagt hatten. Wie viele von ihnen hätten sich vor zwanzig, dreißig Jahren als ehrgeizige junge Männer und Bürokraten auch nur vorstellen können, dass sie einmal die Gelegenheit haben würden, die gleiche Macht über Leben und Tod ausüben zu können, wie ihre Vorgänger im Mittelalter sie genossen?«

»Ich finde das weitaus weniger unglaublich als die Tatsache, wie bereitwillig die meisten Menschen ihnen diese Macht wieder zukommen ließen.«

Vlad lachte, da er endlich etwas gefunden hatte, was dessen wert war. »Wie kannst du daran zweifeln? Du bist dereinst in den Krieg gezogen, weil ein Mann in einer Robe nach Osten wies und dir zu gehen befahl. Glaubst du, neunhundert Jahre würden das Wesen des Menschen verändern? Nichts hat sich seitdem gewandelt. Und das gilt besonders für *diese* Zeit. Da selbst die Erde unter ihnen nicht mehr sicher ist, *klammern* sie sich an jede Gewissheit, die sie finden können. Sie *betteln* danach.«

»Und niemand hat eine Vorstellung davon, wer oder was du wirklich bist?«

»Niemand, der zählt. Und sie zählen mit jedem Tag weniger.«

Wir sprachen noch eine Weile miteinander. Vlad war neugierig, wo ich die Gespenster aufgegabelt hatte, also erklärte ich ihm, dass es einst Brüder gewesen waren, die ich zu einem tödlichen Duell verleitet hatte, als ich vor langer, langer Zeit auf Seiten Englands im Grenzkrieg gegen Wales gefochten hatte. Dieses Gerede von Tod als Zeitvertreib weckte meine Neugierde. War meine Hinrichtung, die in vier Tagen stattfinden sollte, nur ein weiteres Vergnügen für ihn und Rom?

»Für mich ein Vergnügen. Für die anderen wird es wohl eine größere Sache sein«, sagte er. »Du verdienst mehr.«

»Darf ich mich dann wenigstens rasieren?« Ich kratzte an meinem dichten Bart. Ich fühlte mich wie ein Penner. »Gestatte mir diese kleine Eitelkeit.«

»Du denkst immer so kleingeistig«, sagte Vlad. »Lass ihn wachsen. Er verleiht dir Charakter.«

Ich glaubte, er wolle mich verlassen, als er die Tür öffnete und jemanden von draußen hereinwinkte. Einen Augenblick später zwängte ein Schweizer Gardist einen sich halbherzig wehrenden Kardinal in die Zelle, einen von Vlads kreischenden alten Vögeln im roten Gewand. Seine Handgelenke waren gefesselt und seine Augen groß über dem Knebel, der straff über die feisten Wangen gespannt war.

»Du musst sehr hungrig sein«, sagte Vlad. »Ich werde dir in der Nacht vor der Hinrichtung noch einen schicken. Trink, so viel du nur kannst. Wenn die Kugeln dir die Brust zerreißen, will ich dich richtig bluten sehen.«

Verblüfft sah ich den Kardinal an, der sich auf dem Boden wand.

»Mach schon«, befahl Vlad. »Ich habe jetzt immer weniger Nutzen an ihnen. Jetzt habe ich *dich.«*

VI

Kein Mensch mehr. Ein Ding. Ein Ding, das wie ein Mensch aussah sich jedoch wie ein Tier nährte. Ich war nach Palästina gekommen um für Gott zu kämpfen, und ich ging wieder und wollte nichts mehr von irgendeinem Allah wissen, der einem Ding wie mir zu existieren gestattete, auch wenn es mein wohlverdientes Schicksal war.

Ich wurde zu einem Wanderer und beschloss: Sollte ich dafür verdammt werden, was ich war, würde ich auch sicherstellen, dass ich es verdiente. Und so griff ich wieder zum Schwert, für jeden, der mich anheuerte. Die Gründe bedeuteten mir nichts, nur die Feldzüge und das Plündern zählten, da ich nun wieder nach jenem grausamen Grundsatz lebte: Vergieße Blut, immer wieder. Wie hätte ich besser für meine Nahrung sorgen können als in der Rolle eines Söldners?

Als ich in der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts heimkehrte, fand ich die Nachkommen meiner Familie, doch nichts war übrig geblieben von Hugh von Burgund, auch nichts *für* ihn, einzig eine trübe Erinnerung an Vorfahren, die sich den Kreuzzügen angeschlossen hatten und von denen man nie wieder hörte. Dort zu bleiben, hätte mehr Trauer als Trost gebracht.

Ich musste nicht lange nach meinem nächsten Auftrag suchen. Die Herzöge von Burgund, so erfuhr ich, hielten noch immer die Tradition des Kreuzzuges aufrecht und stellten Ritter und Söldnertruppen auf, um an einer neuen Front gegen Moslems zu fechten: gegen die osmanischen Türken, die immerfort in Rumänien einfielen.

Und so zog ich los. Voller Eifer. Seit Jahrhunderten hatte ich kein derart lüsternes Blutbad mehr erlebt, und all der Zorn, Hass und die Anstiftung durch einen einzigen Mann, Vlad Dracula, Fürst der Walachei. Ich hatte vergessen, dass ein sterbliches Herz so kalt sein konnte.

Jahrhunderte der Übung hatten mich zu einem unbesiegbaren Krieger gemacht. Ich hatte jede mögliche Angriffstaktik gesehen, mit Schwert und Speer, Streitkolben und Kriegshammer, und dank der Wiederholung musste ich nur die kleinste Verlagerung eines Fußes oder Anspannung eines Armes sehen, um zu wissen, wie ich zu kontern hatte. Man konnte mich nicht täuschen. Man konnte mich nicht töten. Man konnte mich kaum berühren.

Töte zehn Feinde in einer einzigen Schlacht, und du verdienst Respekt. Töte zwanzig, und du bist ein Held. Fünfzig, und du bist ein Gott. Sie fielen vor meiner Klinge wie Getreide vor der Sichel, und selbst Vlad Dracula nahm Notiz von mir.

»Du kämpfst, wie kein Söldner je zuvor gekämpft hat«, sagte er mir, als wir auf einem von Leichen übersäten Feld standen. »Du kämpfst, als würdest du es auch tun, gäbe es keinen Sold dafür.«

Ich wohnte auf seinem Schloss. Ich speiste an seiner Tafel. Umgeben von den Leibern, die er gepfählt und im Hof zu einem Wald errichtet hatte, brachen wir gemeinsam das Brot und tauchten es in Schüsseln mit Blut.

Es war unvermeidlich, wie ich nun erkenne, dass er mich eines Tages auf einem Feld voll toter Türken ausmachen würde, wie ich mich aus dieser Quelle sättigte. Ich hatte es so oft getan, dass ich unvorsichtig geworden war. Als unsere Blicke sich trafen, während ich wie ein hungriger Wolf auf allen vieren über meiner Beute kauerte, wusste ich, dass er verstand. Dass er mich töten würde, weil ich ein scheußliches Ungeheuer war.

»Warst du einst ein Mensch?«, fragte er statt dessen, während von den brennenden Toten schwarzer und öliger Rauch aufstieg.

»Vor so langer Zeit, dass ich mich ihrer kaum mehr entsinnen kann, war ich ein Mensch.«

Er nickte mit grausigem Verlangen. »Dann hat dich ein anderer geschaffen, der das war, was du jetzt bist. Das, was du aus *mir* machen kannst.«

Ich hielt es für eine schreckliche Bitte. Niemand hatte je darum gebeten, so zu sein wie ich. Noch nie.

»Die Feldzüge, die noch vor mir liegen«, sagte er, »und all die Leben, die ich noch nehmen muss ... all das kann nicht in einem einzigen Menschenleben getan werden. Vielleicht aber in einem wie dem deinen.«

Und als es geschehen war – vielleicht einige Tage später –, wandelte ich durch jenen stinkenden Wald von Pfählen und Leichen, Blut und Fliegen, wiederum mit Tränen in den Augen und um Vergebung heischend. Nicht von ihnen. Doch von all jenen, die ihnen gewiss noch folgen würden.

Ich glaubte mich allein.

Doch selbst damals schien er schon alles zu sehen.

VII

Am Morgen meiner jüngsten Hinrichtung:

Meine Ellbogen waren von schweren Hämmern zerschmettert worden. Große Fetzen meines Fleisches waren mir von einem Mann mit einem hässlichen Kettendreschflegel aus dem Rücken gerissen worden. Meine Finger zerquetscht in Daumenschrauben, während man Stromstöße in meine Geschlechtsteile und mein Hinterteil gejagt hatte.

Es würde alles bald wieder heilen, doch der Schmerz war wirklich genug.

Als sie mich für gereinigt hielten, zerrte man mich auf einen öffentlichen Platz zur Hinrichtung, band mich an einen Pfosten und schoss mit fünf Gewehren auf mich.

Das kann auch jemand wie ich nicht einfach mit einem Achselzucken abtun. Ich vermute, dass ich für den Augenblick wahrlich tot aussah. Ich hörte später, dass ich sensationell blutete.

VIII

Doch in den Träumen meines Todes sah ich sie wieder: In meinen Träumen, während die Knochen sich neu formten und das Fleisch zusammenwuchs, in den Träumen, die ich im gewöhnlichen Schlaf nie

erlebe, weil ich zu beherrscht bin, um mich von solchen Dingen wie simpler Reue quälen zu lassen.

Es ist gerade erst zwei Wochen her, und doch habe ich schon so vieles von ihr vergessen. Doch in meinen Träumen erinnere ich mich dessen, was am wichtigsten ist.

Sie macht Skizzen auf der Piazza, und solange ich sie anblicke, scheint die Welt wieder voller Freundlichkeit und Versprechungen zu sein. Ich vergesse Gespenster, ich höre keinen Vulkan mehr. Ich missachte jeden argwöhnischen Blick und die Furcht, die sie engstirnig machen, und fast habe ich das Gefühl, etwas Besseres sein zu können als das Ding, das ich bin.

Überall, wohin sie geht, muss sie eine seltene Welt bei sich haben, in der Anmut noch möglich ist. Sie erblickt den Rauch und sieht Wolken. Sie blickt an gefällten Bäumen vorbei und sieht Schößlinge. Sie hält den Skizzenblock auf den Knien und einen dicken Kohlestift in der Hand; neben ihrem Fuß steht ein Espresso. Sie ist das schönste Geschöpf, das mich seit undenkbarer Zeit angesprochen hat.

»Dein Gesicht ... kommt mir so bekannt vor«, sagt sie mir. »Ich darf dich doch zeichnen, oder?«

Ich lasse sie. Sie fertigt eine Skizze an, dann noch eine. Eine dritte und eine vierte. Ich raste zwischen den einzelnen Blättern, und einmal schließe ich die Augen und lege den Kopf zurück und spüre mein Haar über die Schultern fallen.

»Jetzt hab' ich es!«, ruft sie und blickt sich selbstbewusst um. Sie kommt näher heran, weil sie klug genug ist, um nicht zu laut zu sprechen. »Dein Gesicht ... ist wie das Gesicht auf dem Leichentuch. Erstaunlich, diese Ähnlichkeit.«

Ich lächle und sage ihr, dass ich das schon mal gehört habe.

In meinem Innern schmerzt es heftig, weil ich ihr nicht sagen kann, dass es für diese Ähnlichkeit einen guten Grund gibt.

IX

Die Leichen politischer Gefangener und religiöser Büßer erhielten nur selten ein Begräbnis, da es genügend Raum unter Rom gab, in den Katakomben, die schon seit Jahrhunderten Knochen schluckten. Dort legte man sie nieder und vergaß sie, und das tat man auch mit mir.

Als ich im Geruch von Staub und Moder und Verfall erwachte, wartete er bereits. Er hielt einen namenlosen elfenbeinfarbenen Schädel in den Händen.

»Dies war absolut nicht mein Plan, weißt du. Aber als du nach Rom kamst... konnte ich unmöglich widerstehen«, sagte Vlad. »Ich spürte im Laufe der Jahrhunderte mindestens ein dutzend Mal deine Gegenwart in meiner Nähe. So nahe. Doch nie so nah wie dieses Mal. Du hast doch nicht etwa geglaubt, du könntest in meiner Stadt ein- und ausgehen, ohne mir wieder zu begegnen?«

Ich schüttelte den Kopf. Vermutlich nicht.

»Und es ist dir auch sicher nicht entgangen, dass es dein Gesicht auf ihrem Leichentuch ist.«

Wieder schüttelte ich den Kopf. Mein langes Haar, mein Bart, jeden Tag wurde die Ähnlichkeit größer.

»Also hast du es so gewollt, Hugh. Du hast es gewollt. Ich habe die Macht, es dir zu gewähren. Das Leichentuch ist seit vielen Jahren in Turin weggesperrt. Doch die Schlüssel gehören mir.«

»Ich glaube, du willst es mehr als ich.«

»Natürlich. Ich liebe die Kirche, doch ich würde nicht davor zurückschrecken, sie völlig zu vernichten. Was geschehen kann, wenn die Menschen erkennen, was wir getan haben, wen wir ihrer Meinung nach zum Tode verurteilten. Ich lasse es darauf ankommen. Deine erste öffentliche Handlung könnte sein, dass du deinen Henkern vergibst. Oder aber du bringst nicht Frieden, sondern das Schwert – wie ich schon sagte, brauche ich die Kardinale nicht mehr, da ich nun dich habe.

Wie dem auch sei, ich werde der Welt das geben, was die Kirche nie vermochte. Etwas, das sie seit zweitausend Jahren verspricht. *Das* wird meinem Schlachtvieh einen Grund geben, sich wieder zusammenzureißen, um die nächsten paar Jahre zu überleben. Wenn sie den Glauben an sich selbst verloren haben, dann wird vielleicht dein Anblick und die Botschaft deiner Auferstehung genügen, um ihn wiederherzustellen.«

»Dein Schlachtvieh?«, flüsterte ich. »Sind sie noch immer nicht mehr für dich als das?«

»Warum sollten sie das? Es ist ein altes Gesetz, das ungezählte Male in der Natur Anwendung findet. Wenn das Wild ausstirbt, verhungern die Wölfe. Was sollten sie mir darüber hinaus bedeuten?«

Ich versuchte mich aufzusetzen, nackt und wund und voller Schorf in diesem neuerlichen Leichentuch. »Du bist wirklich der Teufel, nicht wahr?«

Er reichte mir die Hand. »Sehr angenehm, nach all der Zeit Ihre Bekanntschaft zu machen.«

Ich nahm seine Hand; was hätte ich sonst auch tun sollen, da ich zu steif war, um mich von dieser harten Steinplatte zu erheben. Vlad half mir auf die Beine.

»Vergiss nur nicht«, warnte er mich, »du magst vielleicht der Fleisch gewordene Sohn Gottes sein, aber du bist dennoch in meiner Hand.«

Er führte mich an den glücklicheren Toten vorbei zu den Stufen, die uns zurück in die Welt bringen würden.

Und von hier an kennt ihr den Rest der Geschichte.

GUY DE MAUPASSANT

Der Horla

(2. Fassung)

8. Mai. – Welch ein wunderschöner Tag! Den lieben langen Morgen lag ich im Gras vor meinem Haus unter der mächtigen Platane, die das Anwesen völlig überdeckt, ihm Schatten spendet und Schutz bietet. Ich lebe gerne in dieser Gegend, ich liebe sie, weil ich hier verwurzelt bin, weil hier die tiefen, zarten Wurzeln verankert sind, die einen Menschen an das Land ketten, wo seine Vorfahren geboren und gestorben sind, die ihn mit all dem verbinden, was man denkt und was man ist, mit Brauchtum und Sitten so gut wie mit Speise und Trank, mit den landläufigen Redensarten und der besonderen Klangfarbe und Sprechweise der Bauern, mit dem Geruch der Erdscholle, der Dörfer und sogar der Luft.

Ich liebe mein Haus, in dem ich groß geworden bin. Aus meinen Fenstern sehe ich hinab auf die Seine, die hinter der Landstraße meinen Garten entlangfließt, beinah auf meinem Grund und Boden, die große, breite Seine, die von Rouen hinunter nach Le Havre strömt, über und über mit vorbeifahrenden Schiffen bedeckt.

Linker Hand, weit hinten, liegt Rouen, die große Stadt mit ihren blauen Dächern, ausgebreitet unter dem Gewimmel von spitzen gotischen Türmen. Zahllos sind sie, schlank und zierlich oder breit und gedrungen, und über alle hinaus ragt der gusseiserne Dachreiter der Kathedrale empor. Und überall sind Glocken, die im blauen Dunst des schönen Morgens leuchten und bis zu mir herüber ihr sanftes fernes dröhnendes Klingen senden, ihren ehernen Gesang, den mir der Wind zuträgt, bald stärker und dann wieder schwächer, je nachdem die Brise anschwillt oder abnimmt.

Wie wohlig war mir an diesem Morgen zu Mute! Wie war das Leben schön!

Gegen elf Uhr glitt ein langer Schiffszug, gezogen von einem Schleppdampfer, der kaum größer aussah als eine Fliege und vor Anstrengung keuchte und röchelte und eine dicke Rauchsäule ausspie, vor meinem Gartengitter vorbei.

Nachher fuhren zwei englische Schoner flussabwärts, deren rote flatternde Wimpel sich vom blauen Himmel abhoben, und dann segelte

ein prachtvoller brasilianischer Dreimaster vorüber, ein schneeweißes, blitzsauberes und funkelglänzendes Fahrzeug. Ich winkte ihm zu, warum, weiß ich nicht, so freute mich der Anblick dieses schmucken Schiffs.

11. Mai. – Seit ein paar Tagen habe ich leichtes Fieber. Ich fühle mich nicht recht wohl, oder vielmehr: ich bin missgelaunt und traurig gestimmt.

Woher kommen wohl solche geheimnisvollen Einflüsse, die unser Glücksgefühl in Niedergeschlagenheit und unser Selbstvertrauen in Trostlosigkeit verwandeln? Man hat das Gefühl, die Luft, die unsichtbare Luft sei erfüllt von nicht wahrnehmbaren Gewalten und Mächten, deren rätselhafte Natur wir spüren. Ich erwache munter und fröhlich, am liebsten möchte ich singen. – Weshalb nur? – Ich gehe am Wasser entlang, und auf einmal, nach einem kurzen Spaziergang, kehre ich todestraurig und verzweifelt nach Hause zurück, als erwarte mich dort irgendein Unheil. – Warum? – Hat ein kalter Frostschauer meine Haut gestreift, meine Nerven zerrüttet und meine Seele verdüstert? Ist vielleicht die Form der Wolken daran schuld oder die Färbung des Tageslichts, die Farbe der Dinge, die immerzu wechselt und sich verändert? Hat sie mein Denkvermögen getrübt, meine Gedanken verwirrt, als sie durch meine Augen einging? Kann man das wissen? Alles, was uns umgibt, alles, was wir sehen, ohne dass wir es bewusst wahrnehmen, alles, was wir flüchtig berühren, woran wir streifen, ohne dass wir es zur Kenntnis nehmen, alles, was wir anrühren, ohne es greifbar zu spüren, alles, was wir antreffen, ohne es zu erkennen, hat auf uns, auf unsere Organe und durch sie auf unsere Vorstellungen und sogar auf unser Gemüt eine sofortige überraschende und unerklärliche Wirkung.

Wie ist es doch tief, dieses Mysterium des Unsichtbaren! Mit unseren unzulänglichen Sinnen vermögen wir es nie zu ergründen, sei es mit unseren Augen, die nicht das allzu Große und nicht das allzu Kleine wahrnehmen können, die weder Dinge, die zu nahe, solche, die zu entfernt sind, schauen können, weder die Bewohner eines Sterns, noch die Bewohner eines Wassertropfens ... Auch nicht mit unseren Ohren, die uns täuschen und trügen, denn sie übermitteln uns die Schwingungen der Luft als tönende Klänge. Sie sind zauberkundige Feen, die das Wunder vollbringen, diese Bewegung in Laute zu verwandeln, und lassen durch diese Metamorphose die Musik entstehen, die das stumme Weben der Natur zum Singen und Klingen bringt ... Nicht mit unserm Geruchssinn, der schwächer ist als die Witterung eines Hundes ... Nicht

mit unserem Geschmack, der ja kaum das Alter eines Weines unterscheiden kann!

Ach, hätten wir doch andere Organe, die für uns andere Wunder vollbrächten, wie viele Dinge könnten wir rings um uns noch entdecken!

16. Mai. – Ich bin krank, so viel ist sicher! Dabei war ich vergangenen Monat so wohlauf, so gesund fühlte ich mich! Ich habe Fieber, qualvoll zehrendes Fieber, oder vielmehr ein fieberhaftes Gereiztsein, unter dem mein Gemüt ebenso schwer leidet wie mein Körper. Ununterbrochen habe ich das grässliche Gefühl einer drohenden Gefahr, jenes schaurige Angstgefühl eines Unglücks, das bevorsteht, oder des nahenden Todes, diese Vorahnung, die fraglos darauf hindeutet, dass mich eine unbekannte Krankheit befallen hat und nun in meinem Blut und meinem Fleische keimt.

18- Mai. – Ich habe meinen Arzt aufgesucht, denn ich konnte nicht mehr schlafen. Er stellte fest, mein Puls sei zu rasch, die Augen seien erweitert, meine Nerven hochgradig gereizt, doch fand er keinerlei Besorgnis erregende Symptome. Ich soll mich kalt duschen und Brom schlucken.

18. Mai. – Keine Veränderung. Mein Zustand ist wirklich sonderbar beängstigend. Je näher der Abend vorrückt, um so quälender befällt mich eine unbegreifliche Unrast, ein Unruhegefühl, als berge die Nacht für mich eine fürchterliche Drohung. Ich schlinge rasch mein Essen hinunter, und dann versuche ich zu lesen. Aber ich verstehe kein Wort von dem Gelesenen. Ich kann kaum die Buchstaben unterscheiden. Nun wandere ich in meinem Wohnzimmer auf und ab, unter dem lastenden Druck einer unklaren, unüberwindlichen Angst, ich fürchte mich vor dem Schlaf, vor dem Zubettgehen.

Gegen zehn Uhr gehe ich hinauf in mein Schlafzimmer. Sobald ich es betreten habe, drehe ich den Schlüssel zweimal um und stoße den Riegel vor. Ich habe Angst ... wovor?... Bisher fürchtete ich mich nie, vor gar nichts ... Ich mache meine Kästen sperrangelweit auf und schaue unters Bett. Ich lausche, horche ... worauf? ... Wie seltsam, dass ein einfaches Unwohlsein, eine Kreislaufstörung vielleicht, die Überreizung eines Nervenstrangs, eine leichte Verdauungsstörung, eine ganz belanglose, kleine Beeinträchtigung im unvollkommenen und so heiklen Funktionieren unseres lebenden Organismus aus dem heitersten Menschen einen melancholischen Schwarzseher, aus einem beherzten Mann einen memmenhaften Hasenfuß machen kann? Hierauf lege ich mich ins Bett und warte auf den Schlaf, wie man etwa dem Henker

entgegenbangt. Ich erwarte ihn voll Todesangst, und voll Entsetzen schaudere ich seinem Kommen entgegen. Und mein Herz klopft rasend, meine Beine zittern, und mein ganzer Leib bebt und zuckt in den warmen Leintüchern, bis zu dem Augenblick, da ich mit einem Mal in Schlaf falle, so etwa, wie man in einen brackigen Wasserstrudel stürzt und darin ertrinkt. Ich fühle ihn nicht mehr herankommen, wie früher stets, diesen arglistigen Schlaf, der in meiner Nähe versteckt auf der Lauer liegt, mich im nächsten Augenblick schon beim Kopf packen, mir die Augen schließen und mich gänzlich auslöschen und zunichte machen wird.

Ich schlafe – lange – zwei, drei Stunden. Dann würgt mich ein Traum, nein – ein Albdruck. Ich fühle genau, wie ich daliege, dass ich schlafe ... Ich spüre und weiß es ... Und dabei spüre ich auch, wie sich jemand an mich heranschleicht, mich betrachtet, betastet, auf mein Bett steigt, auf meiner Brust kniet, meinen Hals mit seinen Händen umkrallt und dann zudrückt... mit aller Kraft zudrückt, um mich zu erwürgen.

Ich wehre mich dagegen und bin doch wehrlos, gebunden von der entsetzlichen Ohnmacht, die uns in den Träumen lahmt. Ich will schreien und kann doch nicht. Ich will mich bewegen und bin außerstande, es zu tun. Unter entsetzlichem Kraftaufwand und mit äußerster Anstrengung, keuchend und nach Luft ringend, versuche ich mich umzudrehen, dieses Wesen abzuschütteln, das mich erdrückt und erstickt – und ich kann es einfach nicht.

Und plötzlich wache ich auf, halb wahnsinnig vor Angst, mit Schweiß bedeckt. Ich zünde eine Kerze an. Ich bin allein.

Nach diesem Anfall, der sich Nacht für Nacht wiederholt, schlummere ich endlich ein und schlafe dann ruhig bis zum Morgen.

2. Juni. – Mein Zustand hat sich noch verschlimmert. Was habe ich nur? Das Brom hilft nichts. Die Duschen sind wirkungslos. Letzthin wollte ich meinen ohnehin doch so abgematteten Körper so recht müde laufen und machte einen Spaziergang in den Wald bei Roumare. Zuerst glaubte ich, die frische Luft, die milde, lind-leichte Witterung, erfüllt vom Wohlgeruch des satten Laubs und der Kräuter, lasse neues Blut in meine Adern einströmen und beschere meinem Herzen frische Kraft. Ich schlug einen langen, breiten Jagdweg ein und wandte mich dann La Bouille zu, über einen schmalen Pfad, der zwischen langen Reihen von übermäßig hohen Bäumen hinführt, so dass sich zwischen mir und dem Himmel ein dichtes grünes, beinah schwarzes Laubdach ausbreitete.

Ein Schauer erfasste mich plötzlich, nicht etwa ein Kälteschauer, vielmehr ein seltsamer, sonderbarer Angstschauer.

Ich schritt rascher aus, weil mir nicht recht geheuer war, so ganz allein in diesem Wald. Ich hatte Angst, grundlose, dumme, lächerlich einfältige Angst in dieser tiefen Waldeinsamkeit. Auf einmal war mir, als folge mir jemand, als bleibe mir jemand dicht auf den Fersen, ganz nahe, ganz dicht hinter mir, so dass er mich beinahe berührte.

Ich drehte mich jäh um. Ich war allein. Hinter mir sah ich nur die schnurgerade, breite Baumallee, leer, hoch und Furcht erregend leer. Und auch auf der ändern Seite zog sie sich hin, so weit man sehen konnte, völlig gleich, erschreckend leer und öde.

Ich schloss die Augen. Weshalb? Und dann fing ich an, mich auf einem Absatz zu drehen, rasend schnell, wie ein Kreisel. Erst als ich taumelte, stolperte und fast hingeschlagen wäre, öffnete ich die Augen wieder. Die Bäume tanzten rundum, der Boden schwankte und wogte. Ich musste mich niedersetzen. Und dann, ja, dann wusste ich nicht mehr, wo ich hergekommen war. Ein beklemmendes Gefühl! Seltsam! Eine sonderbare Wahnvorstellung! Ich wusste es einfach nicht mehr. Schließlich ging ich auf der Seite weiter, die zu meiner Rechten lag, und gelangte wieder auf den Weg, der mich mitten in den Wald hineingeführt hatte.

3. Juni. – Die Nacht war grauenvoll. Ich werde für ein paar Wochen verreisen. Eine kleine Reise wird mich bestimmt wiederherstellen.

2. Juli. – Ich bin wieder daheim. Ich bin gesund, geheilt. Übrigens habe ich eine wunderschöne Wanderung gemacht. Ich habe den Mont Saint-Michel besucht, den ich noch nicht kannte.

Welch ein erhabener Anblick, wenn man – wie ich – gegen Abend in Avranches ankommt! Die Stadt liegt auf einer Anhöhe. Man führte mich in den öffentlichen Park ganz am Ende der Stadt. Ich stieß vor Staunen und Überwältigung einen lauten Schrei aus. Eine mächtige Bucht dehnte sich vor mir aus, so weit mein Auge blickte, zwischen zwei breit auseinanderliegenden Küstenarmen, die sich in blauer Ferne im Dunst verloren. Und inmitten dieser unabsehbaren gelben Bucht ragte unter einem goldlichten, klaren Himmel, finster und spitz, ein eigenartig geformter Berg mitten aus den Sanddünen empor. Die Sonne war untergegangen, und auf dem blutroten Horizont hob sich der fantastische Felsen scharf umrissen ab, mit seinem überirdisch-großartigen Bauwerk zuoberst auf dem Gipfel.

Sobald der Morgen graute, machte ich mich auf den Weg dorthin. Es war Ebbezeit, wie am Abend zuvor, und ich sah, je näher ich herankam, wie sich die überwältigend eindrucksvolle Abtei vor mir immer jäher

und himmelnäher auftürmte. Ich hatte mehrere Stunden Wegs zu gehen, bis ich zu dem ungeheuren Steinblock gelangte der das Städtchen, überragt von der großen Kirche, trägt. Ich erklomm die enge, steile Gasse und betrat das wundersamste gotische Bauwerk, das je auf Erden zu Gottes Pries und Ehre aufgeführt ward, einen Bau, weit und geräumig wie eine Stadt, mit zahllosen niedrigen Sälen, die unter Gewölben und hohen Galerien, gestützt von zierlichen, schlanken Säulen, gleichsam erdrückt werden. Ich trat in dieses riesengroße Kleinod aus Granit, das luftig-leicht wirkt wie eine Brabanter Spitze, überdeckt mit Türmchen und schlanken Dachreitern, zu denen eng gewundene Treppen empor führen, ein wahres Gewimmel von Türmen und Zinnen, die in den blauen Himmel der Tage und in den schwarzen Himmel der Nächte ihre bizarren Köpfe hinausrecken, starrend von wunderlich seltsamen Tiergestalten, Schimären, Teufelsfratzen, riesengroßen ungeheuerlichen Blumen, und untereinander durch zierliche, feingemetzte Bogen, mit reichem Bildwerk verziert, verbunden.

Als ich zuoberst angelangt war, sagte ich zu dem Mönch, der mich begleitete: »Wie müssen Sie sich hier wohl fühlen, Pater!«

»Viel Wind«, gab er mir zur Antwort, und nun entspann sich ein Gespräch zwischen uns, während wir dem heranflutenden Meer zuschauten, das immer höher stieg, über den Sand wogte und ihn mit einem stahlblauen Panzer überzog.

Und der Mönch erzählte mir Geschichten, eine um die andere, all die alten Sagen, die an diesem Orte spielten, Legenden, Mären und immer wieder Heiligenlegenden.

Eine von ihnen machte tiefen Eindruck auf mich. Die Leute hierzulande, die Einwohner des Berges, behaupten, man höre nächtlicherweile in den Sanddünen sprechen, dann sei das Meckern von zwei Ziegen zu vernehmen; die eine Stimme töne laut, die andere schwach und leise. Ungläubige Zweifler versichern, das seien nichts weiter als Schreie von Meervögeln, die zuweilen anzuhören seien wie Blöken oder Gemecker, manchmal aber menschlichen Klagelauten ähnlich klingen. Dahingegen schwören verspätet heimkehrende Fischer, sie seien zwischen Ebbe und Flut, zwischen zwei Gezeiten, einem alten Schäfer begegnet, der auf den Dünen rund um das weltabgelegene Städtchen umherirrte. Seinen Kopf könne man nie sehen, er habe stets seinen Mantel darüber gedeckt.

Vor sich her treibe er einen Ziegenbock mit einem Männerantlitz und eine Ziege mit einem Frauenkopf. Beide hätten langes weißes Haar und sprächen in einem fort miteinander, zankten sich in einer

unverständlichen Sprache und hörten dann plötzlich auf zu reden, um dafür aus Leibeskräften zu meckern.

»Glauben Sie daran?«, fragte ich den Mönch.

Er murmelte: »Ich weiß es nicht.«

»Gäbe es auf Erden andere Geschöpfe, als wir sind«, entgegnete ich, »wie war's möglich, dass wir sie nicht längst schon kennen? Wieso hätten Sie diese Wesen nicht auch schon zu Gesicht bekommen? Und warum sollte ich sie noch nie gesehen haben?«

Da antwortete er: »Sehen wir denn den hunderttausendsten Teil dessen, was war und ist? Sehen Sie, zum Beispiel der Wind, die gewaltigste Kraft, die es in der Natur gibt, der Männer zu Boden wirft, Häuser zum Einsturz bringt, Bäume entwurzelt, das Meer zu himmelhohen Wogenbergen aufwühlt, Dämme einreißt und große Schiffe auf die Klippen treibt, der Wind, der tötet, der pfeift und stöhnt und brüllt ... Haben Sie ihn jemals zu Gesicht bekommen? Können Sie ihn sehen? Und doch ist er da.«

Vor dieser einfachen, herzenseinfältigen Beweisführung verstummte ich. Dieser Mann war ein Weiser, oder vielleicht ein Schwachkopf. Bestimmt hätte ich das nicht sagen können. Aber ich erwiderte nichts darauf. Was er da sagte, das hatte ich mir schon oftmals überlegt.

3. Juli. – Ich habe schlecht geschlafen. Sicherlich ist hier irgendein fieberhafter, krank machender Einfluss spürbar, denn mein Kutscher leidet unter den gleichen Angstzuständen wie ich. Als ich gestern nach Hause kam, war mir seine eigenartige Blässe aufgefallen. Ich fragte ihn: »Was fehlt Ihnen, Johann?«

»Was mir fehlt? Ich kann nicht mehr schlafen, kann mich nicht mehr ausruhen. Meine Nächte fressen meine Tage auf. Seit der gnädige Herr abgereist ist, hat mich das befallen, als sei ich verhext.«

Den ändern Bediensteten geht es soweit gut. Aber ich habe entsetzliche Angst, es könne mich wieder befallen.

4, *Juli.* – Es ist soweit. Ich bin wieder krank. Meine Angstträume sind erneut aufgetreten. Heute Nacht habe ich gespürt, wie jemand auf mir kauerte, seinen Mund auf meinen presste und mir das Leben von meinen Lippen saugte. Ja, er sog es aus meiner Kehle wie ein Blutegel. Dann hob er sich von mir, gesättigt und vollgesogen, und ich erwachte so wund, so zerschlagen und todmüde, dass ich mich nicht mehr regen konnte. Wenn das noch ein paar Tage so weitergeht, reise ich bestimmt wieder ab.

5. Juli. – Habe ich den Verstand verloren? Was sich ereignet hat, was ich letzte Nacht mit angesehen habe, ist so sonderbar, so rätselhaft und merkwürdig, dass sich mein Kopf nicht mehr zurechtfindet, wenn ich daran denke!

Wie ich jetzt allabendlich zu tun pflege, hatte ich meine Tür verriegelt und den Schlüssel umgedreht. Dann trank ich ein halbes Glas Wasser, weil ich durstig war, und dabei bemerkte ich ganz zufällig, dass die Flasche bis hinauf zum Kristallstöpsel mit Wasser gefüllt war.

Hierauf ging ich zu Bett und fiel in Schlaf, in den grauenvollen Schlaf, den ich nachgerade genugsam kannte, und zwei Stunden später wurde ich durch einen noch grauenhafteren Schock aus diesem bleischweren Alb gerissen.

Stellt euch einen Mann vor, den man im Schlaf ermordet und der mit einem Messer in der Lunge erwacht, röchelnd, blutbesudelt, der nicht mehr atmen kann und mit dem Tode ringt und gar nicht begreift, was mit ihm geschieht... So war mir zumute.

Als ich endlich wieder bei Verstand und Besinnung war, bekam ich erneut Durst. Ich zündete eine Kerze an und trat zu dem Tisch, auf dem meine Wasserkaraffe stand. Ich hob sie auf und neigte sie über mein Glas. Kein Tropfen Wasser floss heraus ... Sie war leer. Sie war vollkommen leer! Zuerst wurde ich gar nicht klug daraus und konnte es nicht begreifen. Dann auf einmal befiel mich eine so fürchterliche Erregung, dass ich mich setzen musste, oder vielmehr auf einen Stuhl hinsank. Alsbald aber fuhr ich mit einem Satz wieder auf und blickte um mich. Dann setzte ich mich erneut, vor Staunen und Angst fast von Sinnen, vor die durchsichtige Kristallflasche. Ich starrte sie mit stieren Augen unverwandt an und suchte das Rätsel zu lösen. Meine Hände zitterten. Jemand hatte also dieses Wasser ausgetrunken? Wer denn? Ich etwa? Ja, zweifellos hatte ich's getan! Ich allein konnte es getan haben! Dann war ich also ein Nachtwandler, ich lebte, ohne es zu wissen, dieses geheimnisvolle Doppelleben, das Zweifel aufkommen lässt, ob zwei Wesen in uns wohnen, oder ob ein fremdes, nicht erkennbares und unsichtbares Wesen in manchen Augenblicken, wenn unsere Seele benommen und empfindungslos ist, unseren in Banden liegenden Körper belebt, der diesem fremden Wesen wie uns selbst gehorcht, ja noch mehr als uns selber.

Ach, wer wird meine entsetzliche Todesangst begreifen? Wer wird die Erregung eines Menschen verstehen können, der geistig gesund und hellwach, bei Verstand und Besinnung ist und voll Entsetzen durch das Glas einer Karaffe hindurch sieht, dass ein bisschen Wasser daraus

verschwunden ist, während er schlief? Und ich blieb da sitzen, bis es Tag wurde, und wagte nicht wieder ins Bett zu gehen.

6. Juli. – Ich werde wahnsinnig! Heute Nacht hat wieder jemand meine ganze Wasserflasche leergetrunken. Oder vielmehr: ich habe sie ausgetrunken!

War ich es aber wirklich? Bin ich's gewesen? Wer denn könnte es sonst gewesen sein? Wer? O mein Gott! Werde ich verrückt? Wer kann mich retten?

10. Juli. – Ich habe eben ganz erstaunliche Versuche angestellt. Ganz entschieden, ich bin verrückt! Und doch! ...

Am sechsten Juli stellte ich vor dem Zubettgehen Wein, Milch, Wasser, Brot und Erdbeeren auf meinen Tisch.

Jemand hat – oder besser: ich habe alles Wasser und ein wenig Milch getrunken. Weder Wein noch Brot noch die Erdbeeren hat man angerührt.

Am siebenten Juli habe ich denselben Versuch nochmals vorgenommen, mit dem gleichen Ergebnis.

Am achten Juli ließ ich das Wasser und die Milch weg. Nun rührte man gar nichts an.

Endlich, am neunten Juli, stellte ich nur das Wasser und die Milch auf den Tisch, wickelte aber die Karaffe sorgfältig in weiße Musselintücher und machte die Stöpsel mit Schnüren fest. Dann rieb ich mir Lippen, Bart und Hände mit Graphitstaub ein und ging hierauf zu Bett.

Der unbezwingliche Schlaf übermannte mich wieder, dem bald das grauenvolle Erwachen folgte. Ich hatte mich überhaupt nicht bewegt. Sogar meine Leintücher und die Kissen wiesen nicht den kleinsten Fleck auf. Ich lief zum Tisch. Die Tücher, mit denen ich die Flaschen umwickelt hatte, waren weiß geblieben. Vor Angst zitternd, löste ich die Schnüre auf. Das ganze Wasser war ausgetrunken! Die ganze Milch hatte man getrunken! Ach, mein Gott! ...

Ich werde noch heute nach Paris fahren.

12. Juli. – Paris. Ich hatte also in den letzten Tagen den Verstand verloren. Ich muss ein Spielball meiner überreizten Fantasie gewesen sein, es sei denn, ich bin wirklich somnambul oder einem jener Einflüsse erlegen, deren Vorkommen man zwar festgestellt hat, die man jedoch bis jetzt nicht erklären kann, den so genannten Suggestionen nämlich. Auf jeden Fall war ich dem Wahnsinn nahe, und ein vierund-

zwanzigstündiger Aufenthalt in Paris hat genügt, um mich wieder ins Gleichgewicht zu bringen.

Gestern erledigte ich Besorgungen und machte Besuche, und das brachte frische, neubelebende Luft in meine Seele und mein Gemüt. Zum Abschluss des Abends ging ich ins Theater. Man spielte ein Stück von Alexandre Dumas dem Jüngeren. Dieser aufgeweckte, mächtige Geist hat mich dann vollends gesund gemacht. Sicher ist eines: Die Einsamkeit ist für geistige Arbeiter gefährlich. Unsereiner braucht Menschen um sich, Menschen, die denken und reden. Bleiben wir längere Zeit allein und auf uns selber angewiesen, so bevölkern wir die leere Öde mit Gespenstern.

Ich bin höchst vergnügt und in heiterster Bestimmung über die Boulevards ins Hotel zurückgegangen. Während ich mir so durch das dichte Menschengedränge einen Weg bahnte, dachte ich nicht ohne höhnische Untergefühle an meine Angstzustände, an meine Bedenken und Mutmaßungen der vergangenen Woche, denn ich hatte wirklich und allen Ernstes geglaubt, ein unsichtbares Wesen wohne unter meinem Dach. Wie ist unser Kopf doch schwach und gerät in Verwirrung und außer sich, sobald nur ein geringfügiges unbegreifliches Vorkommnis uns zustößt!

Anstatt dass wir dann schlicht und einfach den Schluss ziehen: Ich begreife es nicht, weil mir die Ursache unfassbar ist, ersinnen wir alsbald allerlei Schrecken erregende Mysterien und übersinnliche Mächte.

14. Juli. – Feier der Republik. Ich bin durch die Straßen spazieren gegangen. Die Knallfrösche, Raketen und Fahnen machten mir Spaß wie einem kleinen Kind. Es ist doch eigentlich reichlich dumm, wenn man an einem amtlich festgelegten Datum, auf ein Regierungsdekret hin, fröhlich ist. Das Volk ist eine stumpfsinnige Herde, die sich bald stupid-geduldig, dann aber wieder grausam und blutrünstig-aufständisch benimmt. Man sagt ihm: Vergnüge dich! Und folgsam vergnügt es sich. Dann befiehlt man ihm wieder: Geh hin und bekämpfe deinen Nachbarn! Und es geht hin und kämpft. Man gebietet ihm: Gib deine Stimme dem Kaiser. Und es stimmt für den Kaiser. Und hernach sagt man ihm: Gib deine Stimme der Republik! Und es stimmt für die Republik.

Seine Führer sind die gleichen Dummköpfe; aber anstatt Menschen zu gehorchen, folgen sie Grundsätzen, die ja nicht anders ab albern, unfruchtbar und falsch sein können, eben weil es Grundsätze sind, das heißt Vorstellungen und Gedanken, die für sicher und unwandelbar gelten, und dies in einer Welt, wo man gar nichts mit Sicherheit weiß, ist

doch sogar das Licht eine Illusion, sind doch auch Laute und Töne pure Illusion.

15. Juli. – Gestern habe ich Dinge gesehen, die mich tief verwirrten. Ich speiste bei meiner Kusine, Madame Sablé, deren Gatte das 76. Jägerregiment in Limoges befehligt. Außer mir waren noch zwei junge Frauen da, von denen die eine einen Arzt, den Doktor Parent, geheiratet hat, der sich viel mit nervösen Erkrankungen und den merkwürdigen Manifestationen befasst, zu denen augenblicklich die Experimente über Hypnose und Suggestion Anlass bieten.

Er erzählte uns lange und eingehend von den erstaunlichen Ergebnissen, die gewisse englische Forscher und auch die Arzte der Schule von Nancy erzielt haben.

Die Tatsachen, die er vorbrachte, schienen mir derart seltsam und unglaublich, dass ich erklärte, das glaube ich einfach nicht.

»Wir sind im Begriff«, behauptete er aufs Bestimmteste, »eines der wichtigsten Geheimnisse der Natur zu lüften, ich meine damit eines ihrer wichtigsten Geheimnisse auf dieser Erde. Denn sie birgt sicherlich noch andere, die unvergleichlich viel wichtiger sind, dort in weiter, weiter Ferne, auf den Sternen. Seitdem der Mensch denkt, seit er seine Gedanken äußern und aufschreiben kann, fühlt er, wie ihn ein Geheimnis spürbar umgibt, das aber für seine groben und unvollkommenen Sinne undurchdringlich bleibt. Und er versucht, durch Aufbietung seiner ganzen Intelligenz die Ohnmacht seiner Organe wettzumachen. Als sich seine Intelligenz noch im Rudimentärzustand befand, nahm dieses Vertrautsein mit den unsichtbaren Phänomenen banal Furcht und Schrecken erregende Gestalten an. Daraus entstanden dann die im Volk verbreiteten abergläubischen Vorstellungen vom Übersinnlichen, die Sagen von umgehenden Geistern, von Kobolden, Gnomen, Gespenstern, ja ich möchte sogar sagen: die Sage von Gott; denn unsere Konzeptionen von einem welterschaffenden Schöpfer, von welcher Religion sie auch immer gekommen sein mögen, sind wohl die stümperhaftesten, stumpfsinnigsten, aberwitzigsten und unglaubhaftesten Ausgeburten, die jemals dem verängstigten Gehirn der Geschöpfe entsprungen sind. Ich kenne keinen treffenderen und wahreren Ausspruch als das Wort Voltaires: Gott hat den Menschen nach seinem Bilde geschaffen, aber der Mensch hat es ihm wahrlich heimgezahlt.

Aber seit etwas mehr als einem Jahrhundert ahnt man anscheinend doch etwas Neues. Mesmer und ein paar andere Männer haben uns auf eine unerwartete Spur geführt, und wir sind tatsächlich, besonders seit etwa vier, fünf Jahren, zu überraschenden Ergebnissen gelangt.«

Meine Kusine, die gleichfalls höchst ungläubig tat, lächelte. Da sagte der Doktor Parent zu ihr: »Soll ich einmal versuchen, Sie einzuschläfern, gnädige Frau?«

»Ja, mir soll's recht sein.«

Sie setzte sich in einen Lehnstuhl, und er fing an, ihr starr und faszinierend in die Augen zu blicken. Ich spürte dabei plötzlich, wie ich leicht verwirrt wurde; mein Herz pochte rasend, und meine Kehle war wie zugeschnürt. Ich sah, dass die Augen der jungen Frau immer schwerer mit dem Schlaf kämpften, wie sich ihr Mund verkrampfte und verzerrte und ihre Brust keuchte.

Zehn Minuten später schlief sie tief und fest.

»Stellen Sie sich hinter ihren Stuhl«, gebot mir der Arzt.

Und ich setzte mich in ihrem Rücken auf einen Sessel. Nun gab er ihr eine Visitenkarte in die Hände und sagte zu ihr: »Da haben Sie einen Spiegel. Was sehen Sie darin?«

Sie antwortete: »Ich sehe meinen Vetter.«

»Was tut er?«

»Er zwirbelt seinen Schnurrbart.«

»Und jetzt?«

»Er zieht eine Fotografie aus der Tasche.«

»Was ist das für eine Fotografie?«

»Seine eigene.«

Das stimmte. Die Fotografie hatte man mir am gleichen Abend erst ins Hotel geschickt.

»Wie ist er auf dieser Fotografie abgebildet?«

»Er steht da und hält seinen Hut in der Hand.«

Sie sah also in dieser Karte, in diesem weißen Karton, genauso deutlich wie in einem Spiegel.

Die jungen Frauen standen Todesängste aus und baten immer wieder: »Genug! Es ist genug! Hören Sie auf!«

Doch der Doktor sagte befehlend: »Morgen stehen Sie um acht Uhr auf. Dann gehen Sie zu Ihrem Vetter ins Hotel und bitten ihn, er möge Ihnen fünftausend Franken vorstrecken; Ihr Gatte wolle das Geld von Ihnen haben und werde es bei seiner nächsten Reise fordern.«

Hierauf weckte er sie.

Als ich ins Hotel zurückging, dachte ich über diese seltsame Zusammenkunft nach, und es kamen mir allerhand Zweifel, nicht etwa an der unbedingten, über allen Argwohn erhabenen Zuverlässigkeit und Redlichkeit meiner Kusine, die ich von Kindsbeinen auf wie meine eigene Schwester kannte, sondern an einem möglichen Täuschungstrick des Arztes. Hielt er nicht vielleicht in seiner Hand einen Spiegel

verborgen, den er der eingeschläferten Frau gleichzeitig mit der Visitenkarte vorhielt? Die berufsmäßigen Zauberkünstler wenden noch ganz andere merkwürdige Finten an.

Ich ging also nach Hause und legte mich ins Bett.

Heute Vormittag nun wurde ich aber von meinem Diener gegen halb neun Uhr geweckt. Er meldete mir: »Madame Sablé ist da und wünscht Sie sofort zu sprechen.«

Ich kleidete mich eilig an und empfing sie.

Sie war schrecklich verstört, als sie sich setzte. Ohne ihren Schleier zu lüften und mit niedergeschlagenen Augen stammelte sie: »Lieber Vetter, ich muss Sie um eine große Gefälligkeit bitten.«

»Was steht zu Diensten, liebe Kusine?«

»Es fällt mir sehr schwer, es Ihnen zu sagen, und doch muss es sein. Ich brauche dringend fünftausend Franken.«

»Aber das ist doch nicht Ihr Ernst? Sie brauchen ...?«

»Ja, ich, oder vielmehr mein Mann. Er benötigt sie und hat mich beauftragt, sie ihm zu beschaffen.«

Ich war so verblüfft, dass ich nur noch irgendetwas Unverständliches, Zusammenhangloses als Antwort stammeln konnte. Ich fragte mich, ob sie sich wirklich nicht über mich lustig mache, ob sie nicht mit dem Doktor einen mutwilligen Streich abgekartet, einen Scherz verabredet habe, den sie nun höchst ungezwungen und äußerst geschickt spielte.

Als ich sie aber aufmerksam ins Auge fasste, schwanden alle meine Zweifel. Sie zitterte vor Angst, so peinlich war ihr dieser Schritt, so schmerzlich und schwer kam er sie an, und ich spürte, dass ein verhaltenes Schluchzen sie im Halse würgte.

Ich wusste, dass sie sehr reich war. Und so sagte ich zu ihr:

»Aber Sie wollen mir doch nicht weismachen, dass Ihr Mann keine fünftausend Franken flüssig hat? Überlegen Sie doch einmal! Sind Sie ganz sicher, dass er Ihnen den Auftrag gegeben hat, mich um das Geld zu bitten?«

Sie zögerte sekundenlang, als koste es sie große Anstrengung, in ihrer Erinnerung danach zu forschen. Schließlich antwortete sie: »Ja ... ja ... ich bin ganz sicher.«

»Hat er Ihnen geschrieben?«

Wiederum zögerte sie und dachte angestrengt nach. Ich erriet wie qualvoll ihre Überlegung sein musste. Sie wusste es nicht. Das Einzige, was sie wusste, war, dass sie von mir fünftausend Franken für ihren Gatten borgen müsse. Sie log also sogar.

»Ja, er hat mir geschrieben.«

»Wann denn? Gestern haben Sie mir doch gar nichts davon gesagt.«

»Ich habe seinen Brief erst heute erhalten.«

»Können Sie mir den Brief zeigen?«

»Nein ... nein ... nein ... er enthielt allerlei vertrauliche Mitteilungen, Intimitäten ... die allzu persönlich sind ... Ich habe ... ich habe ihn verbrannt.«

»Dann macht Ihr Mann also Schulden?«

Sie zögerte wieder, dann flüsterte sie: »Ich weiß nicht.«

Unvermittelt erklärte ich ihr nun rundheraus: »Leider kann ich momentan keine fünftausend Franken entbehren, liebe Kusine.«

Sie stieß einen unterdrückten Schmerzensschrei aus.

»Oh, bitte, bitte, treiben Sie das Geld auf!«

Sie steigerte sich in eine schreckliche Aufregung hinein, faltete die Hände und flehte mich an. Ich hörte, wie ihre Stimme eine völlig andere Klangfarbe bekam; sie weinte und stammelte, gepeinigt und gehetzt, im Banne des bindenden Befehls, den sie erhalten hatte und gegen den es kein Widerstreben gab.

»Oh! Oh! Ich bitte Sie, flehe Sie kniefällig an ... Wenn Sie wüssten, wie ich leide! ... Ich muss das Geld heute noch haben.«

Sie tat mir Leid.

»Sie sollen es binnen kurzem bekommen, das verspreche ich Ihnen.«

Da jubelte sie wie ein Kind: »Oh! Dank! Haben Sie tausend Dank! Wie gut Sie sind!«

Ich fragte sie nun: »Erinnern Sie sich noch, was gestern Abend in Ihrem Salon vorgefallen ist?«

»Ja.«

»Wissen Sie noch, dass Doktor Parent Sie eingeschläfert hat?«

»Gewiss.«

»Nun denn, er hat Ihnen befohlen, mich heute am frühen Vormittag aufzusuchen und mich um ein Darlehen von fünftausend Franken zu bitten, und in diesem Augenblick gehorchen Sie seiner Suggestion.«

Sie dachte eine Weile angestrengt nach, dann gab sie mir zur Antwort: »Aber wenn doch mein Mann das Geld braucht...«

Eine geschlagene Stunde lang versuchte ich sie zu überzeugen, aber alles war umsonst.

Als sie fortgegangen war, begab ich mich eilends zum Doktor. Er wollte gerade ausgehen und hörte mich lächelnd an. Dann fragte er: »Glauben Sie's jetzt?«

»Ja, ich muss wohl.«

»Kommen Sie mit, wir gehen zu Ihrer Kusine.«

Sie lag todmüde auf einem Ruhebett und schlief beinahe. Der Arzt fühlte ihr den Puls, hob dann eine Hand gegen ihre Augen und blickte sie

scharf und starr an. Sie schloss langsam und nach und nach die Lider unter der unwiderstehlichen, zwingenden Gewalt dieser magnetischen Kraft.

Als sie eingeschläfert war, sprach er zu ihr: »Ihr Mann hat die fünftausend Franken nicht mehr nötig! Sie werden somit vergessen, dass Sie Ihren Vetter gebeten haben, Ihnen das Geld zu leihen; und wenn er Sie je daraufhin anspricht, verstehen Sie nicht, was er meint.«

Dann weckte er sie auf. Ich zog meine Brieftasche hervor. »Hier, liebe Kusine, ist das, worum Sie mich heute früh gebeten haben.«

Sie war dermaßen überrascht, dass ich nicht weiter darauf zu bestehen wagte. Immerhin versuchte ich, ihrem Gedächtnis nachzuhelfen, doch sie bestritt alles aufs Bestimmteste, glaubte am Ende gar, ich mache mich über sie lustig, und es fehlte gar nicht viel, und sie wäre schließlich allen Ernstes böse geworden.

Das also habe ich erlebt! – Ich bin eben nach Hause gekommen und habe nichts essen können, so hat mich dieses Experiment erschüttert und aufgewühlt.

19. Juli. – Manche Bekannten, denen ich dieses Erlebnis erzählte, haben mich ausgelacht. Ich weiß gar nicht mehr, was ich denken soll. Der Weise spricht: Vielleicht.

21. Juli. – Ich war zum Nachtessen in Bougival. Dann habe ich den Abend auf dem Ball der Kahnfahrer verbracht. Es kommt doch entschieden immer drauf an, wo und in welcher Umgebung man sich befindet. Auf der *Ile de la Grenouillère* ans Übersinnliche zu glauben wäre schon der Gipfel des Irrsinns ... Auf der Höhe des Mont Saint-Michel jedoch! Und gar in Indien! Wir erliegen doch zum Erschrecken leicht dem Einfluss unserer Umgebung. Ich werde nächste Woche nach Hause fahren.

30. Juli. – Seit gestern wohne ich wieder in meinem Haus. Alles geht gut.

2. August. – Nichts Neues. Es ist prachtvolles Wetter. Den ganzen Tag schaue ich zu, wie die Seine vorbeifließt.

4. August. – Es hat Streit zwischen meinen Dienstboten gegeben. Sie behaupten, jemand zerschlage des Nachts die Gläser in den Schränken. Der Diener bezichtigt die Köchin, die gibt der Wäschebesorgerin die

Schuld, und diese wiederum behauptet, die beiden ändern hätten es getan. Wer ist nun der Täter? Wer das sagen könnte, müsste schon das Gras wachsen hören!

6. August. – Diesmal bin ich nicht verrückt! – Ich habe es gesehen! ... Wirklich gesehen! ... Mit eigenen Augen gesehen! ... Ich kann nicht mehr zweifeln! ... Ich habe es gesehen! ... Es friert mich jetzt noch bis unter die Nägel... Die Angst sitzt mir noch jetzt im Mark. ... Ich habe es gesehen! ...

Ich ging um zwei Uhr im strahlenden Sonnenschein in meinem Garten bei den Rosenbäumchen spazieren, zwischen den Herbstrosenstämmchen, die eben zu blühen anfangen.

Gerade als ich stehen blieb, um eine *Géant des Batailles* anzuschauen, die drei prachtvolle Blüten trug, da sah ich, sah ganz deutlich, dicht neben mir, wie sich der Stiel einer dieser Rosen herabbog, als habe ihn eine unsichtbare Hand abgedreht, und dann brach er ab, als habe diese Hand die Blume gepflückt. Dann schwebte die Rose aufwärts, in einem weiten Bogen, dem gleichen, wie ihn ein Arm beschrieben hätte, um sie an einen Mund zu führen, und dann blieb sie in der durchsichtigen Luft gleichsam hängen, unbeweglich, ganz allein, ein Grauen erregender roter Fleck, drei Schritte von meinen Augen entfernt.

In namenlosem Entsetzen warf ich mich auf die Blüte und wollte sie mit beiden Händen packen. Doch griff ich ins Leere. Sie war verschwunden. Da wütete ich in rasendem Zorn gegen mich selber; denn es geht einfach nicht an, dass ein vernunftbegabter, ernster Mann solche Halluzinationen hat.

War es aber wirklich eine Halluzination? Ich machte kehrt, um den Blütenstiel zu suchen, und fand ihn auch ohne Weiteres an dem Strauch. Er war frisch geknickt, zwischen zwei anderen Rosen, die noch an dem Ästchen blühten.

Da ging ich völlig verstört und innerlich im tiefsten Herzen erregt ins Haus. Denn jetzt bin ich sicher, so sicher wie feststeht, dass Tag und Nacht immer abwechseln, jetzt ist kein Zweifel mehr möglich, dass in meiner unmittelbaren Nähe ein Wesen existiert, das sich von Wasser und Milch nährt, das die Dinge und Gegenstände anrühren, sie wegnehmen und vom Platz rücken kann, ein Wesen, das folglich eine materielle Natur besitzt, wenngleich es für unsere Sinne nicht wahrnehmbar ist, ein Wesen, das gleich mir unter meinem Dache wohnt...

7. August. – Ich habe ruhig geschlafen. Er hat das Wasser aus meiner Karaffe getrunken, meinen Schlaf aber hat er nicht gestört.

Ich frage mich, ob ich wahnsinnig bin. Neulich, als ich am hellichten Tag bei schönstem Sonnenschein den Fluss entlang spazieren ging, kamen mir Zweifel an meinem Verstand, nicht etwa nur so vage Zweifel, wie sie mich bisher geplagt hatten, sondern greifbar präzise, unumstößlich absolute Zweifel. Ich habe schon Wahnsinnige gesehen, ich habe welche gekannt, die waren klug und verständig, einsichtig, luzid, ja sogar ausgesprochen klar blickend in allen Belangen des Lebens, außer in einem Punkt. Sie redeten über alles und jedes klar, anpassungsfähig und wendig, gründlich und tiefsinnig, und unversehens prallte ihr Denken auf die Klippe ihres Wahnsinns und zerschellte, zerbarst in Stücke, verzettelte sich und ging unter in dem grausigen und wilden Ozean voller aufpeitschender, himmelhoher Wogen, Nebelschwaden, Sturmgewitter, den man gemeinhin ›Wahnsinn‹ nennt.

Gewiss, ich würde mich für verrückt, für gänzlich und vollkommen verrückt halten, wäre ich nicht bei vollem Bewusstsein, hätte ich nicht genaueste Kenntnis von meinem Zustand, könnte ich ihn nicht durchschauen, erforschen und mit ungeschwächter Hellsichtigkeit zergliedern. Ich wäre somit bloß ein vernunftbegabter, verständig redender und vernünftig überlegender Mensch, der an Halluzinationen leidet. Vielleicht hat sich in meinem Gehirn irgendeine bisher noch nie aufgetretene Störung vollzogen, eine von jenen Störungen, die heute die Physiologen festzustellen, näher zu bestimmen und zu beschreiben versuchen. Und diese Störung hat möglicherweise in meinem Geist, in der Ordnung und Logik meines Denkens, eine tiefe Spaltung ausgelöst. Ähnliche Erscheinungen treten im Traum auf, der uns durch die unwahrscheinlichsten Fantasmagorien führt, ohne dass wir darüber weiter erstaunt sind, weil unser Bewusstsein, das Kontrollorgan, ausgeschaltet ist, während die Fantasie, unsere Befähigung zu ausschweifenden Gedankenausgeburten, wach und in Tätigkeit ist. Ist es nicht möglich, dass eine der winzig kleinen und nicht wahrnehmbaren Tasten in der Klaviatur des Hirns bei mir gelähmt ist? Es gibt ja Menschen, die als Folge eines Unfalls das Namengedächtnis verlieren oder sich an keine Zeitwörter oder Ziffern, oder auch nur an Daten mehr zu erinnern vermögen. Dass alle Parzellen unseres Denkapparats lokalisiert sind, gilt heute als erwiesen. Was ist nun also Erstaunliches daran, dass meine Fähigkeit, die Unwirklichkeit gewisser Halluzinationen zu kontrollieren, augenblicklich bei mir gehemmt oder ausgeschaltet ist?

An all dies dachte ich, während ich das Flussufer entlang ging. Das Wasser glitzerte und flimmerte im Sonnenschein, die ganze Erde war herrlich und köstlich, mein Herz war erfüllt von Lebenslust, voll Liebe

zu den Schwalben, an deren flinkem, pfeilschnellem Fluge sich meine Augen weideten, zu den Gräsern am Flussbord, deren Rauschen und Flüstern mein Ohr beglückte.

Nach und nach beschlich mich indessen ein unerklärliches Unbehagen, durchdrang mich zuinnerst bis in meine Seele. Ein Zwang, so schien es mir, eine geheimnisvoll okkulte Macht lahmte mich, hielt mich auf, hinderte mich am Weitergehen, rief mich zurück, lockte mich rückwärts. Ich verspürte jene schmerzvolle innere Nötigung, nach Hause zu gehen, die einen manchmal quält und bedrückt, wenn man einen geliebten Kranken daheim allein gelassen hat und nun auf einmal das angstvolle Gefühl hat, sein Leiden habe sich plötzlich verschlimmert.

Ich kehrte also, ungern nur und wider meinen Willen, nach Hause zurück, in der sicheren Erwartung, daheim eine schlimme Nachricht, einen Brief oder eine Depesche vorzufinden. Aber es war nichts da; und ich war noch lange überrascht und unruhig, tiefer erschüttert, als wenn ich aufs Neue eine fantastische Vision erlebt hätte.

8. August. – Gestern habe ich einen grauenhaft schaurigen Abend verlebt. Er macht sich nicht mehr bemerkbar, aber ich spüre ihn rings um mich, in meiner Nähe, fühle, dass er mich umlauert, beobachtet, in mich eingeht und mich durchschaut, mich beherrscht und noch weit Furcht erregender ist, weil er sich solchermaßen verborgen hält, als wenn er durch übernatürliche Erscheinungen seine unsichtbare und immerwährende Gegenwart kundtäte. Ich habe trotz allem geschlafen.

9. August. – Nichts. Aber ich ängstige mich.

10. August. – Nichts. Was wird wohl morgen geschehen?

11. August. – Immer noch nichts. Ich kann nicht länger mit dieser Angst und diesen Gedanken, wie sie sich in meiner Seele eingenistet haben, in meinem Hause leben. Ich werde abreisen.

12. August, 10 Uhr abends. – Den ganzen Tag wollte ich fortgehen konnte es aber nicht. Ich wollte diesen Akt des freien Willens vollbringen, der doch so einfach und leicht zu bewerkstelligen ist: ich brauchte ja bloß aus dem Haus zu gehen, meinen Wagen zu besteigen und nach Rouen zu fahren – ich brachte es nicht fertig, konnte es einfach nicht. Warum?

13. August. – Wenn man von gewissen Krankheiten befallen wird, scheinen alle Triebfedern zerbrochen, alle Kräfte zunichte gemacht, alle Muskeln schlaff geworden, die Knochen erweicht wie Fleisch, und das Fleisch zu Wasser verflüssigt. Genau das Empfinden habe ich in meiner seelischen Verfassung; es ist seltsam, beängstigend und zum Verzweifeln! Ich habe keinerlei Kraft, keinerlei Mut, gar keine Selbstbeherrschung mehr, nicht einmal mehr so viel Macht über mich, dass ich meinen Willen betätigen oder auch nur wecken könnte. Ich kann nicht mehr wollen; dafür aber will jemand für mich, und ich gehorche.

14. August. – Ich bin verloren! Jemand hat Besitz von meiner Seele ergriffen und herrscht über sie! Jemand bestimmt gebieterisch alles, was ich tue, alle meine Regungen, alle meine Gedanken. Ich bin nichts mehr, habe keine Macht mehr über mich selber, ich bin nur noch ein sklavischer und verängstigter Zuschauer all der Dinge, die ich vollbringe. Ich möchte ausgehen, aber ich kann nicht. Er will es nicht, und ich bleibe in sinnlosem Entsetzen zitternd und verzagt in dem Lehnstuhl sitzen, wo er mich festgebannt hält. Ich möchte nur aufstehen, mich bloß ein wenig erheben, damit ich glauben darf, ich sei noch Herr über mich selbst. Ich kann es nicht! Ich bin an meinem Stuhl festgenietet, und mein Sessel ist am Fußboden angewachsen, so dass keine Kraft der Welt uns von der Stelle zu rücken oder aufzuheben vermöchte.

Dann auf einmal muss ich, muss ich unbedingt und um jeden Preis, zuhinterst in meinen Garten gehen und Erdbeeren pflücken und sie essen. Und ich gehe hin. Ich pflücke Erdbeeren und esse sie! Oh, mein Gott! Mein Gott! Mein Gott! Gibt es einen Gott? Wenn es einen Gott gibt, so erlöse mich, rette mich! Hilf mir! Vergib mir!

Gnade und Erbarmen! Rette mich! Oh, wie ich leide! Welche Qual muss ich ausstehen! Welch grauenvolle Todesqual!

15. August. – Sicherlich, so besessen und gebannt handelte meine arme Kusine, als sie zu mir kam und die fünftausend Franken von mir borgen wollte. Sie stand unter dem Zwang eines fremden Willens, der in sie eingegangen war wie eine andere, eine zweite Seele, eine schmarotzende und herrschsüchtige. Will denn die Welt untergehn? Doch wer ist Der, der mich in seinen Bann zwingt und beherrscht, wer ist der, dieser Unsichtbare? Wer ist dieser Unerkennbare, dieses schleichende, herumstreichende und nicht zu fassende Wesen von übersinnlicher Art?

Also gibt es unsichtbare Wesen! Weshalb haben sie sich dann seit Erschaffung der Welt noch nie in so erkennbarer und deutlicher Art manifestiert wie bei mir? Ich habe noch nie etwas dem Ähnliches

gelesen, was in meinen vier Wänden geschehen ist. Oh, wenn ich mein Haus verlassen könnte, wenn ich fortgehen, fliehen und nie wieder hierher zurückkehren könnte! Dann wäre ich gerettet. Aber ich kann es ja nicht.

16. August. – Heute habe ich ihm zwei Stunden lang entrinnen können, wie ein Sträfling, der ganz unverhofft und zufällig die Tür seines Kerkers offen findet. Ich fühlte, dass ich plötzlich frei und dass Er fort war. Da gab ich Befehl, geschwind anzuspannen, und so entkam ich und gelangte nach Rouen. Was ist es doch für ein beseeligendes Glücksgefühl, zu einem Menschen sagen zu können: »Fahren Sie nach Rouen!«

Ich ließ vor der Bibliothek halt machen und bat, mir die umfängliche Abhandlung des Doktors Hermann Herestauß über die unbekannten Bewohner der antiken und heutigen Welt zu leihen.

Dann aber, gerade als ich wieder meinen Wagen besteigen und sagen wollte: »Zum Bahnhof!« – da schrie ich, ja, ich schrie es mit so lauter Stimme, dass sich die Leute auf der Straße umdrehten: »Nach Hause!«, und sank vor Angst halb ohnmächtig auf das Polster meines Wagens. Er hatte mich wiedergefunden und aufs Neue von mir Besitz ergriffen.

17. August. – Ach, was für eine Nacht! Und doch will mich bedünken, ich müsste eigentlich von Herzen froh sein. Bis ein Uhr morgens habe ich gelesen. Hermann Herestauß, Doktor der Philosophie und Theologie, hat die Geschichte und die Manifestationen aller unsichtbaren Wesen, die um den Menschen herumlauern, oder von denen er träumt, beschrieben. Er beschreibt ihre Herkunft, ihren Wirkungsbereich, ihre Macht. Doch keines von ihnen allen gleicht dem, das mich verfolgt und quält. Es ist, als ob der Mensch, seit er denkt, ein neues Wesen geahnt und gefürchtet hätte, das stärker ist als er, seinen Nachfolger in dieser Welt, und als habe er ihn nahe gefühlt und, da er die Wesenheit und Natur dieses künftigen Meisters nicht voraussehen konnte, in seinem Entsetzen das ganze fantastische Volk der okkulten Wesen geschaffen, der nebelhaften Phantome, der Ausgeburten seiner Angst.

Ich las also bis um ein Uhr früh und setzte mich dann ans offene Fenster, um meine Stirne und meine Gedanken im ruhigen Nachtwind zu kühlen.

Es tat gut, die Luft war lind und mild, ein laues Lüftlein wehte. Wie hätte ich früher eine solche Nacht genossen!

Eine mondlose Nacht. Die Sterne flimmerten am tiefschwarzen Himmel mit flackerndem Blinken. Wer bewohnt diese Welten? Was für Gestalten, welche Lebewesen, welche Tiere und Pflanzen sind dort zu

finden? Was wissen die Geschöpfe in diesen himmelfernen Welten mehr als wir? Was vermögen sie mehr als wir? Was sehen sie, und wir kennen es nicht? Wird nicht eines von ihnen eines Tages den Weltenraum durchmessen und auf unserer Erde erscheinen, um sie zu erobern, wie einstmals die Normannen übers Meer gefahren kamen, um die schwächsten Völker zu versklaven?

Wir sind ja so anfällig, so schwächlich, so wehrlos, unwissend und klein, wir Menschlein auf diesem Kotspritzer, der in einem Wassertröpfchen schwimmt.

Unter solchen Träumereien schlummerte ich im kühlen Nachtwind ein.

Als ich nun etwa vierzig Minuten geschlafen hatte, schlug ich die Augen wieder auf, ohne mich zu rühren oder irgend zu bewegen, aufgeschreckt durch eine unerklärliche Erregung, ein seltsam unbestimmtes, rätselhaftes Angstgefühl. Zunächst sah ich gar nichts, dann plötzlich wollte mir sein, eine Seite des aufgeschlagenen Buches auf dem Tisch habe sich ganz von selbst umgewendet. Kein Lufthauch war durch das Fenster hereingekommen. Ich starrte ganz überrascht darauf und wartete. Nach etwa vier Minuten sah ich, ja, ich sah mit eigenen Augen, wie eine andere Seite sich aufhob und auf die vorhergehende niederfiel, als habe sie ein Finger umgeblättert. Mein Lehnstuhl war leer, schien jedenfalls leer. Doch war mir bewusst, dass Er da war, dass Er an meinem Platz saß und las. Mit einem wütenden Sprung, dem Sprung einer wilden Bestie, die ihren Bändiger anspringt und ihm die Gedärme mit einem Prankenhieb zerfetzen will, setzte ich quer durch mein Zimmer, um ihn zu fassen, zu packen, ihn zu umschlingen und ihm den Garaus zu machen! ... Aber noch ehe ich meinen Sessel erreichen konnte, stürzte er um, als ob jemand vor mir geflohen sei ... Mein Tisch schwankte, die Lampe fiel um und erlosch, und mein Fenster schloss sich, als habe sich ein ertappter Einbrecher in die Nacht hinausgeschwungen und sich dabei mit beiden Händen an den Fensterflügeln festgehalten.

Er hatte also die Flucht ergriffen! Er hatte Angst gehabt, Angst vor mir! Er fürchtete sich vor mir!

Dann ... dann ... konnte ich also ... morgen ... oder später einmal, irgendwann einmal... dann werde ich ihn also in die Hände bekommen, ihn darniederhalten und mit meinen Fäusten auf dem Boden zerdrücken! Beißen nicht auch die Hunde zuweilen ihre Herren und erwürgen sie?

18. August. – Ich habe den ganzen Tag nachgedacht. 0 ja, ich werde ihm gehorchen, allen seinen Einflüsterungen und Wünschen nachgeben, ihm

stets seinen Willen tun, ich will unterwürfig, fügsam und feige kuschen. Er ist der Stärkere. Aber es wird eine Stunde kommen ...

19. August. – Ich weiß ... ich weiß ... jetzt weiß ich alles! Ich habe in der *Revue du Monde Scientifique* Folgendes gelesen: »Eine recht seltsame Nachricht kommt uns aus Rio de Janeiro zu. Danach wütet ein Wahnsinn, ein epidemisch auftretender Wahnsinn, vergleichbar den ansteckenden Wahnsinnsepidemien, die im Mittelalter die Völker Europas befielen, augenblicklich in der Provinz Sao Paolo. Die Bevölkerung verlässt, verrückt vor Angst, die Häuser, die Dörfer liegen verlassen da, die Kulturen veröden unbestellt und liegen brach; die Leute behaupten, sie würden verfolgt, besessen, beherrscht, wie Vieh in Menschengestalt, von einer Art von Vampiren, die ihnen im Schlaf das Leben aussaugen, und überdies Wasser und Milch trinken, ohne anscheinend andere Nahrung anzurühren.

Professor Don Pedro Henriquez ist in Begleitung mehrerer gelehrter Ärzte nach der Provinz Sao Paolo abgereist, um an Ort und Stelle Herkunft und Auftreten dieser überraschenden Wahnsinnsepidemie zu studieren und dem Kaiser die Maßnahmen vorzuschlagen, die ihm am ehesten geeignet scheinen, um diese dem Irrsinn verfallene Bevölkerung wieder zur Vernunft zu bringen.«

Aha! Ich weiß noch gut, wie damals der schmucke brasilianische Dreimaster unter meinen Fenstern Seine aufwärts vorbeisegelte. Es war am 8. Mai letzthin! Ich fand ihn so hübsch, so blitzweiß, so lustig! Und das Wesen war darauf! Es kam von dorther, wo seine Rasse aufgekommen ist! Und er hat mich gesehen! Mein Haus, das auch so grellweiß ist, ist ihm in die Augen gestochen, und er ist vom Schiff aufs Ufer herabgesprungen. Oh, mein Gott! Jetzt weiß ich, errate ich alles. Des Menschen Herrschaft ist vorbei.

Er ist gekommen, Er, den schon in frühester Zeit die kindlich unbefangenen Völker voll Schrecken und Entsetzen fürchteten, Er, den die Priester angstvoll beschworen und austrieben, den die Hexer und Zauberleute in finsteren Nächten anriefen, ohne dass er ihnen dazumal schon erschienen wäre, Er, dem die zeitweiligen Herren der Welt ahnungsvoll alle ungeheuerlichen oder anmutigen Gestalten verliehen, den sie als Gnomen, Geister, Elfen, Genien, Irrlichter, als Feen und Kobolde umgehen sahen. Nach den grobschlächtigen und plump-vergröbernden Verkörperungen der primitiven Angstvorstellungen haben weitblickende und scharfsichtige Männer ihn deutlicher vorausgeahnt. Mesmer hatte ihn vorausahnend bereits gekannt, und die Arzte haben schon seit zehn Jahren eindeutig und klar die Natur seiner Macht

erkannt, noch ehe Er sie selbst ausgeübt hatte. Sie haben mit dieser Waffe des neuen Weltherrn gespielt, die Herrschaft eines geheimnis- und rätselvollen Willens über die Menschenseele, die so versklavt wurde. Das nannten sie Magnetismus, Hypnose, Suggestion ... was weiß ich? Ich habe gesehen, wie sie sich, kleinen Kindern gleich, mit dieser schauerlichen Macht vergnügten. Weh uns! Wehe dem Menschen! Er ist gekommen, der ... der ... wie heißt er denn? ... der ... Es ist mir, als schreie er mir seinen Namen zu, und ich verstehe ihn nicht ... der ... ja ... Er schreit ihn ... Ich horche ... ich kann nicht... schreit ihn noch einmal... der ... Horla ... Jetzt habe ich's verstanden ... der Horla ... er ist's! ... der Horla ... Er ist gekommen! ...

Weh, der Geier hat die Taube zerrissen, der Wolf hat das Lamm gefressen. Der Löwe hat den Büffel mit den spitzen Hörnern verschlungen. Der Mensch hat den Löwen getötet, getötet mit dem Pfeil, dem Schwert, dem Feuergewehr. Aber der Horla wird den Menschen zu dem machen, wozu wir das Pferd und den Ochsen gemacht haben: zu seiner Sache, seinem Besitztum, seinem Diener und zu seiner Nahrung, einzig und allein durch die Übermacht seines Willens. Wehe über uns!

Und doch lehnt sich das Tier mitunter gegen seinen Bezwinger auf und tötet den, der es gezähmt hat... Auch ich will... Ich kann es ... Aber ich muss ihn kennen, ihn spüren und berühren, ihn sehen! Die Gelehrten behaupten, das Auge des Tieres unterscheide sich vom unsrigen, es sehe nicht scharf und deutlich wie das unsre ... Und mein Auge vermag den neu angekommenen Gebieter, der mich bedrängt und quält, nicht wahrzunehmen.

Warum? Oh, jetzt erinnere ich mich wieder an die Worte des Mönchs auf dem Mont Saint-Michel: »Sehen wir denn nur den hunderttausendsten Teil alldessen, was existiert? Sehen Sie, da ist zum Beispiel der Wind, die gewaltigste Kraft der Natur, der Wind, der Menschen umwirft, Gebäude einreißt, Bäume entwurzelt, das Meer zu himmelhohen Wogen aufpeitscht, Felsküsten zermürbt und die großen Meeresschiffe auf die Klippen wirft, der Wind, der tötet, der pfeift und heult und ächzt, der brüllt und tost. Haben Sie ihn je gesehen? Und können Sie ihn überhaupt sehen? Und doch existiert er.«

Und weiter überlegte ich: Mein Auge ist so schwach, so unvollkommen, dass es nicht einmal die harten Körper wahrnimmt, sobald sie durchsichtig sind wie Glas! ... Versperrt mir ein Spiegel, der kein bisschen trübe ist, den Weg, lässt es mich daran prallen, wie der Vogel, der sich in ein Zimmer verfliegt, an den Scheiben sein Köpfchen einrennt. Tausenderlei Dinge täuschen es außerdem und führen es irre.

Was ist also Erstaunliches dabei, wenn es einen neuen, unbekannten Körper nicht wahrnehmen kann, durch den das Licht hindurchscheint?

Ein neues, nie bisher gesichtetes Wesen! Warum denn nicht? Er musste über uns kommen, das ist gewiss! Warum wären wir die Letzten? Wir können ihn nicht sehen, wie alle ändern, die vor unserer Zeit erschaffen worden sind. Seine Natur ist eben vollkommener, sein Körper feiner organisiert und vollendeter gebildet als der unsere, der doch so schwach, so misslich und ungeschickt gebaut und angelegt, mit Organen behaftet, die immerfort überanstrengt und überspannt werden, gleich Federn, die allzu verwickelt sind. Unser Körper lebt ja wie eine Pflanze und wie ein Tier, er nährt sich mühsam von Luft, Gras und Fleisch, er ist eine belebte Maschine, die Krankheiten, Deformationen, ja der Zersetzung verfallen kann, eine kurzatmige, stößige, schlecht regulierte, lachhaft naive und verworrene Maschine, die sinnreich schlecht gebaut ist, ein zugleich plumpes und delikates Werk, ein Rohbau, ein unvollendeter Entwurf zu einem Wesen, das wohl einmal vollkommen weise und vollendet schön werden könnte.

Wir sind ein paar, wenige, so wenige Geschöpfe auf dieser Welt, von der Auster bis hinauf zum Menschen. Weshalb sollte nicht eines mehr Platz haben, nachdem die Periode abgeschlossen ist, die jeweils zwischen dem Auftreten der unterschiedlichen Gattungen liegt?

Weshalb nicht eines mehr? Warum keine anderen Bäume mit riesengroßen Blüten? Mit Blumen, die leuchtende Farben haben und ganze Gegenden mit ihrem starken Duft erfüllen? Warum keine ändern Elemente als Feuer, Luft, Erde und Wasser? – Vier sind sie, bloß ihrer vier, diese Nährväter der Lebewesen! Wie kümmerlich und kläglich! Warum nicht vierzig, vierhundert, viertausend? Wie armselig, schäbig, erbärmlich und elend ist alles! Wie kärglich und geizig geschenkt, wie dürftig erdacht, wie plump gemacht! Ah, der Elefant, das Nilpferd, wie viel Anmut ward an sie verschwendet! Und welche Eleganz an das Kamel!

Aber, wird man einwenden, der Falter! Eine Blume, die fliegt! Ich erträume einen Schmetterling, der so groß wäre wie das All, mit Flügeln, für deren Form, Schönheit, Farbe und Bewegung mir die Worte fehlen. Aber ich sehe ihn vor mir ... Er flattert von Stern zu Stern, spendet ihnen Kühlung, balsamische Düfte mit dem wohllautenden und leichten Hauch seines Fluges ... Und die Völker dort oben sehen ihm verzückt und hingerissen zu, wenn er vorüberfliegt! ...

Was habe ich denn? Er ist's, der Horla, der mich heimsucht, er gibt mir alle diese aberwitzigen Gedanken ein! Er ist in mir, er wird meine Seele. Ich muss ihn töten, ich werde es tun!

19. August. – Ich werde ihn töten. Ich habe ihn gesehen! Gestern Abend hab ich mich an den Tisch gesetzt; und ich tat, als schreibe ich hingegeben und aufmerksam. Ich wusste wohl, dass er dann kommen würde, dass er um mich herumstreichen würde, ganz nahe, so nahe, dass ich ihn vielleicht berühren und packen könnte. Und dann? ... Dann fände ich vielleicht die Kraft der Verzweiflung. Dann vermöchten meine Hände, meine Knie, meine Brust, meine Stirn, meine Zähne ihn zu erwürgen, zu zermalmen, zu zerfleischen, in Stücke zu reißen.

Und ich belauerte ihn mit allen meinen überreizten, aufs Äußerste gespannten Organen.

Ich hatte meine beiden Lampen angezündet und dazu noch die acht Kerzen auf dem Kamin, als hätte ich ihn in diesem hellen Licht entdecken können.

Mir gegenüber stand mein Bett, ein altes harthölzernes Säulenbett; rechts der Kamin; linker Hand die Tür, die sorgfältig abgeschlossen war, nachdem ich sie geraume Zeit hatte offen stehen lassen, um ihn zu mir hereinzulocken. Hinter mir stand in meinem Rücken ein hoher Spiegelschrank, den ich täglich zum Rasieren und auch zum Ankleiden benutze. Ich hatte mir angewöhnt, jedes Mal wenn ich daran vorbeiging, mich von Kopf bis Fuß darin zu betrachten.

Ich tat also, wie wenn ich schriebe, um ihn zu täuschen. Denn auch er belauerte mich. Und mit einem Mal spürte ich, war ich ganz sicher, dass er über meine Schulter hinweg mitlas, dass er da war und mein Ohr streifte.

Ich fuhr mit ausgestreckten Händen auf, so schnell, dass ich fast hingefallen wäre. Und was sah ich? ... Es war taghell im Zimmer, und ich sah mich nicht im Spiegel! ... Er war leer, klar, tief, voll Licht! Doch mein Spiegelbild war nicht darin!... Und dabei stand ich davor, gerade gegenüber! Ich sah das große, klar spiegelnde Glas von oben bis zuunterst. Und das starrte ich mit weit aufgerissenen, angstvoll geweiteten Augen an und wagte nicht näher zu gehen, einen Schritt vorwärts zu tun, ich wagte keine Bewegung mehr zu machen, und doch spürte ich deutlich, dass er da war, dass er mir aber auch diesmal wieder entwischen werde, Er, dieses Wesen, dessen unsichtbarer Leib mein Spiegelbild aufgezehrt hatte.

Ein tödliches Entsetzen packte mich. Dann, auf einmal, lichtete sich gleichsam der trübe Nebel im Spiegel, und ich konnte mich allmählich in

einem Dunsthauch, wie durch einen Wassertümpel hindurch, wieder sehen. Und es war mir, das Wasser fließe langsam, ganz langsam von links nach rechts, und mein Bild trete von Sekunde zu Sekunde immer deutlicher hervor. Es sah aus wie das Ende einer Sonnenfinsternis. Was mich verdeckte, schien keine fest umrissenen Ränder zu besitzen, sondern eine Art milchigtrübe Durchsichtigkeit, die nach und nach immer klarer wurde.

Endlich konnte ich mich wieder ganz sehen, wie bisher jeden Tag, wenn ich mich im Spiegel betrachtete.

Ich hatte ihn gesehen! Noch jetzt steckt mir das Entsetzen in allen Knochen, immer noch schaudere ich zusammen.

20. August. – Wie kann ich ihn töten? Wie? Ich kann ihn ja nicht fassen, kann ihn nicht greifen! Gift! Aber Er würde es ja sehen, wenn ich Gift ins Wasser mischte! Und hätten unsere Gifte überhaupt eine Wirkung auf seinen unsichtbaren, unwahrnehmbaren

Körper? Nein ... nein ... bestimmt nicht ... Dann aber? ... Was dann? ...

2l. August. – Ich habe aus Rouen einen Schlosser kommen lassen und bei ihm für mein Zimmer eiserne Rollläden in Auftrag gegeben, wie sie in Paris an gewissen Privathäusern im Erdgeschoss zu finden sind, als Schutz gegen Diebe und Einbrecher. Er muss mir auch eine ebensolche Tür anfertigen. Ich habe mich als Hasenfuß hingestellt, doch das ist mir gleich.

10. September. – Rouen, Hotel Continental. Es ist vollbracht... Es ist getan ... Ist er aber tot? Meine Seele ist zutiefst aufgewühlt und erschüttert von alldem, was ich erlebt habe.

Als gestern der Schlosser den eisernen Fensterladen und die Eisentür angebracht hatte, ließ ich beide bis um Mitternacht weit offen, obschon es allgemach recht kalt wurde.

Plötzlich spürte ich, dass Er da war, und eine tolle Freude, ein wildes Triumphgefühl packte mich. Langsam erhob ich mich, ging auf und ab, bald rechts hin, dann wieder links herum, lange und immer wieder, damit Er nichts ahnte. Dann zog ich meine Schuhe aus und schlüpfte gemächlich und gleichmütig in meine Pantoffeln. Nun ließ ich den eisernen Laden herunter, ging dann ruhigen Schritts zur Tür und verschloss auch die, und drehte zweimal den Schlüssel um. Hierauf kehrte ich zum Fenster zurück und machte es mit einem Hängeschloss fest, dessen Schlüssel ich in die Tasche steckte.

Nun wurde mir auf einmal bewusst, dass Er voll Unruhe um mich herumschlich, dass auch Er jetzt Angst hatte, dass Er mir befahl, ihm aufzumachen. Fast hätte ich nachgegeben; doch ließ ich mich nicht erweichen noch einschüchtern, sondern stellte mich mit dem Rücken an die Tür, öffnete sie einen Spalt weit, gerade so weit, dass ich rücklings hinausschlüpfen konnte. Da ich sehr groß bin, kam ich mit dem Kopf oben am Türbalken an. Ich war ganz sicher, dass Er nicht hatte entweichen können, und ich schloss ihn ganz allein ein, ganz allein! Wie jubelte ich in meinem Herzen! Ich hatte ihn in meiner Gewalt! Dann rannte ich die Treppe hinunter und holte in meinem Wohnzimmer, das gerade unter meinem Schlafzimmer lag, die beiden Lampen, goss das ganze Öl auf den Teppich, auf die Möbel, überallhin. Nun steckte ich das Ganze in Brand und brachte mich in Sicherheit, nachdem ich zuvor noch das große Eingangstor gut verschlossen und den Schlüssel zweimal umgedreht hatte.

Ich versteckte mich zuhinterst im Garten in einem Lorbeergehege. Wie lange es dauerte! Wie unerträglich lang ging es! Alles war pechschwarz, stumm, reglos. Kein Lüftlein ging, kein Stern war am Himmel zu sehen, Berge von Wolken, die man nicht sah, die aber schwer, so schwer auf meiner Seele lasteten.

Ich blickte unverwandt auf mein Haus und wartete. Wie lange es währte! Schon glaubte ich, das Feuer sei von selbst wieder erloschen, oder Er habe es gelöscht, da zersprang eines der Fenster im Erdgeschoss unter dem Druck der Feuersbrunst, und eine Flamme, eine mächtige rot und gelbe Flamme schoss lang, weich, liebkosend an der Hausmauer hoch und beleckte sie bis hinauf zum Dach. Ein Feuerschein lief über die Bäume hin, durch die Äste, die Blätter, und auch ein Schauer, ein Angstschauer! Die Vögel erwachten, ein Hund fing an zu heulen. Mir schien, der Tag graue eben. Zwei andere Fenster barsten bald darauf, und ich sah, dass der ganze untere Teil meines Hauses nur noch ein lichterloh brennender Glutofen war. Doch da gellte ein Schrei, ein grauenvoller Schrei, schrill, herzzerreißend durch die Nacht, eine weibliche Stimme, die in Todesängsten um Hilfe schrie, und zwei Mansardenfenster wurden aufgerissen. Ich hatte meine Dienstboten vergessen! Ich sah ihre verstört angstverzerrten Gesichter, sah, wie sie verzweifelt winkten und die Arme verwarfen! ...

Da rannte ich voll Entsetzen und halb irrsinnig vor Schrecken und Grausen ins Dorf und brüllte, dass mir die Stimme überschlug: »Zu Hilfe! Zu Hilfe! Es brennt! Es brennt!« Ich begegnete Leuten, die bereits herbeigelaufen kamen, und ich kehrte mit ihnen um. Ich wollte auch zuschauen!

Das Haus war jetzt nur noch ein grauenvoller und prachtvoller Feuerbrand, ein ungeheuerlicher flammender Holzstoß, der weithin das Land erhellte, eine Feuerlohe, in der Menschen verbrannten und wo auch Er brannte, Er, Er, mein Gefangener, das neue Wesen, der neue Herr, der Horla!

Jählings krachte das ganze Dach zusammen und verschwand zwischen den Hauswänden, und ein Vulkan von lodernden Flammen schoss Funken sprühend himmelhoch empor. Durch die offenen Fensterlöcher sah ich hinein in den Glutofen, sah ich dieses flammenzüngelnde Feuerbecken und sagte mir, da drinnen liege Er, in diesem lodernden, glutverzehrten Ofen, tot...

Tot? Wer weiß? ... Sein Körper? Sein Leib, durch den das Tageslicht hindurchschien, war er nicht vielleicht unzerstörbar für die Vernichtungsmittel, die unsere Körper töten?

Wenn Er nun nicht tot wäre?... Vielleicht hat die Zeit allein Macht über das unsichtbare und furchtbare Wesen? Warum besäße Er diesen durchsichtigen, nicht erkennbaren Körper, diesen Geisterleib, wenn Er, auch Er, Krankheiten, Wunden, Bresten und Übel, Siechtum und vorzeitige Vernichtung zu fürchten hätte?

Vorzeitige Vernichtung? Die ganze entsetzensvolle Angst, das Todesgrauen des Menschen kommt nur von ihr! Nach dem Menschen tritt der Horla auf! - Auf das Geschöpf, das sterben kann, alle Tage, zu jeder Stunde, allminütlich, ein Opfer jedes beliebigen Unfalls, ist nun Der gefolgt, der erst an seinem vorbestimmten Tag sterben muss, zu seiner Stunde, seiner Minute, weil Er an die Grenzen seines Daseins gerührt hat!

Nein ... nein ... es ist kein Zweifel möglich, jeder Zweifel ist ausgeschlossen ... Er ist nicht tot ... Dann ... dann ... werde ich mich umbringen müssen! Dann muss ich sterben!

LAFCADIO HEARN

Der Fall Chûgôrô

Vor langer Zeit lebte im Koishi-Kawa-Quartier von Yedo ein Hetamoto namens Suzuki, dessen Yashiki an der Sandbank des Yedogawa lag, nicht weit von der Brücke, die Nakano-hashi heißt.

Unter den Soldaten dieses Suzuki befand sich auch ein Ashigaru (ein Gefreiter) – ein gewisser Chûgôrô. Chûgôrô war ein hübscher Bursche, sehr liebenswürdig und anstellig und ungemein beliebt bei seinen Kameraden.

Viele Jahre hindurch blieb Chûgôrô in den Diensten des Suzukis und führte sich so gut auf, dass kein Tadel an ihm haftete. Endlich entdeckten die anderen Ashigaru, dass Chûgôrô die Gewohnheit angenommen hatte, die Yashiki allnächtlich zu verlassen, und zwar auf dem Wege durch den Garten, um erst knapp vor Tagesgrauen zurückzukehren. Anfangs schwiegen sie dazu, da sich solch seltsames Unterfangen nicht mit den vorgeschriebenen Pflichten vertrug, und nahmen an, irgendein Liebesabenteuer stecke dahinter.

Nach einiger Zeit jedoch fing Chûgôrô an, blass und kränklich auszusehen, und da seine Kameraden eine ernstliche Torheit befürchteten, beschlossen sie, ihn auszufragen und ihm Vorstellungen zu machen.

Dementsprechend nahm ein älterer Ashigaru Chûgôrô, als er sich eben wieder heimlich fortschleichen wollte, beiseite und sagte: »Chûgôrô, mein Junge, wir wissen gar wohl, dass du jede Nacht ausgehst und bis zum frühen Morgen fortbleibst! Wir haben auch bemerkt, dass du elend aussiehst! Wir fürchten, du bist in schlechte Gesellschaft geraten und untergräbst deine Gesundheit! – Wenn du uns nicht triftige Gründe für dein Benehmen angibst, müssen wir es als Pflicht ansehen, den Vorfall dem Offizier zu melden. – Ob nun so oder so, da wir Kameraden und Freunde sind, ist es auf alle Fälle nur recht und billig, dass wir erfahren, warum du nachts das Haus verlässt, obwohl das im Widerspruch zu den dienstlichen Vorschriften steht.«

Chûgôrô geriet bei diesen Worten gänzlich außer Fassung.

Nach kurzem Schweigen ging er seinem Kameraden voran in den Garten, und als sie außer Hörweite waren, blieb Chûgôrô stehen und sagte: »Jetzt will ich dir etwas erzählen; aber ich muss dich bitten, strengstes Stillschweigen gegenüber jedermann zu bewahren; wenn du

weitererzählst, was ich dir jetzt anvertrauen werde, stürzt du mich in unsagbares Unglück!

Es war im Vorfrühling dieses Jahres, etwa vor fünf Monaten, da ging ich das erste Mal des Nachts aus, und zwar wegen eines Liebesabenteuers. Eines Abends nämlich, als ich nach einem Besuch bei meinen Eltern zur Yashiki zurückkehrte, sah ich ein Frauenzimmer am Flussufer nicht weit vom Haupttor stehen. Sie war wie eine Person von Rang gekleidet, und ich wunderte mich nicht wenig, dass eine so fein gekleidete Frau allein dort stehen konnte und noch dazu zu so später Stunde. Ich sagte mir aber, dass ich deswegen noch kein Recht habe, sie anzusprechen, und ich wollte gerade stumm an ihr vorübergehen, als sie einen Schritt vorwärts machte und mich am Ärmel fasste. Dabei sah ich, dass sie sehr jung und schön war.

›Möchtest du nicht mit mir nur bis zur Brücke dort gehen?‹, fragte sie mich, ›ich habe dir etwas zu sagen!‹

Ihre Stimme war ungemein weich und einschmeichelnd, und dabei lächelte sie, während sie sprach, und ihrem Lächeln war schwer zu widerstehen.

So ging ich denn mit ihr zur Brücke, und auf dem Wege erzählte sie mir, sie habe mich oft gesehen, wie ich in der Yashiki aus- und eingegangen sei, und sie habe eine Vorliebe für mich gefasst.

›Ich wünsche dich zum Gatten zu haben‹, sagte sie. ›Wenn du mich lieb haben kannst, so werden wir einander sehr glücklich machen können.‹

Ich wusste zuerst nicht, was ich ihr darauf antworten sollte; gedacht habe ich mir: Sie ist entzückend!

Als wir uns der Brücke näherten, fasste sie mich wieder am Ärmel und führte mich den Damm hinunter zum Flussufer.

›Komm mit mir hinein‹, flüsterte sie und zog mich zum Wasser hin.

Du weißt, Kamerad, es ist dort sehr tief, und ich bekam auf einmal Angst vor ihr und versuchte umzukehren.

Sie aber lächelte nur, fasste mich am Handgelenk und sagte: ›Oh, fürchte dich doch nicht vor mir!‹

Und wie sie mich so hielt, wurde ich hilflos wie ein Kind. Ich kam mir vor wie ein Mensch, der im Traum davonlaufen will, aber plötzlich weder Hand noch Füße regen kann.

Sie stieg in das tiefe Wasser und zog mich mit, und ich sah und hörte und fühlte nichts mehr, bis ich bemerkte, dass ich neben ihr durch Räume schritt, die ein großer Palast, voll von Licht, zu sein schienen. – Ich fühlte weder Nässe noch Kälte, alles rings um mich war trocken,

warm und herrlich schön. Ich konnte weder begreifen, wo ich mich befand, noch, wie ich überhaupt hierher gekommen war.

Die Frau führte mich noch immer an der Hand, und wir gingen von einem Saal durch den anderen, durch viele, viele Zimmer; alle waren leer, aber wunderschön, – bis wir schließlich in einen Gastraum mit tausend Matten kamen. Vor einem großen Alkoven, am äußersten Ende, brannten Lichter, und Kissen lagen umher wie für ein Fest, aber ich sah keine Gäste.

Sie führte mich sodann auf den Ehrenplatz im Alkoven, setzte sich mir gegenüber und sagte: ›Dies ist mein Heim. Glaubst du, du könntest glücklich mit mir werden?‹

Und als sie mich fragte, lächelte sie dabei, und ich dachte mir, dass ihr Lächeln schöner sei als irgendetwas in der Welt, und aus tiefstem Herzen heraus antwortete ich: ›Ja ...‹

Und im selben Augenblick erinnerte ich mich an die Geschichte von Urashima, und der Gedanke kam mir, sie müsse die Tochter eines Gottes sein; aber ich scheute mich, sie zu fragen.

Gleich darauf kamen Dienerinnen herein, brachten Reiswein und viele Gerichte und stellten sie vor uns auf.

Dann sagte die Frau zu mir: ›Heute Nacht soll unsere Brautnacht sein, weil du mich lieb hast, und dies ist unser Hochzeitsfest.‹

Und wir gelobten einander an für die Zeit von sieben Existenzen, und nach dem Bankett geleitete man uns in ein Brautgemach, das für uns bereitet war.

Es war noch sehr früh am Morgen, da weckte sie mich und sagte: ›Geliebter, du bist jetzt wirklich und wahrhaftig mein Gatte, aber aus Gründen, die ich dir nicht sagen kann und nach denen du mich auch nicht fragen darfst, ist es notwendig, dass unsere Ehe ein Geheimnis bleibt. Dich hier zu behalten, bis der Tag angebrochen ist, würde uns beide das Leben kosten! Deshalb bitte ich dich, sei nicht böse, dass ich dich jetzt zurückschicken muss in das Haus deines Herrn. Du kannst heute Nacht wieder zu mir kommen und von da an jede Nacht und immer um dieselbe Stunde, wo wir uns das erste Mal begegnet sind. Warte immer an der Brücke auf mich – und du wirst nie lange zu warten brauchen! –, halte aber fest im Gedächtnis, dass vor allen Dingen unsere Ehe geheim gehalten werden muss, denn sprichst du darüber, so werden wir wahrscheinlich für immer getrennt.‹

Und ich versprach ihr, gehorsam zu sein in allen Dingen – ich musste an das Schicksal Urashimas denken –, und sie geleitete mich durch die vielen leeren und schönen Zimmer zum Eingang zurück. Dort nahm sie mich wieder beim Handgelenk, und plötzlich wurde alles dunkel vor

meinen Augen, und ich wusste nichts mehr von mir, bis ich mich allein am Flussufer stehend fand, dicht neben der Brücke Nakano-hashi.

Als ich in die Yashiki zurückging, hatten die Tempelglocken noch nicht zu läuten angefangen.

Abends ging ich wieder zur Brücke – um die bestimmte Stunde –, und sie wartete dort bereits auf mich. Wieder wie das erste Mal zog sie mich in das tiefe Wasser und führte mich an den wundersamen Ort, wo wir unsere Brautnacht gefeiert hatten.

Und jede Nacht seitdem habe ich sie getroffen und bin denselben Weg mit ihr gegangen. Auch heute Nacht wartet sie sicherlich auf mich, und lieber möchte ich sterben, als ihr eine Enttäuschung bereiten, – darum muss ich jetzt gehen. Aber nochmals, lass dich bitten, Kamerad, sag niemandem auch nur ein Wort von dem, was ich dir anvertraut habe!«

Der alte Ashigaru war ebenso erstaunt wie beunruhigt durch diese Erzählung. Instinktiv fühlte er, dass Chûgôrô ihm die Wahrheit gesagt hatte – aber diese Wahrheit eröffnete böse Ausblicke. Möglicherweise war das Erlebnis Chûgôrôs nichts als Sinnestäuschung – vielleicht aber eine von finsteren Mächten zu verderblichen Zwecken herbeigeführte Sinnestäuschung!

War der junge Mensch nun tatsächlich behext oder nicht? Jedenfalls war er zu bemitleiden und nicht zu tadeln; Gewalt anzuwenden war keinesfalls am Platze. Deshalb erwiderte der Ashigaru freundlich: »Ich werde niemals über das sprechen, was du mir anvertraut hast – niemals, vorausgesetzt, dass du gesund und am Leben bleibst. – Geh und suche das Weib auf, aber hüte dich vor ihr! Ich fürchte, ein böser Geist hat dich in seine Netze gelockt.«

Chûgôrô lächelte nur über diese Warnung seines alten Kameraden und eilte davon.

Einige Stunden später kehrte er mit seltsam verstörter Miene in die Yashiki zurück.

»Hast du sie getroffen?«, fragte flüsternd der Ashigaru.

»Nein«, erwiderte Chûgôrô, »sie war nicht dort. – Das erste Mal, dass sie nicht gekommen ist! – Ich glaube, sie kommt nie mehr wieder! – Ich hätte dir die Sache nicht erzählen sollen! – Narr, der ich war, mein Versprechen zu brechen ...«

Der Ashigaru versuchte vergebens, ihn zu trösten. Chûgôrô legte sich nieder und sprach kein Wort mehr. Er zitterte am ganzen Leibe wie von Kälte durchschauert.

Als die Tempelglocken die erste Morgenstunde verkündeten, versuchte Chûgôrô aufzustehen, fiel aber bewusstlos zurück. Er war sichtlich krank – todkrank.

Ein chinesischer Arzt wurde geholt. »Was ist das! Der Mann hat Ja kein Blut mehr!«, rief er aus, als er Chûgôrô sorgfältig untersucht hatte; »es ist nichts als Wasser in seinen Adern! Da wird es schwer sein, ihn noch zu retten. – Was für eine bösartige Sache mag das sein?«

Man ließ nichts unversucht, Chûgôrô am Leben zu erhalten, aber umsonst. Er starb, als die Sonne unterging.

Da erzählte der alte Ashigaru seinen Kameraden die ganze Geschichte.

»Ah, hab' ich mir's doch gedacht!«, rief der chinesische Arzt »keine Macht der Welt hätte ihn retten können ... Er ist nicht der Erste, den sie umgebracht hat!«,

»Wer ist diese ›sie‹? – oder was ist sie?«, fragte der Ashigaru »Ein Fuchsdämon?«

»Nein, sie spukt hier am Flusse seit altersgrauen Zeiten. Sie liebt das Blut der jungen ...«

»Also ein Schlangenweib? Ein Drachenweib?«

»Nein, nein! Wenn du sie bei Tageslicht unter der Brücke sehen würdest, so möchtest du wohl glauben, ein ekelhaftes Geschöpf gesehen zu haben.«

»Doch was für ein Geschöpf?«

»Ganz einfach: ein Frosch – ein großer, scheußlicher Frosch!«

BASIL COPPER

... und dann begrub ich ihn!

1

Dr. Irving kommt morgen. Das war alles, woran Renwick denken konnte. Die Epidemie geriet außer Kontrolle, und er als leitender Amtsarzt der Außenstation stand vor einem Rätsel. Er war dankbar für Irvings Bereitschaft, zu kommen. Er war der führende britische Fachmann für Bluterkrankungen und den damit verbundenen Seuchen. Renwick stellte die verstellbare Lampe so ein, dass sie mehr Licht auf das Blatt Papier vor ihm warf, und rieb mit einem Taschentuch über seine brennenden Augen.

Gott, bin ich müde, dachte er. Die Situation, in die er verstrickt war, schien nicht enden zu wollen. Er hätte nie mit so etwas gerechnet, als er die Stelle an diesem entlegenen Außenposten angenommen hatte. Eisige Winde und Temperaturen, die einem das Mark in den Knochen gefrieren ließen, versiegelten das, was sein Vorgänger einen der gottverlassensten Orte auf Erden genannt hatte.

Nun beugte er sich wieder nach vorn und notierte wie jeden Tag seine Beobachtungen im Logbuch der Station, wozu er gesetzlich verpflichtet war. Die Fotokopien wurden sofort an das Hauptquartier des Zentralkomitees gefaxt, das seine Handlungen binnen weniger Minuten lenken konnte, sollte ein Notfall vorliegen. Renwick erinnerte sich der Worte Cartwrights, des ehemaligen Leiters der Station, und an dessen hageres, weißes Gesicht, wie es im Nebel verschwand, als er von der Fähre zurück aufs Festland gebracht worden war.

»Sie werden hier Dinge finden, die Sie nicht glauben können, Mann.«

Er hatte innegehalten, und sein grimmiger Kiefer war unter dem Stiel seiner Meerschaumpfeife hervorgetreten.

»Und die über die medizinische Wissenschaft hinausreichen«, hatte er hinzugefügt. Dann hatte er philosophisch über Bord ins schaumige Wasser gespuckt. Seine letzten Worte waren: »Bösartige Anämie, verdammt noch mal! Da ist etwas Tiefgründigeres und Dunkleres im Spiel, das selbst die größten Mediziner verwirren würde, von armen, kleinen Fachärzten wie uns ganz zu schweigen. Ich wünsche Ihnen viel Glück!«

Renwick war zurückgeblieben mit dem Eindruck von Cartwrights glühenden Augen und dem weißen, tragischen Gesicht, das rasch von dem dichten Nebel, der immerfort über der Insel lag, verhüllt worden war.

Zwei Monate später war Cartwright gestorben; niemand kannte die Ursache. In einem Brief hatte er wenige Tage vor dieser Nachricht Renwick Folgendes anvertraut: »Ich stehe an der Schwelle zu etwas Interessantem. Wenn es schon kein Durchbruch ist, so doch zumindest ein Hinweis darauf, wogegen wir vielleicht kämpfen. Später mehr.«

Doch nichts war mehr gekommen, und Renwick war mit einem großen Fragezeichen zurückgeblieben. Seine Anfragen beim Zentralkomitee hatten zu keinen weiteren Einzelheiten geführt, und laut McIver hatte Cartwright allem Anschein nach keine Notizen hinterlassen, die einen Sinn ergaben. Irgendetwas war sonderbar an der ganzen Sache, stellte Renwick fest. Merkwürdige Kräfte schienen am Werk zu sein, um die Forschungen der Außenstation zu bekämpfen.

Auch Professor Quintain war auf etwas gestoßen. Die Insel war seit Jahren unbewohnt, und aus diesem Grund hatte das Zentralkomitee sie ausgewählt. Sie war ungleich dem Festland noch nicht betroffen, und die Forschung konnte hier ohne die Beschränkungen ausgeführt werden, die andernorts bestanden. Der Virus mochte vielleicht aus der Luft stammen, denn kaum hatte die große Gruppe aus Wissenschaftlern und Hilfskräften sich dort niedergelassen, als die Dinge auch schon wieder ihren alten Gang nahmen.

Es hatte einige Monate gedauert, das stimmte. Quintain war der Erste gewesen, der darauf hinwies. Er war ein riesenhafter, bärtiger Mann von skandinavischer Herkunft, und er war auf seinem Gebiet brillant, und dieses Gebiet war die Virenkunde. Fast als einziges Mitglied des Stabes auf der Insel hatte er die Theorie von der Übertragung des Virus' über den Wind abgelehnt. Er hatte geglaubt, die Krankheit werde über zwischenmenschlichen Kontakt verbreitet, und seine Untersuchungen in diese Richtungen gelenkt. Diese Annahme war verstärkt worden durch den seltsamen, Bluterguss ähnlichen Fleck auf dem Unterleib aller Toten, den sich niemand erklären konnte. Er war einige Monate zuvor, als der Wind an den Fenstern der Außenstation rüttelte und dunkle Sturmwolken über das düstere Meer jagten, zu Renwick gekommen.

Seine Theorie, die im höchsten Maße bizarr war, besagte, dass eine Art vampirischer Einfluss am Werk sei, die Opfer befiel und ihr Blut auslaugte; es traf zu, dass die Opfer äußerst abgezehrt waren und ihr Blutgehalt niedrig, doch trotz der sonderbaren Flecken auf dem Unterleib war diese Theorie hochgradig überspannt, wie Renwick dachte. Er selbst

klammerte sich nun an die Vermutung, dass eine seltenere Form bösartiger Anämie am Werk sei, an deren Ende (und nicht an ihrem Anfang) die Unterleibswunden standen. Das Schrecklichste an der ganzen Sache – und Renwick war als Wissenschaftler kein rührseliger Mann – war, dass alle Symptome sich bald nach Auftreten rasch entwickelten und fast immer im Tod der qualvollsten Art endeten.

In den zwei Jahren nach Aufbau der Außenstation waren mindestens zwanzig Angehörige des Personals gestorben, und ihre Leichen waren verbrannt worden, auf dass die anderen sich nicht ansteckten. Und von den Fällen, mit denen Renwick vertraut war, eine Reihe von Medizinern, welche die Insel verlassen hatten, waren später alle auf dem Festland der bizarren Krankheit erlegen. Die sensationellste und gleichzeitig vielversprechendste Entwicklung war vor einigen Monaten eingetreten, kurz nachdem Quintain ihn zum ersten Mal aufgesucht hatte. Seither hatte er seine Theorie weiterentwickelt, und ihm war etwas aufgefallen, das dem übrigen Stab der Außenstation entgangen war.

Es gab sehr viele wilde Schafe auf der Insel, die von gewaltiger Ausdehnung und größtenteils unerforscht war. Es handelte sich um bergiges, unbewohnbares Gebiet, und da man die wissenschaftliche Einrichtung an der Stelle errichtet hatte, die dem Festland am nächsten war, hatten nur wenige es auf sich genommen, sich weiter als zwei oder drei Kilometer aus dem Umkreis des Instituts zu entfernen, vor allem da die Ebene bald in steile Hügel überging bedeckt mit Schiefer und Geröll. Quintain jedoch war ein mutiger und verwegener Mann gewesen, und seine Nachforschungen hatten ihn häufig mehrere Kilometer ins Binnenland geführt, wo er manchmal ein oder gar zwei Nächte geblieben war, ein kleines Zelt und eiserne Rationen im Gepäck.

Er hatte entdeckt und konnte mit Fotoaufnahmen belegen, dass ein der Wissenschaft bis dato unbekanntes Geschöpf in diesem kargen Ödland zugange war, und diese Entdeckung hatte angefangen, Renwicks eigene Vermutungen über die Krankheit zu untergraben.

Auf seinen Wanderungen hatte Quintain die Leichen einer Anzahl von Schafen gefunden, die über ein Gebiet von mehreren Quadratkilometern verstreut waren, nicht nur in der Ebene, sondern auch auf den niedrigeren Hängen der Vorberge, wo diese zähen Tiere grasten. Renwick wollte schon darauf hinweisen, dass dies ein völlig normales Geschehen war und die Tiere manchmal den Halt verloren und zu Tode stürzten, oder dass sie erfroren oder auf natürliche Weise verendet seien, doch etwas an Quintains Verhalten ließ ihn die Worte wieder runterschlucken.

»Ich bin noch nie auf etwas Ähnliches gestoßen«, sagte Quintain. »All diese Tiere, die ansonsten gesund und wohlgenährt waren, hatten keinen Tropfen Blut mehr in sich, und darüber hinaus hatte jedes auf dem Bauch ein großes, kreisrundes Loch – eine Saugstelle mit merkwürdigen Vertiefungen, durch die man ihnen das Leben herausgesogen hat. Irgendeine Kreatur hat sich unter sie geschlichen und sie still und heimlich ihrer Lebenskraft beraubt, bis sie nur mehr leblose Hüllen waren! Dies erklärt vielleicht die sonderbaren Male auf den Unterleibern unserer toten Kollegen.«

Trotz seines trägen Wesens konnte Renwick bei diesen letzten Worten, deren Natur noch von der Trostlosigkeit ihrer Umgebung unterstrichen wurde, die sie durch die dicken Quarzfenster des Labors nur leicht verzerrt wahrnahmen, einen leichten Schauder nicht unterdrücken. Er hatte einige mögliche Erklärungen vorgebracht, die Quintain ohne Mühe als haltlos abtat, bis Renwick seine Erklärungen selbst für dürftig und nicht überzeugend hielt.

Weiter wurde nichts gesprochen, und beim Abschied hatte Quintain ihn darum gebeten, den anderen kein Wort davon zu sagen. Renwick hatte sein Versprechen gehalten, und soweit er wusste, hatte Quintain sich sonst niemandem anvertraut. Er hatte die Schafe, die er gefunden hatte und der Außenstation am nächsten waren, begraben, und seine Fotografien und eine Reihe von flüchtigen Notizen über das Phänomen hatte er bei Renwick gelassen.

Vielleicht hatte er bei ihrem letzten Treffen eine Vorahnung gehabt, denn Quintain äußerte Zweifel über die Zukunft. Als er seinem Kollegen sein Material überreichte, hatte er ihn dazu gedrängt, es in einen unbeschrifteten braunen Umschlag zu stecken und wegzuschließen.

Das hatte Renwick auch getan, doch danach konnte er Quintains Abschiedsworte nicht vergessen. »Ich bin der Ansicht, dass wir es mit einer übermenschlichen Kraft zu tun haben, die vielleicht die Menschheit zu einem uns unbekannten Zweck unterwerfen wird.«

Renwick hatte darüber gelächelt, doch bald darauf war Quintain bei einer seiner Expeditionen verschwunden. Einige Tage später fand man ihn auf einem entfernten Hügel - tot. Dr. Sanders, der in der Außenstation eine rein medizinische Funktion erfüllte, stellte als Todesursache Herzversagen fest, doch Renwick wollte sich damit nicht zufriedengeben. Er war spät in der Nacht mit einem entwendeten Schlüssel in die Leichenhalle gegangen. Er war entsetzt über das, was er dort fand. Dieser große Mann war zusammengeschrumpft, seine Gesichtsfarbe kalkweiß, sein Körper offenkundig allen Blutes beraubt. Renwick war an den Anblick des Todes gewöhnt, doch es erschütterte

ihn bis ins Mark, als er mitten auf dem Bauch der Leiche eine große, kreisrunde Einkerbung sah: eine Saugstelle, und die zeigte Spuren winzigster Zähne.

Dergleichen hatte er niemals zuvor gesehen; bei den anderen Fällen hatte es den Anschein gehabt, als sei ein Abszess aufgeplatzt. Glücklicherweise hatte er den Schlüssel insgeheim wieder zurückgebracht und dieses neue Wissen für sich behalten. Nichts von diesen Entdeckungen stand in Dr. Sanders' Bericht, und am nächsten Tag fand die Verbrennung auf die übliche Weise statt. Von jenem Tag an war Renwick auf der Hut, denn nun betrachtete er jeden seiner Kollegen als mögliche Ursache des Übels.

2

Quintain sagte oft: »In diesem Leben bekommt man nur das Etikett auf der Flasche. Sonst nichts.« Womit er sagen wollte, dass man nach nichts suchen sollte, was man nicht schon erwartet. Damit hatte er natürlich Recht. Nur hatte es in diesem Fall den Anschein, als weise das Etikett der Flasche auf einen giftigen Inhalt hin. Doch Renwick behielt seine Meinung für sich und beobachtete jeden seiner ihm näher stehenden Kollegen gründlich, wobei er gleichzeitig darauf bedacht war, bei ihnen nicht den Verdacht zu erregen, dass er genau das tat. Er erwartete ungeduldig die Ankunft Dr. Irvings, der aufgrund verwaltungstechnischer Probleme mit dem Zentralkomitee später ankommen würde.

Doch endlich, einige Wochen nach Quintains Tod, kam der Tag, und Renwick war Teil der kleinen Gesellschaft, die am Landungssteg die Ankunft des großen Mannes erwartete. Renwicks erster Eindruck war enttäuschend. Trotz seiner Größe – Irving maß über einen Meter neunzig – hatte er ein leichenhaftes Gesicht und ein starkes, rechteckiges Kinn, das ihm einen prognathischen Ausdruck verlieh. Seine Hautfarbe war kreideweiß, doch seine Augen zeigten ein strahlendes Grün, und er war lebhaft genug, um allen in seinem Umfeld Vertrauen einzuflößen.

Er sprudelte über vor Ideen und überhäufte den Stab mit Anweisungen und Bemerkungen, und schon bald stand er mit den meisten auf vertrautem Fuß. Doch irgendwie hielt sich Renwick zurück; unter seiner üblichen Zurückhaltung lag noch etwas Anderes, etwas, das Irving im Moment noch nicht bestimmen konnte. Es hing mit Dr. Sanders' Gestalt zusammen, und mit der Tatsache, dass dieser nichts von den bizarren Umständen von Professor Quintains Tod berichtet hatte. Hätte Renwick

sich Irving anvertraut, so hätte das die Räder in Bewegung gesetzt; das Letzte, was er wollte, war eine Konfrontation mit Sanders. Das würde diesen sofort warnen.

Nein, all die empfindlichen Antennen, mit denen er ausgestattet war, entschieden sich dagegen. Er musste den Zeitpunkt abwarten und im passenden Moment zuschlagen. Sanders würde irgendwann einen falschen Schritt tun; Renwick konnte sehen, dass Irvings Ankunft ihn aus dem Gleichgewicht gebracht hatte und ihn nervös machte. Er musste nur warten; die Zeit, dem Neuankömmling seinen Verdacht mitzuteilen, war noch nicht gekommen. Inzwischen stand er als leitender Amtsarzt in Irvings Vertrauen, und die beiden Männer trafen sich einige Male unter vier Augen und tauschten Ansichten über die Seuche aus – denn es handelte sich um nichts Geringeres –, welche die Welt im Griff hatte.

Renwick wiederum schöpfte Kraft aus Irvings Vertrauen und Autorität. Dieser war von morgens bis abends tätig, schritt durch die Station, ließ sich private Dokumente und Berichte vorlegen, ersuchte Informationen aus den geheimen Archiven des Zentralkomitees und begab sich tatsächlich auf einsame Expeditionen in die öden Landschaften der Insel, wie Quintain es getan hatte. Renwick war ein wenig verstört über diese letztere Tätigkeit, doch behielt er seine Gedanken für sich und begleitete Irving sogar einmal, wobei er die Kraft und Ausdauer des älteren Mannes bestaunte.

Er schritt und kletterte mit solcher Geschwindigkeit und anscheinend ungeschmälerter Energie über das felsige Gelände, dass Renwick nur mühsam mit ihm Schritt halten konnte. Doch wenn er später während vieler einsamer Nachtwachen über Quintains Kommentare nachdachte, fragte er sich, warum Irving des Nachts so viel Zeit allein draußen verbrachte, was den Gepflogenheiten der anderen Mitarbeiter des Stabes völlig entgegengesetzt war. Es stimmte, Quintain hatte dasselbe getan, doch mit einem festen Ziel vor Augen. Renwick hatte Irving nichts von seinem Verdacht erzählt, wenngleich die beiden Männer natürlich ausführlich über die medizinischen Probleme bei der Behandlung der Krankheit gesprochen hatten.

Viele Monate nach Irvings Ankunft verbrachte Renwick lange Nächte im Labor und untersuchte die zuckenden Organismen, die von den starken Linsen des Mikroskops offenbart wurden. Nun hatte er dem Neuankömmling seine medizinische Theorie anvertraut und die ausführlichen Notizen zugänglich gemacht, welche die Seiten von drei dicken Tagebüchern füllten. Diese drehten sich selbstverständlich nur um medizinische Probleme und unterschieden sich wesentlich von den geheimen Tagebüchern, denen Renwick seine innersten Gedanken und

Vermutungen über die Seuche anvertraute, die seine Kollegen derart heimsuchte.

Allmählich hatten seine Gedanken sich in eine gewisse Richtung gelenkt. Die Außenstation war die wichtigste Forschungseinheit mit den besten Köpfen, die gegenwärtig Wege zur Bekämpfung der schrecklichen Plage untersuchten. Wenn es denn eine Krankheit war. Doch die Außenstation, die sich auf einer Insel befand, die angeblich frei war von der Seuche, fiel einer Intelligenz zur Beute, die langsam und unsichtbar diese großen Geister ausschaltete. Irgendwo war eine menschliche Kraft dazu entschlossen, eine Entdeckung des Geheimnisses des vampirischen Virus' zu verhindern. Diese Annahme war so einfach und so offenkundig, dass Renwick sie in seinen Mutmaßungen völlig übersehen hatte; jetzt drang sie wie ein blendender Lichtstrahl in sein Bewusstsein.

Er war zwischen zwei Dingen hin- und hergerissen: Einerseits lautete das Gebot der Stunde, sich einer höheren Autorität anzuvertrauen, so dass die richtigen Maßnahmen getroffen werden konnten. Andererseits war es ihm zu diesem Zeitpunkt unmöglich, zu entscheiden, wem er sein Vertrauen schenken sollte. Am Ende ging er einen Kompromiss ein, weil ihm keine andere Wahl blieb. Er entschloss sich, sowohl Irving als auch Sanders genau zu beobachten. Hatte Sanders etwas mit der Sache zu tun, dann würde er vielleicht einen Anschlag auf Irvings Leben versuchen. Doch wenn Irving selbst einen Verdacht hegte und zuerst zuschlug, dann musste Renwick ihm mit allem beistehen, was in seiner Macht stand. Eine äußerst kluge Entscheidung war nötig.

Seine Gelegenheit sollte rascher kommen, als er erwartet hatte. Eines Abends, als die Dämmerung anbrach, ging Irving hinaus zu den Vorbergen. Die großen Fenster von Renwicks Labor überblickten den einzigen Zugang zur Außenstation, und jedes Mitglied des Personals musste unter diesen Fenstern ein- und ausgehen. Zudem brannte die ganze Nacht über eine vom Labor aus kontrollierte Sicherheitslampe, so dass jeder, der kam oder ging, leicht identifiziert werden konnte. Ungefähr zehn Minuten später ging Sanders selbst hinaus und bewegte sich auf das raue Gelände der niedrigen Vorberge zu, wobei er den gleichen Weg wie Irving einschlug.

Renwick brauchte nur drei Sekunden, um eine Entscheidung zu treffen. Sein Anorak hing bereit auf der Kleiderstange neben seinem Schreibtisch; er steckte ein Klappmesser in die rechte Tasche und – warum, konnte er nicht sagen – griff sich einen Notfalltornister von einem Regal im Gang vor dem Labor.

Dieser Tornister enthielt eine Taschenlampe, Werkzeug, eine batteriebetriebene elektrische Bohrmaschine und einen kurzen Metallspaten, dessen Blatt zu höchster Schärfe geschliffen war, um das zähe Seegras zu bekämpfen, das in dieser Gegend so üppig wuchs. Er befestigte den Tornister mit den Leinwandstreifen am Rücken, und den Kollegen, die er auf dem Gang traf, murmelte er zur Antwort auf ihre Fragen lediglich zu, dass er Bodenproben entnehmen gehe.

Niemand zog das in Zweifel, und zwei Minuten später war er draußen in der windigen Abenddämmerung, wo weißer Schaum von den Wellen unten an der Küste herangeweht wurde. Irving war schon lange verschwunden, doch Sanders' dünne Gestalt war auf dem äußersten Hügelkamm gerade noch sichtbar. Dann entschwand auch er seiner Sicht.

Renwick wanderte zuerst ziellos umher, schlug jedoch in etwa die Richtung ein, die Irving seiner Vermutung nach genommen hatte. Er war einmal mit ihm auf einer hochgelegenen, Gras bewachsenen Ebene gewesen, wo die Schafe weideten. In der violetten Dämmerung bahnte er sich seinen Weg eine steile Schlucht hinauf, auf einer anderen Route als jener, die Sanders genommen hatte, und sein Atem rasselte in seiner Kehle von der Anstrengung, die ihm die steilen Hügel bereiteten.

Es war noch hell, als er die Ebene erreichte, und von keinem der beiden Männer war eine Spur zu sehen. Doch Renwick hatte heute Abend ein merkwürdiges Gefühl, und etwas zwang ihn dazu, in der gleichen Richtung weiterzugehen. Kurze Zeit später konnte er die dunklen Umrisse einer Reihe von Schafen erkennen, umsäumt von den letzten Spuren eines zornig roten Sonnenuntergangs. Da war auch noch etwas Anderes; etwas so unaussprechlich Finsteres, dass er seinen Augen nicht glauben konnte. Er blieb abrupt stehen und stellte leise den Tornister auf den Boden, entnahm ihm den Spaten und fuhr den Metallgriff zu voller Länge aus, bevor er ihn einrasten ließ.

Was er sah, war eine Art riesige weiße Schnecke, die langsam übers Gras kroch, um sich wie ein obszöner Inkubus unter dem Bauch des nächsten Schafes niederzulassen. Renwick schlug das Herz bis zum Halse, als er voranschritt, den Metallspaten fest umklammernd ...

3

Aus dem geheimen Tagebuch Dr. Donald Renwicks, Abteilung Nr. 46, Pflegeanstalt Nr. 134:

Man wird mir nicht glauben. Aber nun, da ich sechs Monate Zeit zum Nachdenken hatte, erkenne ich, dass Sanders das Risiko nicht hätte auf sich nehmen können, mich zu töten. Ich wusste zu viel, das stimmt, doch was war das schon im Vergleich mit dem Einsatz, um den diese Kreaturen spielten? Es war besser, mich still und leise aufs Festland verfrachten zu lassen und dann Gerüchte zu verbreiten und Leute in hohen Positionen – selbst aus dem Zentralkomitee – Dokumente unterzeichnen zu lassen, während die Ärzte – die so genannten – die Unterlagen bearbeiteten, die mich schließlich hierhin brachten, hilflos und unfähig, irgendjemanden vor den Schrecken zu warnen, welche die Menschheit erwarten.

Es hatte zu viele Tote unter dem hochrangigen Personal auf der Insel gegeben, verstehen Sie, und sie konnten es sich nicht erlauben, den leitenden Amtsarzt beiseite zu schaffen. Weit besser war es zu behaupten, dass die Strapazen meiner Pflichten meinen Geist zerrüttet hätten; das würde die grotesken Anschuldigungen erklären, die ich erhob. Doch ich schreibe diese Aufzeichnungen in der Hoffnung, dass irgendwo eines Tages eine unbestechliche Person mit hoher Amtsgewalt sie finden wird und den unerschütterlichen Mitgliedern des Zentralkomitees die Wahrheit offenbart, bevor es zu spät ist.

Ich wiederhole mir dieselben Tatsachen wieder und wieder; es ist eherne Wahrheit, was ich sage, mag es auch absurd erscheinen. Dr. Irving ist seit jener Nacht natürlich nicht mehr gesehen worden. Hätte ich denn Zeugen mitbringen sollen, Fotos schießen, die Welt auf irgendeine Weise auf diese vampirischen Schrecken aufmerksam machen?

Auf lange Sicht wohl nicht. Es wäre nichts Gutes dabei herausgekommen, und die Gefahr, welche der Menschheit droht, muss auf dieselbe subtile Art bekämpft werden, die diesen Kreaturen zueigen ist. Sie haben alle Trümpfe im Ärmel, während sie unsichtbar bleiben, inmitten der Gesellschaft und doch unverdächtigt. Was ich in jener Nacht gesehen habe, hat sich unauslöschlich in mein Gehirn eingebrannt, und es wird mich bis zu meinem Tode nicht mehr loslassen.

Als ich mit dem Spaten in der Hand nach vorn schritt, sah ich mit einem Schaudern unbeschreiblichen Entsetzens, dass die lange, schimmernde Schneckenkreatur, die sich über das zähe Gras schlängelte und deren widerlich weiße Hülle dank einer schädlichen Flüssigkeit glänzte, den Kopf Dr. Irvings trug, dessen Augen mich anstarrten, als sein Saugmund mit den winzigen Zähnen sich gerade in den Unterleib eines Schafes senken wollte. Das scheußliche Wesen wand sich seitwärts, doch war ich zu schnell für das widerliche Ding; ich schritt

rasch nach vorn, und mit der Kraft der Verzweiflung ergriff ich den Spaten und hackte dem ekelhaften Zwitterwesen den Kopf ab, so dass der Leib blind übers Gras zappelte.

Ich muss in jener Nacht die Kraft von zehn Männern gehabt haben, und ich weiß nicht, woher ich den Mut nahm, das zu tun, was ich tat. Sie werden Irvings Überreste nicht finden, und wenn sie tausend Jahre lang danach suchen; es gibt so viele verwilderte und geheime Stellen auf der Insel. Habe ich richtig gehandelt? Wer kann das schon sagen? Es war die schwierigste Entscheidung meines Lebens, und als Mediziner hätte ich eine umfassende Autopsie anordnen müssen, um der Wissenschaft einen tieferen Einblick in die finsteren Geheimnisse dieser Welt gewähren zu können.

Und dennoch, und dennoch ... Es war alles so schrecklich und ekelhaft; niemand außer mir kennt auch nur die Hälfte der Geschichte. Denn die abgetrennten Teile dieser abstoßenden Kreatur lebten weiter und zuckten vor Qual; auf jeder Seite des Schneckenleibes schmatzten schlundähnliche Münder.

Und der abgeschlagene Kopf öffnete und schloss die Augen, und der Mund bewegte sich, als würde er mich um etwas bitten. Mir war es bis ins Mark zuwider, aber ich tat, was ich tun musste. Er war noch am Leben, wie ich bereits sagte ... doch dann begrub ich ihn!

CHRISTIAN VON ASTER

Im Nagerparadies

Als Marlies Töppel feststellte, dass sie kein Hundefutter mehr im Haus hatte, war es bereits spät und ihr Dackel schaute traurig. Zille war etwas ganz Besonderes, er hatte sogar beinahe einmal einen Preis gewonnen. Und eben darum ging es Marlies Töppel auch so zu Herzen, dass der Dackel traurig und das Hundefutter alle war. Doch zum Glück gab es unter den Spätläden der Stadt auch einen Zoofachhandel. Er stand zwar nicht im Telefonbuch, aber sie erinnerte sich, ihn einmal im Vorbeifahren aus dem Bus gesehen zu haben.

Und Marlies Töppel griff ihren Dackel und rief sich ein Taxi.

Der Laden lag in einem Teil der Stadt, den ältere Damen in der Regel weder allein noch in Begleitung ihres Dackels aufzusuchen pflegten. Aber Zille war schließlich etwas ganz Besonderes.

Und jetzt stand Marlies Töppel in einer dunklen Seitenstraße vor dem kleinen Laden, dessen herabgelassene Jalousien beinahe vermuten ließen, dass er geschlossen hatte. Selbst die Glasscheiben der Tür waren verklebt, so dass sie, so sehr sie sich auch anstrengte, keinen Blick ins Innere werfen konnte. Und eigentlich war es nur eine ebenso dezente wie defekte Leuchtreklame, die den Laden überhaupt als Zoogeschäft auswies. Und so war Marlies Töppel nicht einmal sicher, ob das Geschäft überhaupt jemals öffnete.

Bis plötzlich die Tür aufflog und ihr beinahe den Dackel aus dem Arm schlug.

Es war ein junger Mann mit jenem ungesunden Teint, wie ihn die Jungen Leute von dem ganzen Haschisch und den durchtanzten Nächten bekamen. Er war langhaarig, – Marlies hatte nichts gegen lange Haare, so lange sie gepflegt waren! –, und trug unter dem Arm einen kleinen schwarzen Karton. Blind stürmte er aus dem Geschäft und hastete an der alten Dame vorbei.

Zille blickte ihm mit stoischer Dackelmiene nach. Er bellte nicht einmal. Ja, der Hund war schon etwas Besonderes.

Marlies setzte das Tier ab und betrat mit ihm zusammen den Laden. Neugierig tippelte der Dackel über den schwarzen Velour während Marlies Töppel die Unzahl an Käfigen bestaunte. All die Hamster,

Mäuse, Kaninchen, Meerschweinchen und Streifenhörnchen. Von denen waren ihres Wissens nach einige nicht einmal nachtaktiv. Aber so gut kannte sie sich da auch wieder nicht aus.

Dann schlurfte sie zum Tresen hinüber, hinter dem ein übergewichtiger blasser Typ, der wie eine feiste Made anmutete, in einer zweifelsfrei pornographischen Zeitschrift blätterte, was sie angestrengt zu übersehen suchte.

»Guten Abend, ich hätte gerne Hundefutter.«

»Ham wa nich«, entgegnete die Made, ohne überhaupt aufgeblickt zu haben.

»Aber dies ist doch eine Zoohandlung, und ...«

»Ham wa nich«, wiederholte der Mann und blätterte von blond nach brünett.

»Wissen Sie, es ist für meinen Dackel, Zille, der ist etwas ganz Besonderes ...«

Jetzt kam Leben in den Mann, er warf das Heft zur Seite und sprang sichtlich erschrocken hinter dem Tresen hervor.

»Sie haben ihn doch nicht etwa mitgebracht!?«

Noch bevor Marlies Töppel überhaupt antworten konnte, kam der Dackel panisch aus einem der Gänge geschossen, bellte und winselte und versuchte angestrengt die beiden Meerschweinchen und die Wüstenrennmaus abzuschütteln, die sich an ihm festgebissen hatten. Sein Körper war voller kleiner Bisswunden, und hinter ihm im Gang lag ein gutes Dutzend Kleintiere, die er hatte abschütteln können.

Die Meerschweine und die Maus hatten ihre Zähne fest in Zilles Körper verankert und blieben auch an ihm hängen, als er einen Moment später umfiel und einfach liegen blieb. Und dann kamen die übrigen Viecher wieder aus dem Gang geschossen und stürzten sich auf den Dackel.

Unter den zitternden Schnurrhaaren erkannte Marlies Töppel kleine spitze Zähne, die in den felligen Schnäuzchen funkelten, während die rotgeränderten Äuglein der Tiere grausam und gierig funkelten.

Fassungslos wandte sie sich wieder dem Verkäufer zu, hob kraftlos einen Arm und deutete stammelnd auf Zille. Der Hund lag reglos auf dem Boden, und eine quietschende Meute Nagetiere rottete sich um ihn.

Der Verkäufer schaute sie an, sah wie sich die faltigen Äuglein der alten Frau mit Tränen füllten, und dann meinte er in ernstem Ton: »Das tut mir jetzt aber echt Leid.«

Marlies Töppel fuhr fort wie ein Fisch auf dem Trockenen zu jappsen, ihr Mund klappte auf und zu und sie griff sich keuchend an die Brust.

In den Aquarien begannen die Goldfische ihre kleinen spitzen Zähne zu blecken und sich in gieriger Wut von innen gegen das Glas zu drängen. Doch die Elemente trennten sie von dem leblosen Körper des Dackels, den die Zähne der Nager inzwischen beinahe bis zur Unkenntlichkeit entstellt hatten.

Die schaurige Stille, die über dem Laden lag, wurde einzig vom gierigen Schmatzen der Nagetiere gestört, bis der Verkäufer anhob: »Wissen Sie, eigentlich ist das hier ein eher exklusives Geschäft, ganz besondere Tiere, für Leute die ... die nachts, ähm, arbeiten müssen und sich alleine fühlen.«

Diese Ausführungen änderten freilich nichts am Zustand von Marlies Töppel.

Der Verkäufer betrachtete die verzweifelte Frau. Sie hatte wirklich Glück, dass die Tiere sich nicht an Menschen heranwagten.

Die kleine alte Frau tat ihm Leid. Von einem Moment auf den anderen hatte sie ihren einzigen Gefährten verloren, und da stand sie nun in seinem Laden, allein und verzweifelt. Aber er wusste genau was er tun musste, um diesen Zustand zu beenden.

Kaum zu Hause angekommen, zog sie das schwarze Tuch von dem Käfig und blickte hinein. Der Schnabel des Wellensittichs schien tatsächlich etwas spitzer als der anderer Vögel und außerdem wirkten seine Federn etwas blasser.

Dann holte sie den Kanister heraus, den der Mann im Laden ihr mitgegeben hatte. Sie glaubte sich zu erinnern, wie er ihr eingeschärft hatte, den Vogel auf keinen Fall dem Sonnenlicht auszusetzen und ihn nicht nach Mitternacht zu füttern. Aber da konnte sie auch etwas durcheinandergebracht haben ...

Sie lächelte bei dem Gedanken daran, dass er sich in einen Wolf oder so etwas verwandeln könnte, zog eine Pipette auf und träufelte etwas in die Vogeltränke.

Sofort hoppste der Sittich heran und tauchte seinen Schnabel hinein.
Sie würde ihn Bela nennen. Schließlich war er etwas ganz Besonderes.

MARY E. WILKINS-FREEMAN

Luella Miller

Nah an der Dorfstraße stand das eingeschossige Haus, in dem Luella Miller, die im Ort von üblem Leumund war, einst wohnte. Sie war seit Jahren tot, aber noch immer gab es Menschen im Dorf, die trotz des klareren Lichtes, welches nach einer lang vergangenen Gefahr auf die Ereignisse fällt, halb und halb an die Geschichte glaubten, die sie in ihrer Kindheit gehört hatten. Wenn sie es auch schwerlich eingestanden hätten, lebte in ihren Herzen etwas von dem rasenden Schrecken und der wilden Furcht ihrer Ahnen fort, die derselben Generation wie Luella Miller angehört hatten. Sogar junge Menschen starrten schaudernd auf das Haus, wenn sie vorübergingen, und Kinder spielten nie in seiner Nähe, wie sie es sonst um leer stehende Gebäude gerne taten.

Nicht ein einziges Fenster in dem alten Miller-Haus war zerbrochen: Die Scheiben spiegelten das morgendliche Sonnenlicht in smaragdgrünen und blauen Sprenkeln, und der Riegel der eingesunkenen Haustür wurde niemals zurückgezogen, obwohl kein Schloss ihn sicherte. Seit Luella Miller hinausgetragen worden war, hatte das Haus keinen Bewohner gekannt, außer einer einsamen alten Seele, welcher keine Wahl blieb jenseits dessen und dem fernen Dach des offenen Himmels. Diese alte Frau, die ihre Familie und ihre Freunde überlebt hatte, wohnte eine Woche lang in dem Haus, dann drang eines Morgens kein Rauch mehr aus dem Schornstein, und eine Nachbarsgruppe, zwanzig an der Zahl, verschaffte sich Zutritt und fand sie tot in einem Bett. Um die Ursache ihres Todes gab es dunkle Gerüchte; einige sprachen von einem Gesichtsausdruck so voll der äußersten Furcht, dass er den Zustand der entweichenden Seele auf dem toten Antlitz spiegelte. Die alte Frau war gesund und rüstig gewesen, als sie das Haus bezog, und binnen sieben Tagen war sie tot; es schien, als sei sie einer unheimlichen Macht zum Opfer gefallen. Der Pfarrer predigte von der Kanzel mit verhaltener Schärfe wider die Sünde des Aberglaubens; doch die Überzeugung hielt sich. Nicht eine Seele im Dorfe, welche nicht das Armenhaus dieser Behausung vorgezogen hätte. Kein Vagabund, dem die Geschichte zu Ohren gekommen war, hätte Unterschlupf unter jenem alten Dach gesucht, Fluch beschwert durch beinah ein halbes Jahrhundert abergläubischer Furcht.

Im Dorf gab es nur einen Menschen, der Luella Miller tatsächlich gekannt hatte. Es war dies eine Frau weit über achtzig, dabei aber ein Wunder an Lebenskraft und unerloschener Jugendlichkeit. Unbeirrt wie ein Pfeil, mit dem Schwung eines Menschen, der eben erst von der Sehne des Lebensbogens losgeschnellt ist, durchmaß sie die Gassen, und stets ging sie zur Kirche, ob Regen herrschte oder Sonnenschein. Sie hatte nie geheiratet und jahrelang in einem Haus gelebt, das dem Luella Millers auf der anderen Straßenseite gegenüberstand.

Diese Frau hatte nichts von der Schwatzhaftigkeit des Alters, doch auch niemals in ihrem ganzen Leben hatte sie ihre Zunge zurückgehalten, wenn es ihr nicht passte, und niemals scheute sie die Wahrheit, wann immer sie diese aussprechen konnte. Sie war es, die Luella Millers Leben, ihr Böses bezeugte, und ebenso deren persönliche Erscheinung. Wenn diese alte Frau sprach – und sie hatte ein Talent zur Schilderung, obwohl ihre Gedanken in die grobe Mundart ihres Heimatdorfes gekleidet waren - dann konnte es einem vorkommen, als erblicke man Luella Miller so, wie sie im Leben ausgesehen hatte.

Dieser Frau zufolge, Lydia Andersen mit Namen, war Luella Miller eine Schönheit eines in Neuengland ziemlich unüblichem Typus gewesen. Ein zerbrechliches, biegsames Geschöpf voller Bereitschaft, sich dem Schicksal zu fügen, und dabei strapazierfähig wie eine Weide. Die schimmernde Fülle ihres glatten blonden Haares trug sie anmutig um ihr schmales, liebreizendes Gesicht gelegt. Die blauen Augen waren voll sanften Flehens, und sie hatte kleine, zarte, anschmiegsame Hände und eine berückende Grazie in Bewegung und Körperhaltung.

»Luella Miller besaß eine einzigartige Anmut«, sagte Lydia Anderson, »und es war ein Erlebnis, sie dahinschreiten zu sehen. Wenn eine von den Weiden dort drüben am Bachufer sich aufmachte, ihre Wurzeln aus dem Boden zöge und davonwanderte, würde sie genauso gehen, wie Luella Miller es tat. Auch trug sie meist ein grün schimmerndes Seidenkleid, und einen Hut mit grünen Bändern, und einen Spitzenschleier, der ihr Gesicht umwehte, und eine grüne Schärpe, die von ihrer Taille flatterte. Das war ihr Brautkleid, als sie Erastus Miller heiratete. Vor ihrer Ehelichung hatte sie Hill geheißen. Es gab immer eine Menge ›L‹s in ihrem Namen, ob vermählt oder unvermählt. Erastus Miller sah ebenfalls gut aus, besser noch als Luella. Manchmal kam es mir in den Sinn, dass Luella eigentlich doch nicht ganz so hübsch war.

Erastus betete sie förmlich an. Ich kannte ihn recht gut. Er wohnte nur eine Tür weiter von mir, und wir gingen zusammen zur Schule. Die Leute behaupteten immer, er wolle mich heiraten, aber das wollte er nicht. Ich selbst habe es nie geglaubt, außer ein oder zwei Mal, als er

Dinge sagte, von denen manche Mädchen wohl angenommen hätten, sie könnten etwas bedeuten. Das war, bevor Luella hierher kam, um an der Kreisschule zu unterrichten. Es war sonderbar, dass sie die Stelle bekam, denn die Leute behaupteten, sie hätte keinerlei Ausbildung, und dass eines der älteren Mädchen, Lottie Henderson, ihr immer den ganzen Unterricht abnahm, während sie selbst abseits saß und an einem Batisttaschentuch stickte. Lottie Henderson war wirklich ein gescheites Mädchen, eine glänzende Schülerin, und Luella schier rettungslos verfallen, wie all die anderen Mädchen auch. Aus Lottie wäre eine wirklich patente Frau geworden, doch sie starb, als Luella ungefähr ein Jahr lang hier war – siechte einfach dahin und starb; niemand wusste, was ihr fehlte. Sie schleppte sich förmlich bis zur allerletzten Minute zum Schulhaus, um Luella unterrichten zu helfen. Der Schulauschuss wusste genau, dass Luella kaum etwas von der Arbeit selbst machte, aber sie scherten sich nicht drum.

Es war nicht lang nach Lotties Tod, als Erastus sie heiratete. Ich vermutete immer, dass sie es eilig damit hatte, weil sie nicht in der Lage war, Unterricht zu geben. Einer der älteren Jungs half ihr nun, nachdem Lottie gestorben war, aber er hatte nicht viel Autorität, und der Schulunterricht lief nicht besonders gut, und Luella hätte vielleicht aufhören müssen, da der Ausschuss die Augen nicht länger vor den Dingen hätte verschließen können.

Der Junge, der ihr half, war ein wirklich lieber, braver Kerl, und auch er war ein guter Schüler. Die Leute sagten, er habe sich überarbeitet, und dies sei der Grund, warum er verrückt wurde, ein Jahr nachdem Luella geheiratet hatte, aber ich weiß nicht recht. Und ich weiß auch nicht, warum Erastus Miller ein Jahr nach der Hochzeit von der Schwindsucht befallen wurde: Schwindsucht lag nicht in seiner Familie. Er wurde einfach schwächer und schwächer, und ging nahezu doppelt gebeugt, wenn er versuchte, Luella aufzuwarten, und er sprach zittrig wie ein alter Mann. Er arbeitete bis ganz zuletzt furchtbar hart, um ein wenig anzusparen, das er Luella hinterlassen konnte. Ich habe ihn in den tollsten Stürmen draußen auf einem Holzschlitten gesehen – er pflegte Holz zu sägen und zu verkaufen – und er saß zusammengekauert obenauf und schien mehr tot als lebendig.

Einmal konnte ich es nicht mehr ertragen: Ich ging hinüber und half ihm, ein wenig Holz auf sein Gefährt zu stapeln – ich hatte immer Mumm in den Armen. Ich ließ nicht ab, obwohl er mich dauernd darum bat, und ich nehme an, er war doch sehr froh über die Hilfe. Das war nur eine Woche, bevor er starb. Er fiel auf den Küchenboden, beim Frühstück machen. Er machte immer das Frühstück und ließ Luella im

Bett bleiben. Er übernahm das ganze Putzen und Waschen und Bügeln und den Großteil des Kochens. Er konnte nicht mit ansehen, wenn Luella auch nur einen Finger rührte, und sie ließ ihn alle Arbeiten tun. Sie lebte wie eine Königin. Sogar ihre Näharbeit wälzte sie ab. Sie behauptete, Nähen bereite ihr Schulterschmerzen, und so erledigte Lily, die Schwester vom armen Erastus, ihre Näharbeiten. Lily bekam es ebenso wenig; sie hatte nie einen starken Rücken gehabt, aber sie nähte wunderschön. Das musste sie auch, um Luella zufriedenzustellen, die schrecklich pingelig war. Ich habe nie etwas gesehen, das an die Kunstnäherei Lilys für Luella herankam. Sie nähte Luellas gesamte Hochzeitsgarderobe, und auch dieses grüne Seidenkleid, nachdem Maria Babbit den Stoff zugeschnitten hatte. Maria erledigte das kostenlos, und sie machte noch eine ganze Menge mehr Zuschneidearbeiten und Anproben für Luella umsonst. Lily Miller zog nach Erastus' Tod herüber, um bei Luella zu wohnen. Sie gab ihr Haus auf, obwohl sie sehr daran hing und kein bisschen Angst hatte, allein zu leben. Sie vermietete es und wechselte zu Luella, kaum dass die Beerdigung vorüber war.«

Diese alte Frau, Lydia Anderson, die sich an Luella Miller erinnerte, fuhr damit fort, die Geschichte Lily Millers zu erzählen. Es scheint, dass mit dem Umzug von Lily Miller ins Haus ihres toten Bruders, um mit seiner Witwe zusammenzuleben, die Dorfbevölkerung erstmals zu reden begann. Diese Lily Miller war kaum über ihre erste Jugend hinaus, eine gesunde und lebensstrotzende Frau, rotwangig, mit Locken dichten schwarzen Haares über runden, klaren Schläfen und strahlenden dunklen Augen. Sie war seit kaum sechs Monaten mit ihrer Schwägerin zusammengezogen, als ihre blühende Gesichtsfarbe verging und ihre hübschen Kurven verflachten. Weiße Schatten zeigten sich in den schwarzen Ringeln ihres Haares, und das Licht schwand aus ihren Augen, ihre Formen wurden kantig, und Leidenslinien umrahmten ihren Mund, der dennoch unablässig einen Ausdruck höchster Süße und sogar Glückseligkeit trug. Sie lag ihrer Schwägerin zu Füßen; es bestand kein Zweifel, dass sie sie von ganzem Herzen liebte und in ihren Diensten vollkommen glücklich war. Ihr einzige Sorge bestand darin, dass sie sterben könne und Luella alleine zurückließe.

»Die Art, in der Lily Miller über Luella zu reden pflegte, reichte aus, um einen wahnsinnig zu machen, reichte, einen zum Weinen zu bringen«, sagte Lydia Anderson. »Gegen Ende war ich ein paarmal drüben, als sie zu schwach zum Kochen war, und brachte ihr irgendeinen Mandelpudding oder Eiercreme – etwas, von dem ich glaubte, es würde ihr schmecken, und sie bedankte sich und erklärte auf meine Frage, wie sie sich fühle, es gehe ihr besser als tags zuvor, ob ich nicht glaubte, sie

sehe besser aus. Und erzählte ganz mitleidig, Luella habe furchtbar zu schaffen mit dem ganzen Haushalt am Hals und der Pflege für sie – sie selbst habe nicht die Kraft, nur das Geringste anzupacken – obwohl Luella die ganze Zeit über keinen Finger krumm machte und die arme Lily keinerlei Pflege erhielt außer von den Nachbarn, und Luella alles wegaß, was Lily gebracht wurde. Ich hatte es direkt vor Augen, dass es so war. Luella pflegte einfach da zu sitzen und zu jammern und rein gar nichts zu tun. Sie zeigte sich wirklich bekümmert um Lily, und sie härmte sich ebenfalls sichtbar ab. Einige glaubten, sie würde ihrerseits in Siechtum verfallen. Aber als Lily gestorben war, kam ihre Tante Abby Mixter, und nun fing sich Luella und wurde so rund und rosig wie eh und je. Nur die arme Tante Abby begann dahinzuwelken wie zuvor Lily, und ich nehme an, jemand benachrichtigte ihre verheiratete Tochter, Mrs. Sam Abbot, die in Barre wohnte, denn diese schrieb ihrer Mutter, sofort aufzubrechen und ihr einen Besuch abzustatten, aber Tante Abby hörte nicht darauf.

Ich sehe sie noch vor mir. Sie war eine wirklich stattliche Frau, groß und kräftig, mit einem breiten, quadratischen Gesicht und einer hohen Stirn, die schon für sich wohlwollend und gütig wirkte. Sie kümmerte sich um Luella wie um ein Baby, und als ihre verheiratete Tochter sie sehen wollte, rührte sie sich keinen Millimeter vom Fleck. Sie war auch ihrer Tochter sehr zugetan, aber sie behauptete, Luella würde sie brauchen, ihre verheiratete Tochter hingegen nicht. Ihre Tochter schrieb und schrieb unermüdlich, aber es nützte nichts.

Endlich kam sie selbst, und als sie sah, wie elend ihre Muter aussah, brach sie zusammen und weinte und bedrängte sie auf Knien, mit ihr zu kommen. Sie sagte auch Luella die Meinung. Erzählte ihr, sie habe ihren Mann umgebracht und alle anderen, die je etwas mit ihr zu tun gehabt hatten, und sie bot ihr tausend Mal ihre Dankbarkeit, wenn sie ihre Mutter in Ruhe ließe. Luella verfiel in Hysterie, und Tante Abby war so verängstigt, dass sie mich rief, nachdem ihre Tochter abgereist war.

Mrs. Sam Abbot fuhr laut weinend in ihrer Kutsche fort, die Nachbarn konnten es hören, und sie hatte guten Grund dazu, denn sie sollte ihre Mutter nicht lebend wiedersehen. Ich wollte in jener Nacht zu Bett, als Tante Abby mich von der Türe aus rief, mit dem kleinen grün getupften Tuch um ihren Kopf. Ich sehe sie noch vor mir.

›Kommen Sie bitte rüber, Miss Anderson‹, rief sie laut und wie nach Luft schnappend.

Ich zögerte keinen Augenblick. Ich überquerte die Straße so schnell ich konnte, und als ich eintrat, fand ich Luella zugleich lachend und weinend, und Tante Abby bemüht, sie zu beruhigen, und die ganze Zeit

war jene selbst weiß wie Linnen und zitterte so stark, dass sie sich kaum auf den Füßen hielt.

›Um Himmels willen, Mrs. Mixter‹, ruf ich, ›sie sehen ja schlimmer aus als ihr Schützling. Sie sind nicht in der Verfassung, ihr Bett zu verlassen.‹

›Oh, mit mir ist's schon in Ordnung‹, beteuert sie. Dann beginnt sie auf Luella einzureden. ›Nein, nein, nicht doch, nicht, armes kleines Lämmlein. Tante Abby ist ja da. Sie lässt dich nicht allein. Nein, nicht doch, armes kleines Lämmlein.‹

›Ich bleibe bei Luella, und Sie gehen wieder ins Bett‹, sag' ich, denn Tante Abby war erst kürzlich bettlägerig geworden, obwohl sie es trotzdem irgendwie schaffte, mit der Arbeit klarzukommen.

›Ich fühl' mich gut‹, erwidert sie. ›Meinen Sie nicht, sie braucht einen Arzt, Miss Anderson?‹

›Einen Arzt?‹, antworte ich. ›Ich glaube, *Sie* brauchen einen Arzt. Ich glaube, sie haben ihn viel bitterer nötig als so manch anderer, der mir hier einfällt.‹ Und ich starrte geradewegs auf Luella Millers Lachgeweine und Gebaren, als sei sie der Mittelpunkt der Schöpfung. Die ganze Zeit, während sie so zeterte – als sei sie zu krank, um irgendetwas wahrzunehmen – behielt sie aus den Augenwinkeln genau im Blick, wie wir es aufnahmen. Ich sehe sie vor mir. Über Luella Miller konnte mir keiner was weismachen. Endlich verlor ich jeden Rest Geduld und eilte heim und griff mir eine Flasche Baldrian, die ich parat hatte, goss etwas Heißwasser über einen Teelöffel Katzenminze, mischte den Katzenminztee mit einem guten halben Weinglas voll Baldrian, und kam damit zurück zu Luella. Ich baute mich direkt vor Luella auf und streckte ihr die dick dampfende Tasse hin.

›Und nun, Luella Miller‹, sag' ich, *›runter damit!‹*

›Was ist – was ist das, oh, was ist das?‹, bringt sie in einer Art Krächzen hervor. Dann beginnt sie wieder zu lachen, als solle es sie umbringen.

›Armes Lämmlein, armes kleines Lämmlein‹, tröstet Tante Abby, über ihr stehend, ganz Fürsorge, und versucht, ihren Kopf in Kampfer zu baden.

›Runter jetzt damit!‹, sag' ich. Und mache weiter keine großen Umstände, packe einfach Luella Millers Kinn und biege ihren Kopf nach hinten, umfasse ihren vor Lachen offen stehenden Mund und setze ihr diese Tasse an die Lippen und brülle sie an: ›Runter, runter, runter!‹, und sie würgt es in einem Zug hinab. Es bleibt ihr nichts Anderes übrig, und ich schätze, es hat ihr gut getan. Jedenfalls hörte sie auf zu weinen und zu lachen und ließ zu, dass ich sie zu Bett brachte, worauf sie innerhalb

einer halben Stunde in den Schlaf sank wie ein Säugling. Das war mehr als der armen Tante Abby gegönnt sein sollte. Sie lag die ganze Nacht wach, und ich blieb bei ihr, obwohl sie mich davon abhalten wollte; behauptete, nicht krank genug für solch nächtliche Betreuung zu sein. Doch ich blieb und bereitete einen bekömmlichen Haferschleim zu, den ich ihr teelöffelweise über die ganze Nacht verteilt einflößte. Es schien mir, als sterbe sie an reiner Erschöpfung. Am nächsten Morgen, als es gerade hell wurde, rannte ich zu den Bisbees hinüber und schickte John Bisbee los, den Arzt holen. Ich schärfte ihm ein, dem Doktor zu sagen, sich zu eilen, und der kam dann auch sehr schnell.

Die arme Tante Abby schien nicht mehr viel mitzukriegen, als er eintraf. Man konnte kaum erkennen, ob sie atmete, so entkräftet war sie. Als der Arzt fort war, trat Luella ins Zimmer. In ihrem zerrauften Nachthemd sah sie aus wie ein Baby. Wieder sehe ich sie vor mir. Ihre Augen waren so blau und ihr Gesicht so rosig und weiß wie eine Blüte, und sie blickte geradezu unschuldig und überrascht auf Tante Abby dort im Bett.

›Wie?‹, fragt sie, ›Tante Abby kann jetzt nicht aufstehen?‹

›Nein, kann sie nicht‹ entgegne ich ziemlich knapp.

›Ich dachte, ich könnte den Kaffee riechen‹, sagt Luella.

›Kaffee – schätze, falls Sie heute Morgen Kaffee haben wollen, müssen Sie ihn selbst kochen.‹

›Ich habe nie in meinem ganzen Leben den Kaffee bereitet‹ sagt sie, furchtbar erstaunt. ›Erastus kochte den Kaffee, so lange er lebte, und dann kochte ihn Lily, und dann kochte Tante Abby ihn. Ich glaube nicht, dass ich den Kaffee machen *kann,* Miss Anderson.‹

›Sie können ihn machen, oder darauf verzichten, ganz nach Belieben.‹

›Steht Tante Abby denn nicht auf?‹, fragt sie.

›Ich nehme an, sie steht nicht auf, krank wie sie ist.‹ Ich wurde immer wütender. Dieses kleine rosigweiße Ding, das dort stand und über Kaffee redete, während sie so viele bessere Menschen als sie selbst auf dem Gewissen hatte, strahlte etwas aus, das mich geradezu wünschen ließ, jemand würde auftauchen und sie töten, ehe sie Gelegenheit hätte, noch mehr Unheil anzurichten.

›Ist Tante Abby krank?‹, fragt Luella, so als sei sie betrübt oder beleidigt.

›Ja, sie ist krank, und sie wird sterben, und dann werden Sie alleine zurückbleiben, und Sie werden sich selbst um sich kümmern und sich selbst versorgen müssen, oder verloren sein.‹ Vielleicht war ich etwas hart, aber es entsprach der Wahrheit, und falls ich nur ein bisschen härter war als Luella Miller es gewesen war, geb' ich's dran. Es hat mir niemals

Leid getan, dies gesagt zu haben. Jedenfalls, Luella brach darüber wieder in Hysterie aus, und ich überließ sie einfach ihrem Anfall. Alles, was ich tat, war, sie in das Zimmer gegenüber dem Eingang zu verfrachten, wo Tante Abby sie nicht hören konnte, falls jene überhaupt noch genügend im Diesseits weilte. Ich setzte Luella hart in einen Stuhl und befahl ihr, nicht zurück ins andere Zimmer zu kommen, was sie befolgte. Sie überließ sich dort drinnen ihrer Hysterie, bis sie müde war. Als sie merkte, dass niemand kam, um sie zu hätscheln und zu tutteln, hörte sie auf. Zumindest glaube ich, dass sie es tat.

Ich war vollkommen damit beschäftigt, den Lebensatem in der armen Tante Abby zu erhalten. Der Arzt hatte mir gesagt, dass sie furchtbar kraftlos sei, und mir eine sehr starke Medizin dagelassen, die ich ihr häufig tropfenweise verabreichen sollte, und mir genaue Anweisungen zu ihrer Ernährung gegeben. Nun, ich befolgte seine Vorschriften getreulich, bis sie nicht mehr imstande war, zu schlucken. Dann schickte ich nach ihrer Tochter. Denn mir war bewusst geworden, dass sie nicht mehr länger durchhalten würde. Zuvor war mir das nicht bewusst gewesen, wenn ich auch Luella gegenüber so geredet hatte.

Der Arzt kam, und ebenso Mrs. Sam Abbot, aber als sie eintraf, war es zu spät: Ihre Mutter war tot.

Tante Abbys Tochter warf einen Blick auf ihre Mutter, wie sie dalag, dann wandte sie sich abrupt und scharf um und sah mich an.

›Wo ist sie?‹, fragt sie, und ich weiß, sie meint Luella.

›Sie ist draußen in der Küche‹, erwidere ich. ›Sie ist zu nervös, Leute sterben zu sehen. Sie fürchtet, es könne sie krank machen.‹

Da meldet sich der Arzt zu Wort. Er war ein junger Mann. Der alte Doktor Park war vor einem Jahr verstorben, und dieser hier ein Neuling frisch von der Universität. ›Mrs. Miller ist nicht stark‹, sagt er, beinahe streng, ›und sie tut durchaus recht daran, sich keiner Aufregung auszusetzen.‹

›Du bist wieder so einer, Bürschchen; sie hat dich in ihren hübschen Krallen‹, denke ich, aber ich sagte nichts zu ihm. Ich antwortete nur Mrs. Sam Abbot, dass Luella in der Küche sei, und Mrs. Sam Abbot ging aus dem Zimmer, ich ebenfalls, und niemals hörte ich etwas, das dem gleichkam, was sie zu Luella Miller sagte. Ich glaubte selbst ziemlich hart gegenüber Luella zu sein, doch dies war mehr, als ich je auszusprechen gewagt hätte.

Luella war zu sehr von Schrecken erfüllt, um sich in Hysterie zu flüchten. Sie sank einfach in sich zusammen, schien in diesem Küchenstuhl schlichtweg zu nichts zu schrumpfen, während Mrs. Sam Abbot vor ihr aufragte und sprach und ihr die Wahrheit beibrachte. Ich

nehme an, diese Wahrheit war zu viel für sie, denn Luella verlor plötzlich die Besinnung, und diesmal war kein Theater im Spiel, wie ich es immer bei den hysterischen Anfällen geargwöhnt hatte. Sie fiel vom Fleck weg in Ohnmacht, und wir mussten sie flach auf den Boden legen, und der Arzt kam hereingerannnt und sagte furchtbar böse etwas von einem schwachen Herzen zu Mrs. Sam Abbot, aber die war nicht im Mindesten eingeschüchtert. Sie stand ihm so bleich gegenüber, wie es selbst Luella in ihrer Todesähnlichkeit dort auf dem Fußboden war, während der Arzt ihren Puls fühlte.

›Schwaches Herz‹, sagt sie, schwaches Herz; schwaches Pappelapapp! An dieser Frau ist nichts Schwaches. Sie hat genug Kraft, um sich an andere Menschen zu hängen, bis sie sie umbringt. Schwach? Schwach war meine arme Mutter; diese Frau hat sie so sicher getötet, als hätte sie ein Messer genommen.‹

Aber der Arzt hörte ihr nicht zu. Er beugte sich über Luella, die dalag mit ihrem strömenden gelben Haar und der Totenblässe in ihrem hübschen, rosigweißen Gesicht und ihren blauen Augen gleich erloschenen Sternen – und er hielt ihre Hand und fächelte ihre Stirn, und befahl mir, Brandy aus Tante Abbys Zimmer zu bringen. Und ich war so sicher wie ich es nur wollte, dass Luella jemand Neuen gefunden hatte, an den sie sich hängen konnte, nachdem Tante Abby nicht mehr war, und ich dachte an den armen Erastus Miller, und ich fühlte etwas wie Mitleid mit dem jungen Doktor, irregeführt von einem hübschen Gesicht, und ich überlegte, was ich unternehmen konnte.

Ich wartete, bis Tante Abbys Tod und Beerdigung ungefähr einen Monat zurücklagen und der Arzt regelmäßig eintraf, um nach Luella zu sehen, und die Leute bereits zu reden begannen. Dann eines Nachmittags, als der Arzt, wie ich wusste, aus der Stadt gerufen worden war und nicht auftauchen würde, ging ich zu Luella hinüber.

Ich traf sie aufgeputzt in einem blauen Musselinkleid mit weißem Punktmuster, ihr Haar hübsch aufgesteckt wie stets, und kein Mädchen im ganzen Ort hätte ihr Paroli bieten können. Luella Miller hatte etwas, das einem das Herz aus dem Leibe stehlen konnte, aber *mir* stahl sie es nicht. Sie saß in ihrem Schaukelstuhl am Wohnzimmerfenster, und Maria Brown war bereits nach Hause gegangen. Maria Brown kam zu ihr, um ihr zu helfen, oder besser alle Arbeit allein zu machen, denn man kann wohl kaum behaupten, dass Luella Arbeitshilfe erhielt, wenn sie selbst überhaupt keine Arbeit anrührte. Maria Brown war äußerst tüchtig, und sie war ungebunden; sie lebte unverheiratet und allein, also hatte sie sich angeboten. Mir war nicht erklärlich, warum sie die Arbeit an Bellas Stelle machen sollte; sie war nicht übermäßig kräftig; doch Maria schien

der Ansicht, sie sollte es tun. Luella schien derselben Ansicht, also kam Maria her und erledigte alle Arbeiten – wusch und bügelte und backte, indessen Luella dasaß und schaukelte.

Maria lebte danach nicht mehr lange. Sie begann genauso dahinzusiechen wie all die Übrigen es getan hatten. Sie hätte gewarnt sein sollen, aber sie geriet völlig aus dem Häuschen, wenn die Leute etwas sagten; erklärte, Luella sei eine bedauernswerte, missverstandene Frau, zu zart, um sich selbst zu helfen, und sie sollten sich schämen, und falls sie selbst stürbe, weil sie denen half, die sich nicht selbst helfen könnten, dann würde sie es eben – und sie tat es.

›Ich nehme an, Maria ist nach Hause gegangen‹, sage ich zu Luella, als ich eingetreten war und ihr gegenüber Platz genommen hatte.

›Ja, Maria ist vor einer Stunde gegangen, nachdem sie zu Abend gegessen und das Geschirr gespült hat‹, bestätigt Luella in ihrer netten Art.

›Ich nehme an, sie hat heute Abend noch eine Menge Arbeit in ihrem eigenen Haushalt zu erledigen‹, sage ich etwas bitter, aber das prallte ab an Luella Miller. Ihr schien es recht und billig, dass andere Menschen, die nicht robuster waren als sie selbst, ihr zu Diensten standen, und es ging ihr nicht in den Kopf, dass irgendjemand es *nicht* rechtens finden könnte.

›Ja‹, bestätigt Luella, ganz lieb und reizend, ›ja, sie sagte, heute noch ihre Wäsche machen zu müssen. Sie hat es wegen ihrer Besuche bei mir zwei Wochen lang aufgeschoben.‹

Warum bleibt sie nicht zu Hause und macht ihre eigene Wäsche, anstatt hierher zu kommen und Ihre Arbeit zu erledigen, wenn Sie es ebenso gut können, und aus besseren Gründen als sie?‹

Da sah mich Luella an wie ein Baby, dem man eine Rassel vor dem Gesicht schwenkt. Sie lachte so unschuldig wie man es sich nur vorstellen kann. ›Oh, ich kann die Arbeit nicht selbst machen, Miss Anderson‹, sagt sie. ›Ich hab es nie getan. Maria *muss* es tun.‹

Da brach es aus mir raus: ›*Muss* es tun! Muss es tun! Sie muss es genauso wenig tun. Maria Brown hat ihr eigenes Zuhause und genug zum Leben. Sie ist nicht verpflichtet, hierher zu kommen und für Sie zu schuften und sich für Sie umzubringen.‹

Luella aber saß nur da und starrte mich entgeistert an wie ein Puppenbaby, das derartig misshandelt wurde, dass es zum Leben erwacht.

›Ja,‹ sag' ich, ›sie bringt sich um. Sie wird ebenso sterben, wie es Erastus tat, und Lily, und Ihre Tante Abby. Sie töten sie ebenso wie Sie es mit den anderen taten. Ich weiß nicht, was mit Ihnen los ist, aber Sie

scheinen einen Fluch mit sich zu bringen. Sie töten einen jeden, der närrisch genug ist, irgendwas auf Sie zu geben und für Sie zu tun.‹

Sie starrte mich an und war sehr blass dabei.

›Und Maria ist nicht die einzige, die Sie töten werden. Sie werden Dr. Malcolm umbringen, bevor Sie fertig mit ihm sind.‹

Da flammte tiefe Röte über Luellas ganzes Gesicht. ›Ich werde ihn nicht umbringen‹, sagte sie, und sie begann zu heulen.

›Doch, Sie *werden es!*‹ Dann redete ich, wie ich nie zuvor geredet hatte. Sehen Sie, ich tat es um Erastus' willen. Ich erklärte ihr, dass sie kein Recht habe, an einen anderen Mann zu denken, nachdem sie mit einem verheiratet gewesen sei, der für sie gestorben war: dass sie eine grässliche Frau sei ... Das war sie wirklich, so viel steht fest – aber letzthin habe ich mich manchmal gefragt, ob sie selbst es wusste, oder ob sie nicht eher wie ein Baby mit einer Schere in der Hand war, das jeden verletzt, ohne überhaupt zu wissen, was es anrichtet.

Luella wurde blasser und blasser, und sie wandte die Augen nicht ein einziges Mal von meinem Gesicht. Es lag etwas Furchtbares darin, wie sie mich ansah, ohne ein Wort zu sagen. Nach einer Weile hörte ich auf zu reden und ging heim.

In dieser Nacht hielt ich Ausschau, aber ihre Lampe verlosch vor neun Uhr abends, und als Dr. Malcolm vorbeikutschierte und abbremste, sah er, dass kein Licht brannte, und fuhr weiter.

Ich sah sie auch bei einem Treffen am darauf folgenden Sonntag ihm aus dem Weg gehen. Er würde sie also nicht besuchen, und ich begann zu glauben, dass sie vielleicht doch einen Funken Gewissen besaß. Nur eine Woche darauf starb Maria Brown - am Ende geradezu plötzlich, obwohl jeder es hatte kommen sehen. Tja, dann herrschte jede Menge Aufregung und ziemlich dunkles Gemunkel. Die Leute behaupteten, die Tage der Hexen erstünden wieder, und waren ziemlich scheu gegenüber Luella. Sie gab sich dem Arzt gegenüber recht kühl, und er besuchte sie nicht, und es gab niemanden, der irgendetwas für sie tat. Ich habe keine Ahnung, *wie* sie zurechtkam. Ich war nicht bereit, zu ihr zu gehen und ihr meine Hilfe anzubieten – nicht aus Furcht, zu sterben wie die anderen sondern aus der Überzeugung, dass sie ebenso gut in der Lage war ihre eigenen Arbeiten zu erledigen, wie ich es für sie tun konnte und dass es endlich Zeit war, dass sie es tat und damit aufhörte anderen Menschen den Tod zu bringen.

Doch dauerte es nicht lang, bis die Leute erzählten, dass es mit Luella selbst bergab ging, genau wie mit ihrem Ehemann und mit Lily und mit Tante Abby und all den übrigen zuvor, und ich sah, dass sie ziemlich elend aussah. Ich konnte sie vom Laden aus mit einem Bündel

vorbeikommen sehen, als sei sie kaum mehr imstande, sich vorwärts zu schleppen, doch erinnerte ich mich, wie Erastus immer wartete und sie stützte, als er selbst kaum einen Fuß vor den anderen setzen konnte, und ich kam nicht raus, um ihr zu helfen.

Schließlich aber, eines Abends, sah ich den Arzt wie wahnsinnig mit seinem Notfallkoffer heranbrausen, und Mrs. Babbit schaute nach dem Abendessen herein und berichtete, Luella gehe es wirklich schlecht.

›Ich würde rübergehen und ihr anbieten, sie zu pflegen‹, sagt Mrs. Babbit, ›aber ich muss an meine Kinder denken, und wenn auch vielleicht nicht wahr ist, was man sagt, so ist es doch seltsam, wie viele Menschen, die ihr behilflich waren, starben.‹

Ich sagte nichts dazu, doch dachte ich daran, dass sie Erastus' Frau gewesen war, und wie er an ihr gehangen hatte, und ich entschied mich, am nächsten Morgen aufzubrechen, falls es ihr nicht besser ging, und nachzusehen, was ich tun konnte; aber am nächsten Morgen seh' ich sie am Fenster, und bald darauf tritt sie zur Tür raus, so munter wie nur möglich, und nicht lang danach kam Mrs. Babbit vorbei und wusste zu berichten, dass der Arzt ein Mädchen von außerhalb engagiert hatte, eine gewisse Sarah Jones, um hierher zu kommen, und sie fügte hinzu, sie sei ziemlich siebet dass der Doktor Luella heiraten würde.

Ich hatte in der vergangenen Nacht selbst gesehen, wie er sie, im Türrahmen stehend, geküsst hatte, und ich wusste, es stimmte.

Das Mädchen traf am Nachmittag ein, und die Art, wie sie putzend herumtobte, konnte als Vorwarnung dienen. Ich bezweifle, dass Luella gewischt hatte, seit Maria tot war. Das Mädchen scheuerte und staubte ab, wusch und bügelte; nasse Kleider und Feudel und Teppiche flogen den ganzen Tag durch die Stuben, und jedes Mal, wenn Luella ihren Fuß vor die Tür setzte und der Doktor fehlte, war gleich diese Sarah Jones zur Hand, um ihr die Treppe rauf und runter zu helfen, als habe sie das Laufen nicht gelernt.

Nun, jeder wusste, dass Luella und der Arzt heiraten wollten, aber nicht lange, und die Leute begannen darüber zu reden, wie elend er aussah, genauso wie es bei den anderen gewesen war; und auch über Sarah Jones redeten sie.

Tja, der Doktor starb, aber zuvor wollte er noch mit Luella verheiratet werden, so als ob er ihr das wenige, das er besaß, zu hinterlassen wünschte. Doch er verschied, ehe der Priester eintreffen konnte, und Sarah Jones verstarb eine Woche darauf.

Nun ja, damit war alles aus für Luella Miller.

In der Stadt war nicht eine weitere Seele noch bereit, auch nur ein Fingerglied für sie zu rühren. Es entstand eine Art Panik. Dann begann

sie ohne Pardon dahinzuwelken. Sie war gezwungen, selbst zum Laden zu kommen, denn Mrs. Babbit hatte Angst, Tommy zu schicken, und ich hab' beobachtet, wie sie vorüberging und alle zwei oder drei Schritte pausierte.

Nun, ich ertrug es so lange ich konnte, doch eines Tages sehe ich sie mit vollgepackten Armen herankommen und innehalten, um sich gegen den Zaun der Babbits zu lehnen, und ich eilte nach draußen und nahm ihr die Bündel ab und trug sie ihr zum Haus. Dann kehrte ich zu mir zurück, ohne auch nur ein Wort zu ihr zu sagen, obwohl sie mir entsetzlich Mitleid erregend hinterherrief.

Tja, in jener Nacht erkrankte ich an einer Erkältung, und ich lag zwei Wochen lang so elend darnieder, wie's nur eben geht. Mrs. Babbit hatte mich Luella zu Hilfe eilen sehen, und sie kam zu mir und schwor, dass ich deshalb sterben müsse. Ich wusste nicht, ob ich das musste oder nicht, war aber überzeugt, recht an Erastus' Frau gehandelt zu haben.

Jene letzten zwei Wochen waren eine furchtbar harte Zeit für Luella, glaube ich. Sie war sehr krank, und soweit ich es mitbekam, wagte niemand, zu ihr zu gehen. Ich habe keine Ahnung, ob ihr irgendetwas dringend fehlte, denn es gab genug zu essen in ihrem Haus und es herrschte warmes Wetter, und sie lernte, jeden Tag eine kleine Haferschleimspeise zu kochen, wie ich weiß. Dennoch glaube ich, dass sie eine harte Zeit durchlitt, denn sie war ihr ganzes Leben lang so verhätschelt und verwöhnt worden.

Als ich wieder soweit war, dass ich vor die Tür konnte, ging ich eines Morgens hinüber. Mrs. Babbit war eben dagewesen, um mir mitzuteilen, dass aus dem Kamin in Luellas Haus kein Rauch aufsteige, und sie wisse ja nicht recht, aber es sei doch jemandes Pflicht, nachzusehen, doch sie hätte nun mal auch an ihre Kinder zu denken. Ich war gleich losgegangen, obwohl ich seit zwei Wochen das Haus nicht verlassen hatte, und trat ein.

Luella lag auf dem Bett, und sie lag im Sterben.

Sie hielt noch den ganzen Tag bis in die Nacht durch. Nur ich saß bei ihr, als der neue Arzt gegangen war. Niemand sonst wagte, herzukommen. Es war gegen Mitternacht, als ich sie kurz verließ, um heimzueilen und etwas von der Medizin zu holen, die ich nahm, denn ich begann mich ziemlich schlecht zu fühlen.

In jener Nacht herrschte Vollmond, und gerade, als ich aus meiner Tür trat, um die Straße zu Luellas Haus zu überqueren, verhielt ich kurz, denn ich sah etwas.

Lydia Anderson erklärte an dieser Stelle stets mit einem gewissen Trotz, sie erwarte nicht, dass man ihr glaube, und fuhr dann mit

Wisperstimme fort: »Ich sah was ich sah, und ich weiß, ich sah es, und ich schwöre bei meinem Grab, dass ich es sah. Ich sah Luella Miller und Erastus Miller, und Lily, und Tante Abby, und Maria, und den Arzt, und Sarah, alle aus ihrer Tür rauskommen, und alle außer Luella leuchteten weiß im Mondschein, und sie halfen ihr alle vorwärts, bis sie förmlich in ihrer Mitte zu fliegen schien. Dann verschwand alles.

Ich stand eine Minute lang mit hämmerndem Herzen da, dann ging ich hinüber. Ich dachte daran, Mrs. Babbit zu holen, doch nahm ich an, sie würde sich fürchten. Also ging ich allein, obwohl ich wusste, was geschehen war. Luella lag sehr friedlich und tot auf ihrem Bett.«

Das war die Geschichte, welche die alte Lydia Anderson erzählte, aber die Fortsetzung wurde von den Menschen erzählt, die sie überlebten, und dies ist die Geschichte, die zur Folklore im Dorf wurde.

Lydia Anderson starb im Alter von siebenundachtzig Jahren. Sie war für jemanden ihres Alters erstaunlich kernig und rüstig geblieben, abgesehen von den letzten zwei Wochen vor ihrem Tod.

Eines hellen Mondscheinabends saß sie in ihrer Stube am Fenster, als sie plötzlich laut aufrief, und schon war sie aus dem Haus und über die Straße, noch ehe die Nachbarin, die sich um sie kümmerte, sie aufhalten konnte. Diese folgte ihr so schnell sie konnte und fand Lydia Anderson hingestreckt auf dem Boden vor Luella Millers menschenleerem Haus, und sie war mausetot.

In der kommenden Nacht durchzuckte ein roter Feuerschein das Mondlicht, und das alte Haus von Luella Miller brannte bis auf die Grundmauer nieder. Nichts ist heute mehr übrig davon außer ein paar alten Kellersteinen und einem Fliederbusch – und Sommers blüht ein hilfloses Büschel Windenblumen inmitten des Unkrauts, das als Sinnbild Luellas selbst gelten kann.

THOMAS LIGOTTI

Die verloren gegangene Kunst des Zwielichts

I

Ich habe es gemalt oder es zumindest versucht. In Öl, als Aquarell, habe es auf einen Spiegel geschmiert, den ich so plazierte, dass er die Reflexion des Wirklichen noch einmal entflammte. Und immer abstrakt. Niemals wirkliche Sonnenuntergänge an Frühlings-, Herbst-, Winterhimmeln; niemals ein sepiafarbenes Licht, das über dem banalen Horizont eines Sees verblasst, nicht einmal jenes besonderen Sees, den ich so gern von der weitläufigen Terrasse meines massiven alten Herrenhauses aus beobachte. Aber diese meine *Abenddämmerungen* waren nicht nur bloße Abstraktion, welche schließlich auch nur eine Technik ist, eine Methode, um all den Schmutz der wirklichen Welt auszusperren. Andere abstrakte Maler mögen behaupten, dass ihre Gemälde nichts darstellen, und wahrscheinlich verhält sich das auch so: ein Streifen Jodrot ist nur ein Streifen Jodrot, ein Fleck von flächigem Schwarz gleicht einem Fleck von flächigem Schwarz. Aber reine Farbe, reines Licht, reine Linien und ihre Rhythmen, reine Form überhaupt beinhalten viel mehr als das. Die anderen haben ihre Dramen von Form und Farbe nur *gesehen;* ich – und man kann gar nicht hartnäckig genug darauf bestehen – bin dort *gewesen.* Und meine Zwielicht-Abstraktionen haben wirklich etwas Reales vorgestellt, ein Irgendwo, Irgendwann: ein Reich aus Palästen sanfter und matter Tönung am Rande von Meeren aus funkelnden Mustern und unter traurig strahlenden Himmeln; eine Zone, worin der Besucher selbst in eine formale Essenz verwandelt wird, ein leuchtendes Ding ohne Substanz – ein Bewohner des Abstrakten. Und ein Reich (ich kann meiner Verzweiflung hierüber nicht annähernd Ausdruck verleihen, also versuche ich es gar nicht erst), das ich niemals wiedersehen werde.

Vor nur wenigen Wochen saß ich draußen auf der Terrasse, beobachtete die frühe Herbstsonne bei ihrem müden Abstieg in den oben erwähnten See und unterhielt mich mit meiner Tante T. Ihre Absätze klapperten mit hübschem Hohlklang auf den eintönigen Fliesen. Sie war silberhaarig und in ein graues Kostüm gekleidet, mit einer großen Schleife, die sich bis unter ihr Kinn bauschte. In ihrer linken Hand

befand sich ein länglicher Umschlag, fein säuberlich aufgeschlitzt, und in ihrer rechten Hand der Brief, den er enthalten hatte, gefaltet wie ein Triptychon.

»Sie wollen dich sehen«, sagte sie und winkte mit dem Brief. »Sie wollen hierher kommen.«

»Das glaube ich nicht«, entgegnete ich und drehte mich zweifelnd in meinem Sessel herum, um das Sonnenlicht zu betrachten, das sich in langen, kathedralenartigen Fluchten über die höheren und tieferen Bereiche des Rasens streckte.

»Wenn du nur den Brief lesen wolltest«, beharrte sie.

»Er ist in Französisch, nicht wahr? Das kann ich nicht lesen.«

»Also, das ist nicht wahr, nach den Büchern zu urteilen, die du in der Bibliothek stapelst.«

»Das sind zufällig Bücher über Kunst. Ich sehe mir nur die Bilder an.«

»Du magst Bilder, Andre?«, fragte sie in schönstem ironischem Matronen-Ton. »Ich habe auch ein Bild für dich. Hier ist es: sie *werden* die Erlaubnis erhalten, hierher zu kommen und bei uns zu bleiben, so lange sie es wünschen. Sie sind eine Familie, zwei Kinder, und der Brief erwähnt auch eine unverheiratete Schwester. Sie reisen den weiten Weg von Aix-en-Provence, um Amerika zu besuchen, und während ihrer Reise wollen sie ihren einzigen lebenden Blutsverwandten sehen. Verstehst du dieses Bild? Sie wissen auch, wer – und, noch wichtiger – wo du bist.«

»Ich bin überrascht, dass sie das wirklich wollen, schließlich sind sie diejenigen ...«

»Nein, sind sie nicht. Sie entstammen der *väterlichen* Linie der Familie. Die Duvals«, erklärte sie. »Sie wissen alles über dich, aber sie sagen«, hier konsultierte Tante T. einen Moment lang den Brief, »sie seien *sans préjugé.«*

»Der Großmut dieser Kreaturen lässt mir das Blut gefrieren. Unglaublicher Abschaum. Vor zwanzig Jahren haben diese Leute meiner Mutter *das* angetan, und jetzt besitzen sie die Frechheit, die *Frechheit,* zu sagen, dass sie keine Vorurteile gegen *mich* haben.«

Tante T. räusperte sich warnend, um mich zum Schweigen zu bringen, da gerade in diesem Augenblick Rops mit einem Tablett und schlankem Glas darauf auf die Terrasse trat. Ich hatte ihn Rops getauft, weil es ihm ebenso wie seinem künstlerischen Namensvetter niemals misslang, mir einen Leichenhallen-Schauer über den Rücken zu jagen.

Er kadaverte zu Tante T. hinüber und servierte ihr ihren Nachmittagscocktail.

»Danke«, sagte sie und ergriff das Glas mit dem wolkigen Inhalt.

»Auch etwas für Sie, Sir?«, fragte er und hielt nun das Tablett vor seine Brust wie einen silbernen Schild.

»Haben Sie mich je einen Drink nehmen sehen, Rops?«, fragte ich zurück. »Haben Sie je gesehen, dass ich ...«

»Andre, benimm dich. Das wäre alles, danke.«

Rops verschwand mit ein paar knochigen Schritten aus unserem Blickfeld. »Du kannst jetzt mit deiner Schimpfkanonade fortfahren«, sagte Tante T. gnädig.

»Ich bin fertig. Du weißt, was ich darüber denke«, gab ich zurück und wandte den Blick wieder auf den See, um die dämmrige Stimmung des Zwielichts anstelle einer normalen Erfrischung einzuschlürfen.

»Ja, ich weiß, was du denkst, und du hast immer Unrecht damit gehabt. Du hattest seit jeher diese romantische Vorstellung, dass du und deine Mutter, sie ruhe in Frieden, Opfer einer monströsen Ungerechtigkeit gewesen seid. Aber nichts davon ist so, wie du glaubst. Es waren keine rückständigen Bauern, die – sagen wir lieber, deine *Mutter gerettet haben.* Es waren wohlhabende, kultivierte Mitglieder ihrer eigenen Familie. Und sie waren nicht abergläubisch, denn das, was sie von deiner Mutter annahmen, entsprach der Wahrheit.«

»Wahr oder nicht«, wandte ich ein, »sie glaubten das Unglaubliche – sie handelten danach – und das nenne ich Aberglauben. Was für einen Grund konnten sie nur gehabt haben ...«

»Was für einen *Grund?* Ich muss sagen, dass du zu jener Zeit nicht in der Position warst, Gründe zu beurteilen, in Anbetracht der Tatsache, dass wir dich nur als leichte Leibesschwellung deiner Mutter kannten. Aber ich war wirklich dabei. Ich habe die ›neuen Freunde‹ gesehen, die sie gefunden hatte, diese ›Aristokratie des Blutes‹, wie sie sie nannte, im Unterschied zum hart erarbeiteten Wohlstand ihrer eigenen Leute. Aber ich verurteile sie nicht, das habe ich nie getan. Schließlich hatte sie gerade ihren Gatten verloren – dein Vater war ein guter Mensch, und es ist ein Jammer, dass du ihn nie kennen gelernt hast –, und dann die Tatsache, dass sie sein Kind erwartete, das Kind eines Toten ... Sie war verängstigt, verwirrt, und sie floh zurück zu ihrer Familie in ihr Heimatland. Wer kann ihr einen Vorwurf daraus machen, dass sie sich unverantwortlich verhielt. Aber es ist eine Schande, was dann geschah, besonders um deinetwillen.«

»Du bist mir wirklich ein Trost, *Tantchen«,* sagte ich mit verzeihlichem Sarkasmus.

»Nun, du hast mein Mitgefühl, ob du es willst oder nicht. Ich glaube, das habe ich dir über die Jahre bewiesen.«

»Das hast du wirklich«, stimmte ich einigermaßen aufrichtig zu.

Tante T. schüttete sich den letzten Schluck ihres Drinks in die Kehle, und ein kleiner Tropfen, den sie nicht bemerkte, tropfte aus ihrem Mundwinkel und schimmerte in der strahlenden Abenddämmerung wie eine Perle. »Als deine Mutter eines Abends nicht nach Hause kam – ich sollte sagen eines *Morgens –,* da wusste jeder, was geschehen war, aber niemand sagte etwas. Ganz im Gegensatz zu deinen Vorstellungen über ihre Abergläubigkeit wollten sie selbst die Wahrheit eine Zeit lang nicht wahrhaben.«

»Es war nett von euch allen, dass ihr mir eine Weile lang erlaub habt, mich zu entwickeln, selbst als ihr euch entschieden hattet, wie ihr meine Mutter am besten zur Strecke bringen könnt.«

»Ich werde diese Bemerkung ignorieren.«

»Ich bin mir sicher, dass du das wirst.«

»Wir haben sie nicht *zur Strecke gebracht,* das weißt du genau. Das ist nur wieder eine von deinen Verfolgungsfantasien. Sie kam zu uns, nicht wahr? Kratzte in der Nacht an den Fenstern ...«

»Du kannst diesen Teil überspringen, ich weiß bereits ...«

»Rund angeschwollen wie der Vollmond. Und das war merkwürdig, denn nach normalen Maßstäben hätte man mit einer riskanten Frühgeburt rechnen müssen; aber als wir deiner Mutter zurück in das Mausoleum der Dorfkirche folgten, wo sie während des Tages lag, trug sie bereits die volle Last ihrer Schwangerschaft. Der Priester war schockiert, als er herausfand, was sozusagen auf seinem eigenen Grund und Boden lebte. Eigentlich war er es, weniger ein Mitglied der Familie deiner Mutter, der glaubte, wir sollten deine Geburt nicht zulassen. Und es war seine Hand, die deine Mutter schließlich von der Existenz ihrer neuen Freunde erlöste, und im nächsten Augenblick begann sie zu entbinden, genau dort in dem Sarg, wo sie lag. Das Blut war fürchterlich. Wenn wir ...«

»Es ist nicht nötig, es zu ...«

»... deine Mutter *zur Strecke gebracht haben,* dann solltest du dankbar sein, dass ich dabei war. Ich musste dich in derselben Nacht aus dem Land schaffen, zurück nach Amerika. Ich ...«

An diesem Punkt konnte sie sehen, dass ich nicht länger zuhörte, sondern mit abwesender Aufmerksamkeit den angenehmeren Anekdoten der sinkenden Sonne zusah. Als sie zu sprechen aufhörte und den Blick ebenfalls auf die Sonne richtete, sagte ich: »Danke, Tante T, für die kleine Gutenachtgeschichte. Ich werde nie müde, sie zu hören.«

»Es tut mir Leid, Andre, aber ich wollte dich an die Wahrheit erinnern.«

»Was soll ich dazu sagen? Ich weiß, dass ich Dir wohl mein Leben verdanke.«

»Das meine ich nicht. Ich meine die Wahrheit über das, wozu deine Mutter geworden war, und was du heute bist.«

»Ich bin gar nichts. Absolut harmlos.«

»Deshalb müssen wir die Duvals kommen und eine Zeit lang bei uns bleiben lassen. Um ihnen zu zeigen, dass die Welt nichts vor dir zu befürchten hat, denn ich glaube, im Grunde kommen sie nur, um das zu sehen. Das ist die Botschaft, die sie zurück zu deiner Familie in Frankreich tragen werden.«

»Du glaubst wirklich, dass sie deshalb kommen?«

»Ja. Sie könnten dir, nein uns, ganz schöne Schwierigkeiten bereiten.«

Ich erhob mich aus meinem Sessel, als die Schatten der schwindenden Dämmerung sich verdichteten. Ich trat neben Tante T. an die steinerne Balustrade der Terrasse und flüsterte: »Dann lass sie kommen.«

II

Ich bin ein Nachkomme der Toten. Ich stamme von den Verstorbenen ab. Ich bin der Abkömmling von Phantomen. Meine Ahnen sind die illustren Heerscharen der Verblichenen, groß und unzählbar. Meine Ahnenlinie reicht über die Zeit hinaus. Mein Name steht mit Balsamierflüssigkeit in das Buch der Toten geschrieben. Ein edler Name ist es, den ich trage.

In meiner unmittelbaren Familie war der Erste, der seinem Schöpfer gegenübertrat, mein eigener Schöpfer: Er ruht im Grab des unbekannten Vaters. Aber während der Mann es zuwege brachte, mich zu zeugen, atmete er seinen letzten Hauch auf dieser Welt, bevor ich meinen ersten Atem schöpfte. Er wurde von einem Schlaganfall niedergestreckt, seinem ersten und einzigen. In jenen letzten Momenten, so wurde mir erzählt, zeichneten seine unregelmäßigen und schwachen Gehirnströme sonderbare Muster auf das große grüne Auge des EEG-Monitors. Derselbe Arzt, der meiner Mutter sagte, dass ihr Mann nicht länger unter den Lebenden weilte, informierte sie am selben Tag über ihre Schwangerschaft. Aber dies war nicht die einzige schmerzliche Koinzidenz im Leben meiner Eltern. Beide gehörten sie wohlhabenden Familien aus Aix-en-Provence in Südfrankreich an. Dennoch spielte sich ihr erstes Zusammentreffen nicht in der Alten Welt ab, sondern in der Neuen, an der amerikanischen Universität, die sie beide zufällig besuchten. Und so überquerten zwei Nachbarn einen kalten Ozean, um sich in einem wissenschaftlichen Pflichtkurs zu begegnen. Als sie sich über ihre jeweilige Herkunft austauschten, wussten sie, dass hier die

Mächte des Schicksals am Werk waren. Sie verliebten sich ineinander und in ihre neue Heimat. Das Paar übersiedelte später in einen reichen und angesehenen Vorort (dessen Namen oder Lage ich mich hüten werde zu nennen, da ich immer noch dort lebe und, aus Gründen, die später zutage treten werden, Diskretion walten lassen muss). Einige Jahre lang lebte das Paar zufrieden zusammen, und dann starb mein unmittelbarer männlicher Vorfahr just zum Zeitpunkt seiner Vaterschaft und wurde so zum passenden Vater für seinen künftigen Sohn.

Nachkomme der Toten.

Aber gewiss, so könnte man einwenden, wurde ich von einer lebenden Mutter geboren; gewiss wandte ich mich bei meiner Ankunft in dieser Welt ihr zu und blickte in ein Paar glänzender Mutteraugen. Nicht ganz; ich glaube, das hat mein vorangegangenes Gespräch mit der lieben Tante T. deutlich gemacht. Verwitwet und schwanger, war meine Mutter zurück nach Aix geflohen, um auf dem Familiensitz und in einem abgeschiedenen Leben Trost zu finden. Aber darüber gleich mehr. In der Zwischenzeit kann ich den Drang nicht länger unterdrücken, ein paar Dinge über die Heimatstadt meiner Vorfahren zu sagen.

Aix-en-Provence, wo ich geboren wurde, aber niemals lebte, enthält viele persönliche, wenngleich notgedrungen aus zweiter Hand stammende Assoziationen für mich. Dennoch ist es nicht nur die Verbindung zwischen Aix und meinem eigenen Leben, die eine solche Macht über meine Fantasie besitzt, eine lebenslange *idée fixe,* die eigentlich mehr auf einigen nicht mit mir in Verbindung stehenden Vorfällen in der Geschichte jener Region beruht. Auf zwei historischen Ereignissen, um genau zu sein. Verschiedene Jahrhunderte, ja sogar Epochen spielen Gastgeber für diese Ereignisse, und sie existieren überdies in vollkommen verschiedenen Atmosphären, sind in ihrer Bedeutung Welten voneinander entfernt. Dennoch könnten sie von einem gewissen Standpunkt aus den Eindruck untrennbarer Gegensätze erwecken. Mit dem ersten verhält es sich so: Im siebzehnten Jahrhundert trat unter den Nonnen des Ursulinenklosters in Aix eine Besessenheit durch diverse Dämonen auf. Die Exkommunikation der unglücklichen Schwestern, die zu einer Mischung von Blasphemien im Stil von Grésil, Sonnillon und Vérin verführt worden waren, folgte unmittelbar danach. De Plancys *Dictionnaire infernal* charakterisiert diese Dämonen mit den Worten eines unbekannten Übersetzers als »den, der Schrecken erregend glitzert wie ein Regenbogen aus Insekten; den, der auf grauenhafte Art zittert; und den, der sich in eigentümlich kriechender Weise fortbewegt.« Es existieren auch Holzschnitte dieser kinetisch und chromatisch so unheimlichen Wesen, unglücklicherweise statisch und in Schwarzweiß.

Ist das zu glauben? Was für Leute sind das -derartig dumm und primitiv –, dass sie sich einem solchen Unsinn hingeben konnten? Wer kann die Wissenschaft des Aberglaubens ergründen? (Denn, wie ein böser Poet einst gekritzelt hat, der Aberglaube ist das Reservoir aller Wahrheiten.) Dies ist also die eine Seite meines fantastischen Aix.

Die andere Seite, und das zweite historische Ereignis, das ich anbieten kann, ist schlicht die Geburt des berühmtesten Bürgers von Aix im Jahre 1839: Cezanne. Seine Gestalt sucht die Landschaft meines Geistes heim und durchstreift die provencalischen Ländereien auf der Suche nach seinen hübschen Bildern.

Dies sind also die beiden Seiten meines persönlichen Aix. Sie vermischen sich zu einem einzigen Bild, so grotesk und harmonisch wie ein Pantheon von Wasserspeiern inmitten der Pracht einer mittelalterlichen Kirche.

Das war ergo die Welt, in die meine Mutter vor einigen Jahrzehnten zurückkehrte, diese Notre-Dame-Welt voller Grauen und Schönheit. Es ist kein Wunder, dass sie sich in die Gesellschaft jener schönen Fremden ziehen ließ, die ihr einen Ausweg aus der Welt der Sterblichen versprachen, wo Schock und Leiden überhand genommen und sie in das Exil getrieben hatten. Ich erfuhr von Tante T., dass alles auf einem Sommerfest auf dem Anwesen von Ambroise und Paulette Valraux begonnen hatte. Der Verzauberte Wald, wie der Ort bei den *hautes classes* der Umgebung hieß. Der Abend des Festes war von ebenso perfekter Milde wie die Atmosphäre der Träume, in denen man kaum jemals ein Gefühl von Schwüle oder Kälte wahrnimmt. Hoch in die Linden hatte man Laternen gehängt, Leuchtbojen auf dem Weg zu einem sagenhaften Himmel. Eine Kapelle spielte.

Eine bunt gemischte Gesellschaft war anwesend. Und wie üblich waren auch einige Personen darunter, die niemand zu kennen schien, exotische Fremde, deren Eleganz ihnen als Eintrittskarte diente. Tante T. zollte ihnen zu jener Zeit keine weitere Aufmerksamkeit, und ihre Erinnerung an sie ist recht bruchstückhaft. Einer von ihnen tanzte mit meiner Mutter, lockte die Witwe ohne jede Schwierigkeiten aus ihrer gesellschaftlichen Zurückgezogenheit. Ein anderer mit labyrinthischen Augen flüsterte unter den Bäumen mit ihr. Allianzen wurden in jener Nacht gegründet, Versprechen getauscht. Danach begann meine Mutter allein zu Rendezvous nach Sonnenuntergang auszugehen. Dann hörte sie auf, nach Hause zu kommen. Térèse – Kindermädchen, Vertraute und Kammerzofe, die meine Mutter mit aus Amerika zurückgebracht hatte – fühlte sich verletzt und verwirrt von der kalten Kurzangebundenheit, mit der ihre Herrin ihr neuerdings begegnete.

Die Familie meiner Mutter war sorgfältig auf Zurückhaltung bedacht, was den Grund für ihr jüngstes Benehmen anging. (»Und das in ihrem Zustand, *mon Dieu!«)* Niemand wusste, welche Maßnahmen man ergreifen sollte. Dann berichteten einige Diener von einer bleichen schwangeren Frau, die sie nach Einbruch der Dunkelheit um das Haus schleichen sahen.

Schließlich zog die Familie einen Priester zu Rate. Er schlug eine Vorgehensweise vor, die niemand in Frage stellte, nicht einmal Térèse. Sie lagen auf der Lauer nach meiner Mutter, diese selbstgerechten Seelenjäger. Sie verfolgten ihre schwebende Gestalt, als sie unmittelbar vor Tagesanbruch zum Mausoleum zurückkehrte. Sie hoben die große Steinplatte des Sarkophags und sahen meine Mutter darin liegen. *»Diabolique«,* rief einer von ihnen aus. Es gab einen kurzen Disput, wie oft und an welchen Stellen man sie pfählen solle. Am Ende hefteten sie ihr Herz mit einem einzelnen Pflock an das samtene Bett, auf dem sie lag. Aber was sollte mit dem Kind geschehen? Und was für ein Kind wäre das wohl? Ein heiliger Soldat der Lebenden oder ein Monstrum der Toten? (Weder noch, ihr Narren!)

Glücklicher- oder unglücklicherweise, ich bin mir nie sicher, wie ich es beurteilen soll, war Térèse unter ihnen und erklärte diese Spekulationen für rein akademisch. Mitten in die blutige Gebärmutter greifend, half sie mir, zur Welt zu kommen.

Ich war nun Erbe des Familienvermögens, und Térèse nahm mich mit sich zurück nach Amerika. Sie erwies sich als äußerst findig in dieser Hinsicht und arrangierte mit einem ebenso mitfühlenden wie habgierigen Anwalt, dass sie die Treuhänderin meines Vermögens wurde. Dies erforderte ein kleines Zauberkunststück hinsichtlich ihrer Identität. Es erforderte, dass Terese aus Gründen, die ich nie in Frage gestellt habe, von der Zofe meiner Mutter posthum zu ihrer Schwester befördert wurde. Und so wurde meine Tante T. getauft – geboren im selben Jahr wie ich.

Natürlich läuft all dies auf die Geschichte meines Lebens hinaus, das ebenso wenig Leben wie Geschichte hat. Es taugt nicht fürs Kino und nicht für einen Roman; es würde nicht einmal ein einziges Gedicht von moderater Länge füllen. Es könnte ein Stück moderner Musik abgeben: ein langsames, pochendes Dröhnen wie das lethargische Pumpen eines frühgeborenen Herzens. Am besten würde sich jedoch die Darstellung meines Lebens als abstraktes Gemälde machen: eine Zwielichtwelt mit verschwommenen Rändern und ohne Zentrum oder Fokus; eine Brücke ohne Ufer, ein Tunnel ohne Öffnung; eine dämmrige Existenz, pur und einfach. Weder Himmel noch Hölle, nur ein ruhiger Hafen zwischen der

Hysterie des Lebens und der beharrlichen Dunkelheit des Todes. (Und, wisst Ihr, was ich am Zwielicht immer am meisten geliebt habe: Es ist dieses Gefühl – wenn man in den dämmernden Westen schaut –, dass es nicht etwa ein flüchtiger Moment des Übergangs ist, sondern dass nichts davor oder danach kommt: *dass dies alles ist, was ist.)* Mein Leben hatte nie einen Anfang, also nahm ich natürlich an, dass es niemals enden würde. Selbstverständlich hatte ich Unrecht.

Nun, und was war die Antwort auf die Frage, die hastig von den Monstern gestellt wurde, die meine Mutter zu Tode gejagt hatten. War meine Natur beseelte Menschlichkeit oder seelenloser Vampirismus? Die Antwort: keines von beidem. Ich existierte zwischen zwei Welten und erhob wenig Anspruch auf die Aktivposten der einen oder die Verbindlichkeiten der anderen. Weder lebendig noch tot, unlebendig oder untot, hatte ich nichts zu schaffen mit solch ermüdenden Polaritäten, solch langweiligen Gegensätzen, die sich letztendlich nicht mehr voneinander unterscheiden als ein Paar hirnloser Monozygoten. Ich sagte nein zu Leben und Tod. Nein, Herr Frühlingsknospe. Nein, Herr Wurm. Ohne jemals Hallo oder Auf Wiedersehn zu sagen, mied ich einfach ihre Gesellschaft, verachtete ihre billigen Einladungen.

Natürlich versuchte Tante T. anfangs, für mich zu sorgen wie für ein normales Kind. (Nebenbei bemerkt kann ich mich an jeden Moment meines Lebens von meiner Geburt an erinnern, da meine Existenz die Form eines nahtlosen Augenblicks annahm, ohne vergessenswertes Gestern oder erwartungsvolles Morgen.) Sie versuchte, mir normale Nahrung zu verabreichen, die ich nie bei mir behalten konnte. Später bereitete sie für mich eine Art Fleischpüree zu, das ich verzehrte und verdaute, obwohl es niemals zur Gewohnheit wurde. Und ich fragte nie nach den wirklichen Bestandteilen dieser Zubereitung, da Tante T. niemals die Ausgabe von Geld scheute, und ich wusste, was für ungewöhnliche Nahrungsmittel für ein ungewöhnliches Kleinkind man mit Geld kaufen konnte. Ich nehme an, ich hatte mich an ähnliche Nahrung gewöhnt, als ich im Bauch meiner Mutter heranwuchs und von einem Potpourri verschiedener Blutgruppen unterhalten wurde, gespendet von den Einwohnern von Aix. Aber mein Appetit auf materielle Nahrung war niemals sehr stark.

Bei weitem stärker war mein Hunger nach einer Art transzendentaler Kost, einer Schlemmerei für Geist und Seele: das astrale Bankett der Kunst. Davon ernährte ich mich. Und ich hatte wirklich ein paar meisterliche Küchenchefs, die mein Menü zusammenstellten. Obwohl wir in Zurückgezogenheit von der Welt lebten, vergaß Tante T. nicht, für meine Erziehung zu sorgen. Aus Gründen des Ansehens und der

Legitimation habe ich mir Diplome der feinsten Privatschulen der Welt erworben. (Auch diese kann man mit Geld kaufen.) Aber meine wirkliche Erziehung war sogar noch privaterer Natur. Die genialsten Lehrer wurden reichlich dafür entlohnt, dass sie unser Heim besuchten, und waren nur zu glücklich, ein invalides Kind von gleichwohl außergewöhnlich vielversprechender Art zu unterrichten.

Im Privatunterricht erforschte ich die Künste und Wissenschaften. Ja, ich lernte sogar meine französischen Dichter zitieren:

> Schwarzgoldne Unsterblichkeit, ödes Grauen
> Bekränzte Trösterin, schrecklich zu schauen
> Des Mutterleibs süßer Verrat
> Die fromme Lüge: Er ist das Grab!

Jedoch größtenteils in Übersetzung, denn etwas hielt mich immer davon ab, mehr als Anfängerkenntnisse in dieser Fremdsprache zu erlangen. Doch meisterte ich die komplette Grammatik, jeden Dialekt und jedes Idiom des französischen *Auges.* Ich konnte die innere Welt von Redon lesen (der beinahe geborener Amerikaner war) – sein *grand isolé* Paradies der Schwärze. Ich verstand mühelos die äußere Welt von Manet und den Impressionisten - diese geheime Sprache des Lichts. Und ich konnte die unmöglichen Welten der Surrealisten dechiffrieren – jene verdrehten Arkaden, wo leuchtende Schatten an das verwesende Fleisch von Regenbogen geheftet sind.

Insbesondere erinnere ich mich an einen Mann mit Namen Raymond, der mir rudimentäre Fertigkeiten in der Ölmalerei beibrachte. Ich erinnere mich lebhaft daran, wie ich ihm eine Studie zeigte, die ich von jenem heiligen Phänomen angefertigt hatte, dessen Zeuge ich bei jedem Sonnenuntergang wurde. Am deutlichsten erinnere ich mich an den Ausdruck seiner Augen, als hätten sie gesehen, wie ein Vorhang sich vor einem schrecklichen Frevel hob. Er rückte umständlich seine zierliche Brille zurecht, ließ sie auf seiner Nasenspitze zittern. Sein Blick schweifte von der Leinwand zu mir und wieder zurück. Sein einziger Kommentar war: »Die Formen, die Farben sollten sich nicht auf diese Art verlieren. Etwas ... nein, unmöglich.«

Dann fragte er, ob er das Badezimmer benutzen dürfe. Zuerst hielt ich diese Geste für eine symbolische Abwertung meiner Arbeit. Aber er meinte es ganz ernst, und alles, was ich tun konnte, war, ihm in gleichermaßen ernstem Tonfall den Weg zur nächsten entsprechenden Örtlichkeit zu weisen. Er verließ den Raum, die ersten zwei Finger seiner

rechten Hand auf den Puls seines linken Handgelenks gepresst. Und er kam nicht zurück.

Soweit eine kleine Skizze meiner Halbton-Existenz: Zwielicht um Zwielicht um Zwielicht. Und in all dieser nebelhaften Zeit fragte ich mich gelegentlich und dann auch nur kurz, ob ich dasselbe Potential zur Unsterblichkeit besäße wie meine untote Mutter, bevor ihr Leben abgebrochen und ich geboren wurde. Das ist keine Frage, die jemanden wirklich beschäftigt, der jenseits, unter, über, zwischen – triumphal *außerhalb* der unvereinbaren Welten menschlicher Väter und verzauberter Mütter existiert.

Ich fragte mich jedoch in der Tat, wie ich meinen zu Besuch kommenden Verwandten meinen unnatürlichen Lebenswandel erklären, das heißt, *verheimlichen* sollte. Der Feindseligkeit, die ich vor Tante T. an den Tag gelegt hatte, zum Trotz wünschte ich mir, dass sie einen positiven Bericht von mir in die wirkliche Welt zurücktragen sollten, und sei es nur, um sie in Zukunft meiner eigenen Welt fern zu halten. Schon Tage vor ihrer Ankunft begann ich mich selbst als eine Klischeefigur in einer gotischen Schauergeschichte zu sehen: der merkwürdige Bewohner eines merkwürdigen Schlosses, diese umschattete Gestalt, der zu begegnen der Held über weite Strecken reist, eine dunkle Seele, die ihr Grauen vor den anderen verbirgt. Kurzgefasst: ein mittelalterlicher Sonderling, der seine sonderbaren Taten im geheimen Allerheiligsten verübt. Ich nahm an, dass sie bald ein passendes Bild von mir fassen würden: ganz Machtlosigkeit und kein Antrieb. Und dass es damit erledigt sei.

Aber niemals hätte ich erwartet, dass ich den beinahe vergessenen Wirklichkeiten des Vampirismus entgegentreten müsste – dem Makel unter der Farbe des Familienporträts.

III

Die Familie Duval kam samt unverheirateter Schwester mit einem Nachtflug an, von dem wir sie am Flughafen abholen sollten. Tante T. dachte, dies müsse mir gut passen, da ich doch gern den Großteil des Tages verschlief und mich erst beim Sonnenuntergang erhob. Aber im letzten Augenblick erlitt ich einen akuten Anfall von Lampenfieber.

»Die *vielen Menschen«,* flehte ich Tante T. an. Sie wusste, dass Menschenmengen das stärkste Abwehrmittel waren, das die Welt gegen mich hatte, als ob sie ein solches überhaupt gebraucht hätte. Sie verstand, dass ich nicht in der Lage sein würde, meinen Platz im Empfangskomitee

einzunehmen, und Rops' jüngerer Bruder Gerald, der mindestens fünfundsiebzig Jahre alt sein musste, chauffierte sie allein zum Flughafen. Ja, ich versprach Tante T., ich würde so gesellig sein und herauskommen, um alle zu begrüßen, sobald ich die Scheinwerfer des großen schwarzen Wagens in unserer privaten Auffahrt sähe.

Aber das war ich nicht, und das tat ich nicht. Ich zog mich in mein Zimmer zurück und döste vor dem Fernseher mit ausgeschaltetem Ton. Während seine Farben in der Dunkelheit tanzten, ergab ich mich immer mehr einer ungeselligen Schläfrigkeit. Schließlich instruierte ich Rops durch die hauseigene Sprechanlage, Tante T. und die anderen darüber zu informieren, dass ich mich nicht besonders wohl fühle und mich ausruhen müsse. Dies, so dachte ich, würde zu der Fassade eines harmlosen Hypochonders passen, und eines völlig normalen obendrein.

Ein Nachtschläfer. Sehr gut, konnte ich sie leise zu sich selbst sagen hören. Und dann, ich schwöre es, schaltete ich den Fernseher aus und schlief einen wirklichen Schlaf in wirklicher Dunkelheit.

Aber zu einem späteren Zeitpunkt tief in der Nacht wurden die Dinge weniger wirklich. Ich musste die Sprechanlage eingeschaltet gelassen haben, denn ich hörte leise metallische Stimmen aus dem kleinen Metallkasten an meiner Schlafzimmerwand dringen. In meinem schlafähnlichen Zustand kam ich nicht auf die Idee, dass ich einfach aufstehen und die Stimmen zum Schweigen bringen konnte, indem ich diesen schrecklichen Kasten ausschaltete. Und schrecklich erschien er mir in der Tat. Die Stimmen sprachen eine fremde Sprache, aber es war nicht Französisch, wie man vielleicht vermutet hätte. Es war etwas weit Fremdartigeres. Vielleicht eine Mischung aus dem Geplapper eines schlafenden Irren und dem sonaren Kreischen einer Fledermaus. Ich hörte die Stimmen aufeinander einzwitschern und -schnattern, bis ich erneut in tiefen Schlaf sank. Und ihr Zwiegespräch hatte geendet, bevor ich – zum ersten Mal in meinem Leben – im hellen Angesicht des Morgens erwachte.

Das Haus war still. Selbst die Dienstboten schienen Verpflichtungen zu haben, die sie unhörbar und unsichtbar machten. Ich nutzte meinen wachen Zustand zu dieser frühen Stunde und streifte unbemerkt durch das alte Haus, indem ich mir vorstellte, dass alle außer mir nach einer langen und geräuschvollen Nacht noch im Bett lägen. Die großen Holztüren der vier Zimmer, die Tante T. für unsere Gäste vorgesehen hatte, waren alle verschlossen: ein Zimmer für Mama und Papa, zwei andere gleich daneben für die Kinder, und eine kalte Kammer am Ende des Flurs für die jungfräuliche Schwester. Ich verharrte einen Moment lang vor jedem Zimmer und lauschte auf die verräterischen Gesänge des

Schlummers, hoffte meine Verwandten durch ihr Schnarchen und Pfeifen und das einsilbige Grunzen zwischen ihren Atemzügen besser kennen zu lernen. Aber sie machten nicht den üblichen Radau. Sie gaben kaum einen Ton von sich, obwohl jeder von ihnen ein Echo desselben Geräusches erzeugte, das aus dem gleichen hohlen Leib zu dringen schien. Es war eine Art von unheimlichem Pfeifen, ein Keuchen aus tiefster Kehle, das Husten eines schwindsüchtigen Dämons. Nachdem ich schon in der Nacht meinen Teil an sonderbaren Kakophonien gehabt hatte, verließ ich meinen Lauschposten bald ohne Bedauern.

Ich verbrachte den Tag in der Bibliothek, deren hohe Fenster, wie ich bemerkte, auf das Hereinlassen eines Maximums an natürlichem Leselicht zugeschnitten waren. Dennoch zog ich die Vorhänge zu und hielt mich im Schatten, da ich die Morgensonne nicht annähernd so großartig fand, wie man von ihr erzählte. Aber es fiel mir schwer, mich aufs Lesen zu konzentrieren. Jeden Augenblick erwartete ich zu hören, wie fremde Schritte die zweiflügelige Treppe herunterkamen, den schwarz-weißen Schachbrett-Marmorboden der Halle überquerten und das Haus in Besitz nahmen. Ungeachtet meiner Erwartungen trat die Familie jedoch nicht in Erscheinung, was mich mit zunehmender Unruhe erfüllte.

Die Dämmerung brach an, und immer noch keine Spur von Mama und Papa, Sohn oder Tochter mit schlafgetrübten Augen, keine sittsame Schwester, die sich erstaunt über die ungewöhnliche Länge ihres Schönheitsschlafs äußerte. Und auch keine Tante T. Sie müssen in der vorigen Nacht wirklich gewaltig einen draufgemacht haben, dachte ich. Aber es störte mich nicht, mit dem Zwielicht allein zu sein. Ich zog die Vorhänge von den drei Westfenstern zurück, jedes von ihnen ein Gemälde derselben Himmelsszene. Mein privater *Salon d'Automne.*

Es war ein ungewöhnlicher Sonnenuntergang. Da ich den ganzen Tag hinter dichten Vorhängen gesessen hatte, war mir nicht aufgefallen, dass ein Unwetter aufgezogen war und der Großteil des Himmels genau den Farbton alter Rüstungen angenommen hatte, die man in Museen findet. Zugleich befanden sich Flecken von strahlendem Licht in territorialem Widerstreit mit dem schwellenden Onyx des Sturmes. Licht und Dunkelheit vermischten sich auf seltsame Weise in den oberen und unteren Schichten. Schatten und Sonnenschein zerflossen in eins, strähnten die Landschaft mit dem unirdischen Abbild von Glut und Düsternis. Helle und schwarze Wolken fältelten sich ineinander und bildeten ein Niemandsland des Himmels. Die Herbstbäume nahmen das Aussehen von Skulpturen an, die man im Traum geformt hatte, ihre bleifarbenen Stämme und Äste und rostroten Blätter gefangen in einem

ewigen, dem Leben entrückten Augenblick von unnatürlicher Zeitlosigkeit. Der graue See rollte und wiegte sich langsam in tiefem Schlaf und schlug bewusstlos gegen seine Einfriedung aus fühllosem Stein. Eine Szenerie voller Widersprüchlichkeiten und Ambivalenz, ein tragikomischer Dunst über allem. Ein Land vollkommenen Zwielichts.

Ich war hochgradig erregt: schließlich war das Zwielicht doch zur Erde und zu mir herabgestiegen. Ich musste einfach in diese rare Atmosphäre hinaustreten, ich hatte keine andere Wahl. Ich verließ das Haus und lief hinunter zum See und stand auf der sanften Uferböschung aus steifem Gras, die zu ihm hinabführte. Ich starrte durch die Bäume hinauf in die widerstreitenden Farbtöne des Himmels. Ich behielt die Hände in den Taschen und berührte nichts, nur mit meinen Augen.

Erst nachdem eine Stunde oder mehr vergangen waren, dachte ich an Heimkehr. Es war bereits dunkel, auch wenn ich mich nicht an den Übergang von der Dämmerung zur Nacht erinnern konnte, denn das Zwielicht unterwirft sich keinem ostentativen Finale. Es waren keine Sterne zu sehen, Sturmwolken waren aufgezogen und verhüllten den Himmel vollkommen. Sie begannen jetzt zögernd Regentropfen zu versprühen. Der Donner murmelte hoch oben, und ich sah mich gezwungen, zum Haus zurückzukehren, wieder einmal von der Nacht betrogen.

In der Eingangshalle rief ich fragend ihre Namen. »Tante T? Rops? Gerald? M. Duval? Madame?« Alles blieb still. Wo waren sie alle?, fragte ich mich. Sie konnten nicht immer noch schlafen. Ich ging von Zimmer zu Zimmer und fand keine Anzeichen von Bewohntheit. Der Staubfilm eines Tages bedeckte alle Oberflächen. Wo waren die Bediensteten? Schließlich öffnete ich die Tür zum Speisezimmer. Kam ich zu spät zu dem Abendessen, das Tante T. zu Ehren unseres Familienbesuchs arrangiert hatte?

Es schien so. Aber selbst wenn Tante T. mich manchmal die verbotenen Früchte von Fleisch und Blut hatte goutieren lassen, so doch nie direkt vom Stamm, niemals den warmen Saft vom Baum des Lebens selbst. Und doch lagen hier die Überreste eines solchen Festes verstreut. Es war der verwüstete Körper von Tante T, auch wenn sie kaum mehr als ihre Knochen zur Identifizierung übrig gelassen hatten. Das dicke weiße Linnen war verkrustet wie ein alter Verband.

»Rops!«, brüllte ich. »Gerald. Ist denn niemand da?«

Aber ich wusste, dass die Diener sich nicht mehr im Haus befanden, dass ich allein war.

Natürlich nicht ganz allein. Dies wurde meinem Zwielicht-Hirn bald bewusst, als es in die totale Dunkelheit hinabtauchte. Ich befand mich in

der Gesellschaft von fünf schwarzen Schemen, die an den Wänden hingen und bald darauf herumzuhuschen begannen. Einer von ihnen löste sich von der Wand und kam auf mich zu, eine schwerelose Masse, die sich eiskalt anfühlte, als ich versuchte, sie beiseite zu stoßen, und mit der Hand genau durch sie hindurchfuhr. Dem ersten Schatten folgte ein weiterer und glitt von einem Türstock herunter, wo er gehangen hatte. Ein dritter hinterließ eine ausgebleichte Narbe auf der Tapete, wo er wie eine Schnecke geklebt hatte, und stieß sich von der Wand ab, um sich der Attacke anzuschließen. Dann kamen die anderen von der Decke und ließen sich auf mich herabfallen, als ich im Kreis herumtaumelte und mit den Armen ruderte. Ich rannte aus dem Zimmer, aber sie hatten mich umzingelt. Sie begleiteten mich auf meiner Flucht, hetzten mich Flure hinunter und Treppen hinauf. Schließlich trieben sie mich in die Enge, in ein kleines staubiges Zimmer hinein, das ich seit Jahren nicht betreten hatte. Bunte Tiere tollten auf den Wänden herum, blaue Bären und gelbe Hasen. Miniaturmöbel waren mit ergrauten Laken bedeckt. Ich versteckte mich hinter einer winzigen hochbeinigen Krippe mit elfenbeinweißen Gitterstäben. Aber sie fanden mich und kamen bedrohlich näher.

Der Hunger trieb sie nicht, denn sie hatten schon üppig gespeist. Sie rasten nicht vor mörderischer Blutgier, denn sie gingen umsichtig und methodisch vor. Dies war nur ein Familientreffen, eine sentimentale Zusammenkunft. Jetzt verstand ich, warum die Duvals es sich leisten konnten, *sans préjugé* zu sein. Sie waren schlimmer als ich, der nur ein Halbblut, eine Hybride, ein bloßer Mulatte der Seele war: weder warmblütiger Mensch noch blutsaugender Teufel. Aber sie – die einem Aix auf der Landkarte entstammten – waren die Reinblütigen der Familie.

Und sie tranken meinen Körper leer.

IV

Als ich das Bewusstsein wiedererlangte, war es immer noch dunkel, und in meiner Kehle befand sich eine Menge Staub. Nicht wirklicher Staub, natürlich, sondern eine sonderbare Trockenheit, wie ich sie nie zuvor verspürt hatte. Und da war noch eine andere neue Empfindung: Hunger. Ich hatte das Gefühl eines Abgrunds von unauslotbarer Tiefe in mir, einer gewaltigen Leere, die gefüllt werden musste - geflutet mit einem Ozean von Blut. Ich war jetzt einer von ihnen, wiedergeboren in einen hungrigen Tod. Alles, was ich in meinem unmöglichen, gottes-

lästerlichen Ehrgeiz, das Leben und den Tod zu meiden, von mir gewiesen hatte, war ich nun geworden. Ein bleiches, ausgehungertes Etwas. Eine Bestie mit hundert erwachenden Appetiten. Andre der Friedhöfe.

Die Fünf hatten von meinem Körper an fünf einzelnen Quellen getrunken. Aber die Wunden waren schon fast geschlossen zu dem Zeitpunkt, als ich in der Schwärze erwachte – das verdankte ich den wundersamen Heilfähigkeiten der Toten.

Die oberen Stockwerke lagen jetzt alle in tiefem Schatten, und ich tastete mich auf das Licht zu, das von unten heraufdrang. Ein impressionistisches Glühen erhellte das Geländer zu Häupten der Treppe, wo ich aus dem Dunkel des zweiten Stockes hervortrat, und dieser Anblick erweckte einen entsetzlichen Schmerz in mir, wie ich ihn nie zuvor gekannt hatte: ein Gefühl des Verlustes, von etwas, das ich nicht zu benennen wusste, so als liege diese Entbehrung erst irgendwo in meiner Zukunft.

Als ich die Treppen hinabging, sah ich, dass sie mich schon erwarteten. Sie standen schweigend auf den schwarzen und weißen Schachbrett-Quadraten der Halle. Papa der König, Mama die Dame, der Junge ein Springer, das Mädchen ein dunkler kleiner Bauer, und ein Biest von jungfräulichem Läufer im Hintergrund. Und jetzt gehörten ihnen auch mein Haus, mein Turm, um die Spielfiguren auf ihrer Seite zu komplettieren. Auf meiner Seite befand sich gar nichts.

»Teufel«, schrie ich und beugte mich weit über das Treppengeländer. »Teufel«, wiederholte ich, aber sie blieben auf grauenvolle Weise ruhig, vielleicht verstanden sie meinen Ausbruch nicht einmal. *»Diables«,* resümierte ich in ihrer eigenen verhassten Sprache.

Aber auch Französisch war nicht ihre wahre Sprache, wie ich herausfand, als sie miteinander zu sprechen begannen. Ich hielt mir die Ohren zu, versuchte ihre Stimmen auszusperren. Sie hatten eine ganz eigene Sprache, deren Stil sehr gut zu ihren toten Stimmorganen passte. Ihre Worte waren ein atemloses, formloses Rasseln tief in ihren Kehlen wie ein trockenes Kratzen am Portal der Mausoleen. Dürres Keuchen und trockenes Gurgeln waren ihre Dialekte. Diese kratzigen Laute wirkten besonders verstörend, weil sie aus den Mündern von Wesen drangen, die immerhin menschliche Gestalt besaßen. Aber das Schlimmste von allem war meine Erkenntnis, dass ich aufs Genaueste alles verstand, was sie sagten.

Der Junge trat vor und zeigte auf mich, während er zurückgewandt mit seinem Vater sprach. Es entsprach der Ansicht dieses veilchenäugigen und rosenlippigen Kindes, dass ich das gleiche Ende wie Tante T. hätte

erleiden sollen. Mit autoritärer Ungeduld erklärte der Vater dem Jungen, dass ich als eine Art Touristenführer durch das unbekannte neue Land dienen solle, ein Einheimischer, der sie vor Schwierigkeiten bewahren konnte, in die fremde Besucher manchmal gerieten. Überdies, so schloss er groteskerweise, *sei ich ein Mitglied der Familie.* Der Junge war wütend und spuckte eine unbeschreiblich widerwärtige Beschreibung seines Vaters aus. Was er von sich gab, konnte nur in jener absonderlich abgehackten Mundart ausgedrückt werden, die Gefühle und Beziehungen einer Natur offenbarten, die dieser Welt, welche sie indes mit Ekel erregender Perfektion widerspiegelte, unvorstellbar entrückt waren. Der Diskurs der Hölle zum Thema Sünde.

Eine Auseinandersetzung folgte, und die Gefasstheit des Vaters verwandelte sich in infernalischen Zorn. Er bändigte schließlich seinen Sohn mittels bizarrer Drohungen, für die es in der Sprache gewöhnlicher Bosheit keine Entsprechungen gibt. Nachdem der Junge zum Schweigen gebracht worden war, wandte er sich an seine Tante, scheinbar um Trost zu finden. Diese Frau mit kalkweißen Wangen und eingesunkenen Augen berührte die Schulter des Jungen und zog ihn leichthin mit einem einzigen Finger zu sich, als sei sein Körper ein Luftballon, ein schwereloses Spielzeug. Sie flüsterten in gedämpftem Ton und redeten sich mit Kosenamen an, die auf ein altes und unaussprechliches Bündnis zwischen ihnen hindeuteten.

Von dieser Szene offenbar angeregt, trat nun die Tochter vor und redete mich auf dieselbe Weise an, um meine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Ihre Mutter würgte ganz abrupt eine einzige Silbe hervor. Wie sie ihre Tochter genannt hatte, könnte man sich eventuell noch vorstellen, aber nur in Verbindung mit den tiefsten Abgründen der menschlichen Welt. *Ihre* Worte, ihr ersticktes Röcheln, trugen die dissonanten Obertöne einer gänzlich fremden Welt. Jede ihrer perversen Äußerungen war eine revoltierende Arie des Bösen, ein Chor gellender Psalmen von ausgeklügelter Blasphemie und rätselhafter Lust.

»Ich will keiner von euch *werden«,glaubte* ich ihnen zuzuschreien. Aber der Klang meiner Stimme ähnelte dem ihren bereits so sehr, dass die Worte genau das Gegenteil von dem bedeuteten, was ich beabsichtigt hatte. Die Familie hielt in ihrem Gezänk inne. Mein Ausbruch hatte sie wieder vereint. All ihre Münder, übervoll beladen mit unebenen Zähnen wie Dorffriedhöfe mit ramponierten Grabsteinen, öffneten sich zu einem Lächeln. Der Ausdruck auf ihren Gesichtern verriet mir etwas über mich selbst. Sie konnten meinen wachsenden Hunger sehen, konnten tief in die staubige Katakombe meiner Kehle sehen, die nach blutiger Atzung schrie. Sie kannten meine Schwäche.

Ja, sie könnten in meinem Haus bleiben. *(Ich verhungere.)*

Ja, ich würde Arrangements treffen, um das Verschwinden der Diener zu vertuschen, denn ich bin ein wohlhabender Mann und weiß, was man mit Geld alles kaufen kann. *(Bitte, meine Familie, ich verhungere.)*

Ja, ich würde ihnen Sicherheit und ständige Heimstatt gewährleisten. *(Bitte, ich verhungere zu Staub.)*

Ja, ja, ja. Ich erklärte mich mit allem einverstanden; es würde für alles gesorgt sein. *(Zu Staub!)*

Aber zuerst, so bettelte ich sie in Christi Namen an, mussten sie mich hinaus in die Nacht lassen.

Nacht, Nacht, Nacht, Nacht, Nacht, Nacht, Nacht.

Jetzt dient mir das Zwielicht als Wecker, eine üble Alarmglocke, die mich zu endloser Nacht erweckt. Es gibt einen Laut in meiner neuen Sprache für diese flüchtige Zeitspanne des Tages, die den dunklen Stunden vorangeht. Der Laut verbindet merkwürdige Schattierungen der Bedeutung und schattenhafte Impressionen, von denen keine zu meiner einstigen Vorstellung eines abstrakten Paradieses passt: der wahre Garten unirdischer Verzückung. Das neue Zwielicht ist ein Schänder, Entweiher, heimlicher Grabräuber; Totenglocke, Lebensgeläut, Vorhangheber; Todesfee, Sirene, heulende Wölfin. Und das alte Zwielicht ist tot. Ich lerne sogar, es zu verachten, so wie ich lerne, mein ewiges Leben und meinen ewigen Tod zu lieben.

Trotzdem wünsche ich all denen Erfolg, die je den Versuch wagen sollten, meine labile Unsterblichkeit zu vernichten, denn meine Wiedergeburt hat mich die Qualen des Anfangs gelehrt, während der Gedanke an das Ende in meinen Vorstellungen eine friedliche Bedeutung angenommen hat. Und ich kann mich denen, die Rache für die ausgebluteten Seelen meiner Vergangenheit und Zukunft anstreben, nicht verwehren. Ja, Vergangenheit und Zukunft. Ende und Anfang. Kurz gefasst: Die Zeit existiert jetzt, gemessen wie ein immer wiederkehrender Feiertag, der nur aus mitternächtlichen Orgien besteht. Ich hatte einmal eine Familie aus einer alten Welt, und jetzt habe ich eine neue. Ein neues Leben, eine neue Welt. Und diese neue Welt ist nicht länger eine, die mir gestattet, träge auf rosige Sonnenuntergänge zu blicken, sondern eine andere, in der ich der Nacht leidenschaftlich das körperschwere Blut aussaugen muss.

Nacht... für Nacht... für Nacht.

HORACIO QUIROGA

Das Federkissen

Ihre Flitterwochen waren ein einziges Schaudern. Blond, engelhaft und schüchtern wie sie war, setzte der eisige Charakter ihres Mannes den kindlichen Träumen, die sie als Braut noch gehegt hatte, sehr bald ein Ende. Sie liebte ihn dennoch sehr, obwohl sie bisweilen ein leichtes Frösteln überkam, wenn sie zusammen durch die nächtlichen Straßen nach Hause gingen und sie einen flüchtigen Blick auf die große Gestalt Jordans warf, der schon seit einer Stunde kein Wort mehr gesagt hatte. Auch er liebte sie innig, ohne es allerdings je erkennen zu lassen.

Drei Monate lang – sie hatten im April geheiratet – erlebten sie ein sonderbares Glück. Zweifellos hätte sie sich weniger Strenge in diesem starren Liebeshimmel gewünscht, mehr ausgelassene und unbedachte Zärtlichkeit, aber das reglose Antlitz ihres Mannes hielt sie immer zurück. Das Haus, in dem sie wohnten, trug nicht unwesentlich dazu bei, dass es sie so oft schauderte. Das Weiß des stillen Hofes - Friese, Säulen und Statuen aus Marmor – erweckte den herbstlichen Eindruck eines verwunschenen Palastes. Drinnen verstärkte sich dieses Gefühl unbehaglicher Kälte noch durch den eisigen Glanz der hohen Stuckwände, die nicht den geringsten Kratzer aufwiesen. Wenn man von einem Zimmer ins andere ging, hallten die Schritte im ganzen Haus wider, als hätte eine lange Zeit der Verlassenheit seine Klangfähigkeit verfeinert. In diesem seltsamen Liebesnest verbrachte Alicia den ganzen Herbst. Sie hatte schließlich doch einen Schleier über ihre alten Träume geworfen und lebte wie im Schlaf in dem unwirtlichen Haus, ohne sich allzu viele Gedanken zu machen, bis ihr Mann nach Hause kam.

Es ist nicht verwunderlich, dass sie abmagerte. Sie bekam einen leichten Grippeanfall, der sich heimtückisch Tag um Tag hinzog; Alicia erholte sich einfach nicht mehr. Eines Nachmittags konnte sie schließlich auf den Arm ihres Mannes gestützt in den Garten hinausgehen. Sie blickte gleichgültig um sich. Plötzlich strich Jordan ihr ganz zärtlich und langsam mit der Hand über den Kopf; Alicia brach darauf in Schluchzen aus und warf ihm die Arme um den Hals. Sie weinte sich lange all ihr stummes Grauen von der Seele und schluchzte nur noch haltloser, wenn Jordan sie sanft streichelte. Allmählich kam sie wieder zur Ruhe, verbarg

jedoch noch eine ganze Weile ihr Gesicht an seinem Hals, reglos und ohne ein Wort zu sagen.

Das war der letzte Tag, an dem Alicia aufstehen konnte. Am nächsten Morgen lag sie besinnungslos im Bett. Nachdem Jordans Arzt sie eingehend untersucht hatte, verordnete er ihr absolute Ruhe.

»Ich weiß nicht«, sagte er an der Haustür zu Jordan. »Sie befindet sich in einem Zustand äußerster Schwäche, den ich mir nicht erklären kann. Kein Erbrechen, gar nichts ... Wenn es morgen früh nicht besser ist, rufen Sie mich sofort.«

Am nächsten Morgen ging es Alicia noch schlechter. Bei der neuerlichen Untersuchung stellte man eine rapide fortschreitende Anämie fest, für die es keinerlei Erklärung gab. Alicia hatte zwar keine weiteren Ohnmachtsanfälle, doch sie ging sichtbar dem Tod entgegen. Den ganzen Tag über brannten im Schlafzimmer die Lichter, und es herrschte tiefe Stille. Stunden vergingen, ohne dass auch nur das leiseste Geräusch zu vernehmen war. Alicia lag im Halbschlaf. Jordan hielt sich fast nur noch im Salon auf, wo ebenfalls alle Lichter brannten. Er ging fortwährend und mit unermüdlicher Beharrlichkeit auf und ab. Der Teppich erstickte seine Schritte. Von Zeit zu Zeit ging er in das Schlafzimmer und setzte dort sein stummes Aufundabgehen neben dem Bett fort, wobei er an jedem Ende einen Augenblick stehen blieb, um seine Frau anzuschauen.

Bald darauf hatte Alicia Halluzinationen, die anfangs noch verschwommen in der Luft schwebten und sich schließlich auf den Boden herabsenkten. Die junge Frau blickte unentwegt mit weit aufgerissenen Augen nach beiden Seiten auf den Teppich neben dem Kopfende ihres Bettes. Eines Nachts erstarrte plötzlich ihr Blick. Nach einer Weile öffnete sie den Mund, um zu schreien, und auf ihrer Nase und ihren Lippen bildeten sich Schweißperlen.

»Jordan! Jordan!«, rief sie starr vor Entsetzen, ohne den Blick vom Teppich abzuwenden.

Jordan lief ins Schlafzimmer, und als Alicia ihn hereinkommen sah, stieß sie einen Schreckensschrei aus. »Ich bin es, Alicia, ich bin es doch!« Alicia sah ihn entgeistert an, sah auf den Teppich, sah wieder ihn an, und nachdem sie lange fassungslos verglichen hatte, kam sie zu sich. Sie lächelte und nahm die Hand ihres Mannes in die ihre, um sie eine halbe Stunde lang zitternd zu streicheln.

Eine ihrer hartnäckigsten Halluzinationen war ein Menschenaffe, der sich mit den Fingern auf dem Teppich abstützte und die Augen starr auf sie gerichtet hatte. Die Ärzte kamen vergebens. Sie hatten da ein Leben vor sich, das allmählich seinem Ende zuging, das Tag um Tag, Stunde

um Stunde mehr ausblutete, ohne dass es dafür auch nur die geringste Erklärung gab. Bei der letzten Untersuchung lag Alicia in tiefer Benommenheit, während sie ihr den Puls fühlten und einer dem anderen das leblose Handgelenk weiterreichte. Sie betrachteten sie lange schweigend und gingen dann ins Esszimmer.

»Tja ...«, sagte der Hausarzt und zuckte entmutigt die Achseln. »Das ist ein unerklärlicher Fall... Da ist kaum etwas zu machen ...«

»Das hat mir gerade noch gefehlt!«, schnaubte Jordan und trommelte gereizt mit den Fingern auf dem Tisch herum. Alicia erlosch allmählich im beginnenden Delirium der Anämie, das sich abends verschlimmerte, aber in den frühen Morgenstunden immer wieder nachließ. Im Verlauf des Tages schritt ihre Krankheit nicht fort, aber morgens war sie leichenblass, der Ohnmacht nahe. Es schien, als entrinne ihr das Leben jede Nacht in einem weiteren Blutschwall. Wenn sie aufwachte, hatte sie immer das Gefühl, unter einer zentnerschweren Last im Bett zu liegen. Vom dritten Tag an wich diese Bedrückung nicht mehr von ihr. Sie konnte kaum noch den Kopf bewegen. Sie ließ nicht zu, dass man sich an ihrem Bett zu schaffen machte oder auch nur das Kopfkissen aufschüttelte. Ihre abendlichen Schreckensbilder kamen jetzt in der Gestalt grässlicher Ungeheuer auf ihr Bett zugekrochen und kletterten mit schwerfälligen Bewegungen auf die Bettdecke.

Dann verlor sie das Bewusstsein. An den beiden letzten Tagen fantasierte sie unaufhörlich mit halblauter Stimme. Die Lichter im Schlafzimmer und im Salon warfen immer noch ihren düsteren Schein. In der Totenstille des Hauses hörte man nur das monotone Fantasieren, das vom Bett herkam, und den dumpfen Widerhall der fortwährenden Schritte Jordans.

Schließlich starb Alicia. Als das Dienstmädchen, nachdem sie das Bett abgezogen hatte, noch einmal allein ins Zimmer zurückkam, betrachtete sie einen Augenblick lang verwundert das Kopfkissen.

»Gnädiger Herr!«, rief sie Jordan mit leiser Stimme. »Auf dem Kopfkissen sind Flecken, die wie Blut aussehen.« Jordan kam schnell herbei und beugte sich über das Kissen. Tatsächlich waren auf dem Überzug kleine dunkle Flecken zu sehen, beiderseits der Vertiefung, die Alicias Kopf hinterlassen hatte.

»Sieht aus wie Stiche«, murmelte das Dienstmädchen, nachdem sie die Flecken einen Augenblick lang angestrengt betrachtet hatte.

»Halt es mal ans Licht«, sagte Jordan zu ihr. Das Dienstmädchen nahm das Kissen hoch, ließ es aber sofort wieder fallen und starrte ihn bleich und zitternd an. Ohne zu wissen warum, spürte Jordan, dass sich ihm die Haare zu Berg stellten.

»Was ist los?«, fragte er mit heiserer Stimme.

»Es ist sehr schwer«, stieß das Dienstmädchen, immer noch zitternd, hervor.

Jordan hob es hoch; es war außergewöhnlich schwer. Sie gingen damit hinaus, und auf dem Esszimmertisch trennte Jordan Bezug und Hülle mit einem einzigen Schnitt auf. Die oberen Federn flogen auf, und das Dienstmädchen stieß mit weit aufgerissenem Mund einen Schrei des Entsetzens aus und krallte ihre Hände in die Schläfen: Ganz unten, zwischen den Federn, bewegte ein scheußliches Tier, eine lebendige, klebrige Kugel, langsam seine behaarten Beine. Es war so aufgebläht, dass sich kaum noch sein Maul abzeichnete.

Nacht für Nacht, seitdem Alicia ans Bett gefesselt war, hatte *es* unbemerkt sein Maul - seinen Rüssel, besser gesagt - an ihre Schläfen gesetzt und ihr das Blut ausgesaugt. Der Einstich war fast nicht zu erkennen. Das tägliche Aufschütteln des Kopfkissens hatte ihm anfangs zweifellos das Gedeihen erschwert, aber von dem Augenblick an, als die junge Frau sich nicht mehr bewegen konnte, hatte der Prozess einen Schwindel erregenden Verlauf genommen. In fünf Tagen, in fünf Nächten hatte das Ungeheuer Alicia leer gesaugt.

Diese Vogelparasiten, die in ihrem gewohnten Lebensbereich winzig sind, können unter bestimmten Bedingungen riesige Ausmaße annehmen. Das menschliche Blut scheint ihnen besonders gut zu tun, und nicht selten findet man sie in Federkissen.

ROBERT E. HOWARD

Der Garten der Furcht

Ich war einst Hunwulf, der Wanderer. Für die Tatsache, dass ich mir dessen absolut bewusst bin, kann ich. Weder okkulte, noch esoterische Gründe angeben. Ich will es auch gar nicht versuchen. Man erinnert sich an sein vergangenes Leben. Ich entsinne mich all meiner vergangenen Leben. So, wie ein normaler Sterblicher seine Erinnerungen an Personen und Orte seiner Kindheit und Jugend bewahrt, so erinnere ich, James Allison, mich aller Personen, die ich bis weit in längst vergessene Zeit gewesen war. Wie ich zu dieser ungewöhnlichen Erinnerungskraft gekommen bin, kann ich genauso wenig erklären wie alle Phänomene, denen ich und alle anderen Sterblichen tagtäglich ausgesetzt sind. Und während ich so in meinem Bett ausgestreckt liege und darauf warte, dass der Tod mich von meinem langen Siechtum befreit, schaue ich ganz klar und deutlich das erstaunliche Bild all der Leben, die hinter mir liegen. Ich sehe die Menschen, die ich gewesen bin, und die Tierwesen.

Denn meine Erinnerung endet nicht mit der Geburt der Menschheit. Wie könnte sie auch, da doch die Geschöpfe, die vor dem Menschen gewesen sind, erst zu ihm führten? Es gibt keine deutliche Grenze, wo das Tier aufhört und der Mensch beginnt Jetzt gerade sehe ich die gigantischen Bäume eines Urzeitwalds, der nie die Schritte lederbeschuhter Füße gekannt hat. Ich sehe eine plumpe, kräftige Gestalt, die scheinbar unbeholfen, doch unvorstellbar flink, einmal hoch aufgerichtet, einmal auf allen vieren, durch diesen Wald eilt. Bei einem gestürzten, verrottenden Stamm hält sie an und gräbt Maden und Insekten aus. Ihre kleinen Ohren zucken pausenlos. Nun hebt sie ihren Kopf und fletscht die gelben, spitzen Zähne. Sie ist ein anthropoides Geschöpf der Urzeit. Ich erkenne ihre Verwandtschaft mit der Persönlichkeit, die jetzt James Allison heißt.

Verwandtschaft? Nein, es ist mehr. Ich bin er, er ist ich. Mein Fleisch ist weich und hell und haarlos; seines ist dunkel und zäh und mit zotteligem Pelz bedeckt. Und doch waren wir eins. Schon jetzt beginnen sich in seinem schwachen, noch unentwickelten Gehirn die ersten menschlichen Gedanken und Träume zu regen, vage unausgeprägt, chaotisch und flüchtig noch, und doch die Grundlage für all die hohen

Visionen, von der die Menschheit in den Zeiten, die folgten, träumte, und die sie zu verwirklichen suchte.

Aber meine Erinnerung endet nicht einmal dort. Noch weiter reicht sie zurück, entlang unvorstellbarer Pfade, denen ich nicht zu folgen wage, durch Abgründe, die zu finster und schrecklich sind, als dass ein menschlicher Geist sich in sie verirren dürfte. Doch selbst dort noch bin ich mir meiner Identität bewusst, meiner Individualität. Glaubt mir, das Individuum verliert sich nie, weder in jenem schwarzen Schlund, aus dem wir dereinst blind und formlos krochen, noch in dem Nirwana einer fernen Zukunft, in das wir einmal versinken werden – auch das habe ich bereits erschaut, es lag leuchtend wie ein blauer Zwielichtsee zwischen den Bergen der Sterne.

Doch genug. Ich möchte euch von Hunwulf erzählen. Oh, seine Zeit liegt schon lange zurück. Wie lange, wage ich gar nicht zu sagen. Weshalb sollte ich mich um blasse Vergleiche bemühen, um eine Zeit so unerklärbar, unbegreiflich fern zu beschreiben? Seit jener Epoche hat die Erde ihr Angesicht nicht einmal, sondern Dutzende Mal verändert, und unzählige Generationen der Menschheit haben den Kreislauf ihres Lebens vollendet.

Ich war Hunwulf, ein Sohn der goldhaarigen Asen, die von den eisigen Ebenen des schattigen Asgards ihre blauäugigen Kinder in jahrhundertelangen Wanderschaften rund um die Welt schickten, wo sie überall ihre Spuren hinterließen. Auf einem dieser südwärts führenden Züge kam ich zur Welt. Persönlich sah ich also nie die Wiege meines Volkes, wo der Großteil der Nordheimer noch in Pferdehautzelten im Schnee lebte.

Auf jener langen Wanderung wuchs ich auf, wurde zum Mann, mit der unbezähmbaren Männlichkeit der Asen, die außer dem frostbärtigen Ymir keine Götter anerkannten, und von deren Streitäxten das Blut vieler Völker troff. Meine Muskeln glichen stählernen Tauen. Mein gelbes Haar fiel wie eine Löwenmähne bis zu den kraftstrotzenden Schultern herab. Ein Leopardenfell bedeckte meine Lenden. Mit jeder Hand konnte ich gleichermaßen die schwere Steinaxt schwingen.

Jahr um Jahr zog mein Stamm dahin, immer südwärts, auch wenn wir manchmal größere Bogen nach Osten oder Westen schlugen und hin und wieder Monate oder gar Jahre in fruchtbaren Tälern verweilten oder auf weiten Steppen, wo die Grasfresser in gewaltigen Herden zu Hause waren. Manchmal führte unser Zug durch schier endlose Einsamkeit, die nie die Stimme des Menschen gehört hatte. Hie und da verweigerten fremde Stämme uns das Recht des Weges, dann ließen wir die blutgetränkte Asche ganzer Dörfer zurück. Wie gesagt, auf dieser

Wanderung wurde ich mit Jagen und Kämpfen zum Mann und erwarb mir die Liebe Gudruns.

Wie kann ich euch von Gudrun erzählen? Wie dem Blinden Farben beschreiben? Genügt es, zu sagen, dass ihre Haut weißer als Milch, ihr Haar vom Gold war, in dem die Strahlen der Sonne spielten? Dass ihr vollendet geformter, anmutiger Körper den Neid griechischer Göttinnen erregt hätte? Aber damit könnte ich euch nicht das Feuer erklären, das in ihr brannte, nicht das Wunder, das Gudrun war. Ihr hättet keine Vergleichsmöglichkeit. Ihr kennt nur die Frauen eures Zeitalters, die neben ihr wie Kerzenflammen wären, verglichen mit dem Leuchten des Vollmonds. Seit Äonen wandeln keine Frauen wie Gudrun mehr über diese Erde. Kleopatra, Thais, die schöne Helena, sie alle waren nur farblose Schatten Gudruns, schwächliche Blüten gegenüber jenen Blumen, die nur in den rauen Frühzeiten der Menschheit zu voller Pracht erblühen konnten.

Für Gudrun verließ ich meinen Stamm, meine Brüder, und schlug mich als Verbannter, als Ausgestoßener mit Blut an meinen Händen, durch die Wildnis - Gudrun gehörte meiner Rasse an, doch war sie ursprünglich nicht von meinem Stamm. Ein Findelkind war sie, das ein anderer Stamm unseres Blutes in einem dunklen Wald verloren hatte, wo wir sie in unseren aufnahmen. Als sie zur vollen Schönheit weiblicher Reife erblühte, gab man sie Heimdul, dem Starken, dem besten Jäger des Stammes, zur Gefährtin.

Aber der Traum von Gudrun erfüllte meine Seele mit Wahnsinn. Mit einer Glut brannte er in mir, dass ich meine Steinaxt nahm und Heimduls Schädel zerschmetterte, ehe er Gudrun in sein Zelt tragen konnte. Danach folgte unsere lange währende Flucht vor der Rache des Stammes. Willig kam sie mit mir, denn sie liebte mich mit der Liebe der Asinnen, die eine verschlingende Flamme ist. Oh, es war ein grimmiges Zeitalter, in dem das Leben wild und blutig war und die Schwachen nicht lange lebten. Nichts war zart und sanft an oder in uns. Unsere Leidenschaft war die des Sturmes, war die Wildheit des Löwen. Unsere Liebe war so schrecklich wie unser Hass.

So entführte ich Gudrun dem Stamm. Eine Nacht und einen Tag waren die Rächer uns dicht auf den Fersen, bis wir durch einen reißenden Fluss schwammen, den selbst die tollkühnen Asen nicht zu überqueren wagten. Doch in der Leidenschaftlichkeit unserer Liebe gingen wir dieses Wagnis ein und ließen uns mit der Strömung reißen, die uns schließlich lebend ans andere Ufer warf.

Viele Tage lang zogen wir dann durch hoch gelegene Wälder, in denen Leoparden und Tiger hausten, und kamen so zu einer gewaltigen

Bergkette, deren Gipfel sich wie unbezwingbare Zinnen in den Himmel hoben, und deren Mauern steile Felswände waren.

Beißenden, eisigen Wind und nagenden Hunger fanden wir dort, und riesige Kondore stürzten sich mit dröhnendem Schwingenschlag auf uns herab. All meine Pfeile verschoss ich in jenen Bergpässen und zerbrach die Steinspitze meines Speeres. Doch endlich hatten wir die grimmigen Berge überquert. Als wir ihre sanfteren Südhänge hinabgestiegen waren, kamen wir zu einem Dorf aus Lehmhütten, in dem ein friedliches Volk braunhäutiger Menschen hauste, deren Zunge uns so fremd war wie ihre Gebräuche. Aber sie begrüßten uns mit dem Zeichen der Freundschaft, führten uns in ihr Dorf, setzten uns Fleisch, schwarzes Brot und gegorene Milch vor und kauerten sich in einem Kreis um uns, während wir aßen. Und eine Frau ehrte uns mit sanftem Trommelschlag.

Wir hatten das Dorf bei Einbruch der Dämmerung erreicht, und während wir uns gütlich taten, senkte die Nacht sich hernieder. Ringsum erhoben sich die Berge, sie streckten ihre Gipfel den Sternen entgegen. Die winzigen Lehmhütten mit ihren zaghaften Feuern verloren sich in der schier unendlichen Dunkelheit. Gudrun spürte die Einsamkeit dieser trostlosen Nacht und drückte sich an mich, dass ihr Kopf auf meiner Brust ruhte. Aber meine Streitaxt lag dicht neben mir, und so fühlte ich mich, der ich nie Angst gekannt hatte, sicher.

Die kleinen braunen Männer und Frauen hockten sich nun uns gegenüber auf den Boden und versuchten, sich mit Hilfe ihrer schmalen Hände mit uns zu unterhalten. Da sie sesshaft waren und in einer verhältnismäßig friedvollen Umgebung lebten, fehlten ihnen sowohl die Stärke als auch die kompromisslose Wildheit der nomadenhaften Asen. Die weichen Bewegungen ihrer zarten Finger im flackernden Feuerschein verrieten uns ihre freundlichen Gefühle uns gegenüber.

Ich gab ihnen zu verstehen, dass wir aus dem Norden gekommen waren und die gewaltige Bergkette überquert hatten und beabsichtigten, uns am Morgen weiter hinab in das grüne Tafelland zu begeben, das wir südlich des Gebirges erspäht hatten. Als sie begriffen, was ich meinte, schrien sie auf, schüttelten heftig die Köpfe und schlugen wie wild auf die Trommel. Es war mir klar, dass sie mir unbedingt etwas mitteilen wollten, aber da sie alle durcheinander plapperten und die Hände rangen und damit herumfuchtelten, verwirrten sie mich mehr, als sich mir verständlich zu machen. So viel begriff ich jedoch, dass sich südlich des Dorfes etwas Gefährliches befand, doch nicht welcher Art - ob Mensch oder Tier – diese Gefahr war.

Während meine ganze Aufmerksamkeit noch ihren sich fast überschlagenden Gesten und Gebärden galt, schlug diese geheimnisvolle

Gefahr zu. Als Erstes machte sie sich durch brausenden Schwingenschlag bemerkbar. Dann stürzte sich eine dunkle Gestalt aus der Schwärze der Nacht herab, und die Wucht eine schweren Flügels warf mich zu Boden. Ehe ich noch halb betäubt aufspringen konnte, schrie Gudrun schrill auf, als sie von meiner Seite gerissen wurde. Zitternd vor Wut und vom Verlangen erfüllt, mich auf diese dunkle Gestalt zu werfen, schnellte ich hoch. Aber ich sah nur noch, wie sie mit der schreienden Gudrun in den Krallen durch die Lüfte davonschoss.

Ich packte meine Axt und rannte brüllend wie ein Berserker in die nächtliche Dunkelheit - doch abrupt blieb ich stehen. Ich wusste ja nicht einmal, in welche Richtung ich mich halten musste.

Die kleinen braunen Menschen hatten schreiend die Flucht ergriffen und waren in ihrer Hast, ihre Hütten zu erreichen, mitten durch die Feuer gestolpert. Jetzt kehrten sie wie geprügelte Hunde ängstlich wimmernd zurück. Sie umringten mich und redeten mit dem Mund, den Händen und Füßen auf mich ein. Ich fluchte wild, weil ich ihre Sprache nicht verstand und sie mir doch zweifellos dringend etwas über dieses Flügelwesen mitteilen wollten.

Schließlich, als wir uns alle ein wenig beruhigt hatten, führten sie mich zu dem größten der Feuer, und einer der Älteren brachte einen Streifen gegerbte Tierhaut, zwei Lehmschalen mit Farbe und ein dünnes Stöckchen. Damit zeichnete er in groben Zügen die geflügelte Kreatur mit einer weißen Frau in seinen Krallen. Dann deuteten sie alle südwärts. Ich verstand, dass dieses Flügelwesen die Gefahr war, vor der sie mich zuvor hatten warnen wollen. Jetzt wurde mir aber auch erst klar, dass es sich nicht um einen Riesenkondor handelte, wie ich bisher geglaubt hatte, denn zu deutlich erkannte ich auf diesem Bild, dass das unheimliche Geschöpf trotz seiner gewaltigen Schwingen menschliche Gestalt hatte.

Bedächtig und mühevoll zeichnete der Alte noch etwas auf die Tierhaut, das ich schließlich als Karte erkannte. 0 ja, selbst in diesem frühen Zeitalter hatten wir schon primitive Landkarten, die jedoch kein Mensch der modernen Zeit lesen könnte, so fremd wären für ihn die Symbole.

Es war bereits Mitternacht, als der Alte endlich fertig war und ich mit der Karte zurechtkam. Wenn ich der eingezeichneten Route durch das lange, schmale Tal, in dem das Dorf stand, folgte und dann über ein Plateau und mehrere Felshänge zu einem weiteren Tal schritt, würde ich zu dem Ort kommen, wo das Wesen hauste, das mir meine Gefährtin geraubt hatte. Diesen Ort markierte der Alte als unförmige Hütte, mit unzähligen Punkten in Rot ringsherum. Er deutete auf letztere, dann

blickte er mich beschwörend an, schüttelte den Kopf und stieß jene lauten wimmernden Schreie aus, die bei diesem Völkchen offenbar Gefahr bedeuteten.

Dann versuchte er, mich davon abzubringen, diesen Ort aufzusuchen. Aber ich glühte vor Eifer und Wut. Ich nahm den Streifen Tierhaut und einen Beutel mit Brot und Fleisch, den sie mir in die Hand drückten, packte meine Streitaxt und stapfte hinaus in die mondlose Dunkelheit. Meine Augen waren schärfer, als ein moderner Mensch es sich auch nur vorstellen könnte, und mein Orientierungssinn hätte dem eines Wolfes Konkurrenz gemacht. Nachdem ich mir die Karte eingeprägt hatte, hätte ich sie wegwerfen können und trotzdem den Ort, den ich suchte, ohne weiteres gefunden. Aber ich faltete sie zusammen und steckte sie in meinen Gürtel.

Ich eilte dahin, ohne der Raubtiere – Höhlenbären und Säbelzahntiger – zu achten, die auf Beutefang unterwegs sein mochten. Manchmal hörte ich Steinchen unter weich gepolsterten Pfoten davonrollen. Ich sah leuchtende gelbe Augen in der Dunkelheit und schattenhafte, schleichende Gestalten. Aber tollkühn hielt ich meinen geraden Weg ein. Ich war in einer viel zu verzweifelten Stimmung, als dass ich selbst der gefährlichsten Bestie ausgewichen wäre.

Am Ende des Tales stieg ich einen Berghang hoch und kam zu einem zerklüfteten und mit Felsbrocken besäten Plateau. Ich überquerte es und wartete nicht auf den Morgen, um die gefährlichen Steilwände hinabzuklettern. Im Dunkeln bezwang ich sie. Ich nahm mir nicht einmal Zeit, den aus Tierhaut geflochtenen Strick aufzurollen, den ich um meine Schultern geschlungen hatte. Ich vertraute auf mein Glück und meine Geschicklichkeit, mich in die ungeheure Tiefe der abfallenden Wände hinabzubringen.

Als der erste helle Schimmer des Morgens sich auf die Gipfel herabsenkte, kam ich in einem breiten Tal an, das von gewaltigen Bergen wie von einer natürlichen Mauer eingeschlossen war. Wo ich stand, dehnte es sich von Osten nach Westen weit aus, aber die Berge zogen sich dem gegenüberliegenden Südende zu zusammen – doch nicht ganz, sie ließen eine Lücke offen –, so dass das Tal die Form eines Fächers hatte. Der Talboden war eben, ein schmaler Fluss wand sich gemächlich hindurch. Der Baumbewuchs war kärglich, es gab auch kein Unterholz, lediglich einen Teppich aus hohem Gras, der zu dieser Zeit allerdings verdorrt wirkte. Am Fluss entlang, wo reicherer, saftiger Pflanzenbewuchs zu finden war, streiften gewaltige Mammute umher, haarige Kolosse aus Fleisch und Muskeln.

Um sie machte ich einen weiten Bogen. Mit ihnen wollte ich mich wahrhaftig nicht anlegen. Sie fürchteten sich vor nichts auf Erden, oder doch, vor einem. Drohend hoben sie ihre riesigen Rüssel und wackelten mit den lappigen Ohren, wenn ich ihnen versehentlich zu nahe kam. Aber sie griffen mich nicht an. Ich rannte flink zwischen den weit auseinander stehenden Bäumen dahin. Die Sonne war noch nicht über den östlichen Bergzinnen aufgegangen, obgleich ihr Schein bereits Schluchten und Pässe vergoldete, als ich die Stelle erreichte, wo der Fächer auslief und die Berge zusammenkamen. Meine nächtliche Klettertour hatte meine eisernen Muskeln nicht angestrengt, und ich empfand auch keine Müdigkeit. Meine Wut brannte noch so heiß wie zuvor. Was jenseits der fast zusammenwachsenden Berge lag, konnte ich nicht wissen. Ich dachte auch nicht darüber nach. Ich hatte nur den Gedanken, das Ungeheuer, das mir Gudrun geraubt hatte, zu stellen und zu töten.

Die Lücke, von der ich bereits gesprochen habe, war mehrere hundert Fuß breit, und der Fluss strömte hindurch. Die Bäume wuchsen hier sehr dicht. Ich rannte durch diese Lücke und kam so in ein weiteres Tal, das sich jenseits des Passes erneut ausbreitete und ovalförmig von Bergen umgeben war. Auch hier schienen sie sich am Talende nicht ganz zu schließen. Dieses Oval sah eigentlich mehr wie eine bauchige Flasche mit zwei Hälsen aus. Der Hals, durch den ich es betreten hatte, war, wie gesagt, dicht bewaldet. Die Bäume reichten mehrere hundert Meter weit ins Innere und machten dort abrupt einem Feld mit roten Blumen Platz. Und hinter diesen Blumen sah ich ein merkwürdiges Bauwerk.

Ich darf jetzt nicht allein mit Hunwulfs Zunge reden, sondern muss auch James Allisons Worte benutzen, um mich euch verständlich zu machen, denn Hunwulf könnte dieses Bauwerk nicht beschreiben. Ich, als Hunwulf, verstand nichts von Architektur. Die einzigen menschlichen Behausungen, die ich je gesehen hatte, waren die Pferdehautzelte meines Volkes und die strohbedeckten Lehmhütten der braunhäutigen Menschen und anderer ähnlich primitiver Völker.

Als Hunwulf konnte ich also nur sagen, dass ich eine riesige Hütte vor mir sah, deren Bauweise über mein Begriffsvermögen ging. Ich, als James Allison, dagegen weiß, dass es sich um einen etwa fünfundzwanzig Meter hohen Turm aus glänzendem grünen Stein handelte, einem Stein, der fast durchsichtig wirkte, es jedoch nicht war. Der Turm war rund, also zylinderförmig, und soweit ich aus der Ferne erkennen konnte, ohne Fenster und Türen. Der Hauptteil dieses Bauwerks reichte bis zu einer Höhe von etwa achtzehn Metern, die restlichen sieben ergänzte ein aufgesetzter, schlankerer Turm. Da sein

Durchmesser also geringer als der des unteren war, ergab sich eine Art Balkon ringsum mit Zinnen wie bei einer Burg. In diesem oberen Turm gab es sowohl eigentümlich geformte Bogentüren als auch Fenster, die zweifellos vergittert waren.

Das war alles. Nichts rührte sich dort und zeugte davon, dass der Turm bewohnt war. Überhaupt wirkte das ganze Tal wie ausgestorben. Keine Vogelstimmen, kein Rascheln von kleineren Tieren im Gras, nichts war zu hören. Zweifellos aber war der Turm das Bauwerk, das der Alte in dem Bergdorf zu zeichnen versucht hatte. Ich war jedenfalls überzeugt, dass ich Gudrun hier finden würde – sofern sie noch lebte.

Hinter dem Turm sah ich einen blauen See schimmern, in den der sich an den rechten Bergwänden entlang windende Fluss mündete. Zwischen den Bäumen versteckt, starrte ich auf den Turm und die Blumen, die ihn ringsum dicht und etwa hundert Meter breit umgaben. Am anderen Ende des Tals bemerkte ich in Seenähe Bäume, doch zwischen den Blumen gediehen keine.

Diese eigentümlichen Blumen waren ganz anders als alle, die ich kannte. Sie wuchsen so dicht beisammen, dass sie sich fast berührten, und waren über einen Meter hoch. Aus jedem Stängel strebte nur eine Blüte, doch die war größer als ein Männerkopf und hatte breite, fleischige Blätter, die geschlossen waren. Diese Blütenköpfe leuchteten in dem blutigen Rot einer frischen Wunde. Die Stängel waren etwa so dick wie ein Frauenarm, farblos, ja fast durchsichtig. Die giftiggrünen Blätter hatten die Form von Speerspitzen an langen, schlangengleichen Stielen. Irgendwie wirkten sie abstoßend auf mich und unheimlich.

Die Instinkte meiner wilden Rasse erwachten in mir. Die Haare auf meinem Nacken stellten sich auf. Ich spürte eine lauernde Gefahr, wie ich schon oft den anschleichenden Löwen geahnt hatte, ehe ich ihn hörte, sah oder roch. Mit halb zusammengekniffenen Augen betrachtete ich diesen dichten Bewuchs und fragte mich, ob sich vielleicht eine riesige Giftschlange in ihm verbarg. Meine Nasenflügel blähten sich, als ich versuchte, etwas zu riechen, aber der Wind wehte aus einer falschen Richtung. Irgendetwas war unnatürlich an diesem gewaltigen Garten. Obgleich der Nordwind darüber fegte, bewegte sich keine einzige Blüte, kein Blatt raschelte. Wie Raubvögel mit gesenkten Schädeln hingen die großen Blumenköpfe von ihren Stängeln. Und ich hatte das gespenstische Gefühl, dass sie mich beobachteten.

Das Ganze schien mir wie ein Bild aus einem Traum. An beiden Seiten die nackten Felswände, die sich den weißen Wolken entgegen hoben; in der Ferne der verträumte blaue See, und davor der fantastische grüne Turm inmitten des grellroten Blumenmeers.

Und da war noch etwas, das mir jetzt erst bewusst wurde. Trotz des Windes, der in die mir entgegengesetzte Richtung blies, nahm ich einen Geruch wie von einem alten Schlachtfeld auf, auf dem die Toten unbegraben verrottet und vermodert waren – und diesen Geruch strömten die grellroten Blumen aus.

Ich zog mich hastig hinter einen Baum zurück, als auf dem Turm eine Gestalt auf den Balkon trat. Sie lehnte sich an die brusthohen Zinnen und blickte über das Tal. Es war ein Mann, aber einer, wie er mir nicht einmal in meinen Albträumen je begegnet war.

Er war hoch gewachsen, kräftig, von der Farbe polierten Ebenholzes. Aber was ihn für mich zur Albtraumgestalt machte, waren die fledermausähnlichen Flügel, die zusammengefaltet auf seinen Schulterblättern ruhten. Ich wusste, dass es Schwingen waren. Diese Tatsache war offensichtlich und unbestreitbar.

Ich, James Allison, habe oft darüber gegrübelt, welcher Art diese Kreatur war, die ich durch Hunwulfs Augen gesehen hatte. War dieser Geflügelte lediglich eine seltsame Laune der Natur, die nur ein einzelnes solches Exemplar hervorgebracht hatte, das nun in der Einsamkeit hauste? Oder war er ein Überlebender einer vergessenen Rasse, die auf der Erde zu Hause gewesen, sie beherrscht hatte und lange vor dem Erscheinen der Menschen, wie wir sie kennen, ausgestorben war? Die kleinen braunhäutigen Burschen im Bergdorf hätten es mir vielleicht sagen können, aber unsere Sprachen waren zu verschieden, als dass eine Verständigung möglich gewesen wäre. Ich halte jedenfalls mehr von meiner zweiten Theorie. Geflügelte sind in der Mythologie nichts Ungewöhnliches. Man begegnet ihnen in den Sagen, Legenden und Märchen vieler Völker und Rassen. Denkt nur an die Harpyien, Engel und Dämonen. Legenden sind schließlich etwas wie verzerrte Schatten einer früheren Wirklichkeit. Ich glaube, dass einmal eine Rasse geflügelter schwarzer Menschen eine Welt lange vor Adam beherrschte, und dass ich, Hunwulf, ihrem letzten Überlebenden in jenem Tal der roten Blumen begegnete.

Dies sind natürlich die Überlegungen James Allisons mit seinem modernen Wissen, das so unwägbar wie seine moderne Ignoranz ist.

Ich, Hunwulf, beschäftigte mich nicht mit solchen Gedanken. Die Skepsis des modernen Menschen war nicht Teil meines Wesens, auch versuchte ich nicht, mit Vernunftgründen etwas fortzuleugnen, das nicht in die Normalität der natürlichen Umwelt zu passen schien. Ich erkannte keine Götter außer Ymir und seinen Töchtern an, aber ich bezweifelte deshalb nicht die Existenz von Dämonen oder Göttern, die von anderen Völkern und Rassen verehrt wurden. Übernatürliche Wesen aller Arten

und Formen gehörten zu meiner Vorstellung des Lebens und des Universums. Ich wusste, dass es Löwen und Büffel und Elefanten gab, weshalb sollte es keine Drachen, Geister, Gespenster, Dämonen und Teufel geben? Ich akzeptierte diese Laune der Natur oder diesen Überlebenden einer ausgestorbenen Rasse als übernatürliches Wesen und machte mir keine Gedanken über seinen Ursprung oder seine Herkunft. Doch deshalb verfiel ich nicht in Panik oder abergläubische Furcht. Ich war schließlich ein Sohn Asgards, der weder Tod noch Teufel fürchtete. Und ich hatte mehr Vertrauen in die zerschmetternde Kraft meiner Steinaxt als in die Zaubersprüche der Priester oder die Beschwörungen der Hexer.

Aber ich rannte nicht sofort hinaus ins Freie, um den Turm zu stürmen. Mein war die Vorsicht der Wilden, und ich wusste nicht wie ich die Burg erklimmen konnte. Der Geflügelte brauchte keine Türen in Bodennähe, denn zweifellos betrat er seinen Turm in luftiger Höhe. Der glatte, glänzende Stein des Bauwerks schien jedenfalls selbst dem geübtesten Kletterer zu trotzen. Plötzlich kam mir eine Idee, wie ich zu dem oberen Turm hochkommen könnte. Aber ich zögerte. Ich wollte abwarten, um zu sehen, ob es vielleicht noch weitere Geflügelte gab. Aber irgendwie hatte ich das sichere Gefühl, dass dieser eine der einzige im Tal – ja möglicherweise auf der ganzen Welt war. Als ich noch hinter meinem Baum hervorspähte, sah ich, wie er seine Ellbogen von der Zinnenbrüstung nahm und sich geschmeidig wie eine Katze streckte. Dann schritt er rings um den Balkon und betrat den Turm. Ein schnell erstickter Schrei gellte durch die Luft. Ich erstarrte, obwohl mir sofort klar war, dass ein Mann und nicht eine Frau ihn in Todesangst ausgestoßen hatte. Kurz darauf erschien der schwarze Herr der Burg wieder auf dem Balkon und zerrte eine kleinere Gestalt hinter sich her - eine Gestalt, die sich wand und sich gegen ihn stemmte und Mitleid erregend wimmerte. Ich sah, dass es ein kleiner braunhäutiger Mann war. Vermutlich aus dem Bergdorf und wohl ebenso geraubt wie Gudrun, nahm ich an.

Er war wie ein hilfloses Kind in den Händen seines großen, kräftigen Feindes. Der schwarze Mann breitete seine Schwingen aus. Er erhob sich über die Zinnen und trug seinen Gefangenen, wie ein Kondor einen Spatzen halten mochte. Er flog hinaus über das Blumenfeld, während ich ihn verborgen hinter dem Baum verwundert beobachtete.

Mitten in der Luft hielt der Geflügelte schwebend an und stieß einen gespenstischen Schrei hervor, der auf Grauen erregende Weise Antwort fand. Plötzliches Leben erfüllte das rote Feld unter ihm. Die großen Blumen erbebten und öffneten ihre fleischigen Blütenblätter. Ihre

Stängel schienen emporzuwachsen und sich gierig dem Geflügelten entgegenzustrecken. Die Speerspitzenblätter vibrierten laut, dass es wie das Rasseln einer Klapperschlange klang. Ein Grauen erregendes Zischen schien das ganze Tal zu erfüllen. Die Blumen hatten ihre Münder weit aufgerissen und bemühten sich, sich immer noch höher zu strecken. Der Geflügelte lachte dämonisch, dann ließ er seinen Gefangenen fallen.

Mit dem Schrei einer verlorenen Seele stürzte der kleine braune Mann in die Tiefe und schlug zwischen den Blumen auf. Mit einem raschelnden Zischen fielen sie über ihn her. Ihre elastischen Stängel krümmten sich, ihre Blütenblätter schlössen sich um sein Fleisch. Dutzende der Blumen klebten an ihm wie die Saugarme eines Kraken, erwürgten, zermalmten ihn. Seine Todesschreie klangen erstickt. Er war nun völlig von den zischelnden, peitschenden Blumen verborgen. Jene, die zu weit von ihm entfernt waren, schaukelten und wanden sich wütend, als wollten sie in ihrer Gier etwas von ihm abzubekommen, ihre Wurzeln aus dem Boden reißen. Über das ganze riesige Feld lehnten und streckten die roten Blumen sich jener Stelle entgegen, wo das grauenvolle Morden noch seinen Gang nahm. Die erstickten Schreie wurden schwächer und verstummten schließlich völlig. Eine schreckliche Stille senkte sich über das Tal. Der schwarze Mann flatterte gemächlich zum Turm zurück und verschwand darin.

Die Blumen lösten sich nach und nach von ihrem Opfer, das weiß und leblos liegen blieb. Seine Weiße war mehr als die Blässe des Todes. Der kleine Mann schien wie ein Wachsabbild – eine Gestalt bar jeglichen Tropfen Blutes. Auch mit den Blumen war eine bemerkenswerte Veränderung vor sich gegangen. Ihre Stängel waren nicht mehr farblos. Dunkelrot waren sie nun und angeschwollen – wie durchsichtiger Bambus, der bis zum Bersten mit frischem Blut gefüllt ist.

Von unersättlicher Neugier getrieben, stahl ich mich aus den Bäumen bis dicht an den Rand des roten Feldes. Die Blumen zischten und streckten sich mir mit weit geöffneten Blütenblättern gierig entgegen. Ich wählte eine aus, die ferner von ihren Nachbarinnen als andere stand, und durchtrennte mit einem Hieb meiner Axt ihren Stängel. Sie fiel auf den Boden und wand sich wie eine geköpfte Schlange.

Als ihr Todeskampf geendet hatte, beugte ich mich verwundert darüber. Der Stängel war nicht hohl, wie ich geglaubt hatte – das heißt, hohl wie ein Bambusrohr. Ein Netzwerk aderähnlicher Verbindungen zog sich hindurch. Einige dieser Adern waren leer, andere enthielten einen farblosen Saft. Die Stiele, die die Blätter mit dem Stängel verbanden, waren erstaunlich biegsam und zäh, und vom Rand der

Blätter wuchsen gekrümmte Stacheln heraus. Hatten diese Haken sich erst ins Fleisch des Opfers vergraben, war dieses gezwungen, die ganze Pflanze mitsamt den Wurzeln auszureißen, wenn es ihm gelingen wollte, zu entkommen.

Die Blütenblätter waren von Handgröße, dick wie eine Birne, und an der Innenseite mit unzähligen winzigen Mäulern, nicht größer als ein Stecknadelkopf, versehen. In der Mitte des Blütenkopfes, wo sich das Pistill hätte befinden sollen, sah ich einen harten Dorn mit Widerhaken, von dem aus röhrenähnliche Verbindungen zwischen den darunter liegenden gezahnten Rändern verliefen.

Irgendetwas ließ mich abrupt aus meiner Betrachtung dieser schrecklichen Pflanze hochblicken. Der Geflügelte stand wieder auf dem Balkon und schien nicht sonderlich überrascht, mich zu sehen. Mit einer höhnischen Geste rief er mir etwas in einer fremden Zunge zu, während ich nur meine Axt umklammerte und wie zur Statue erstarrt zu ihm hochschaute. Plötzlich drehte er sich um, betrat den Turm, wie schon einmal zuvor, und wie zuvor kehrte er mit einem Gefangenen zurück, oder vielmehr in diesem Fall mit einer Gefangenen. Meine Freude darüber, dass Gudrun noch lebte, verdrängte flüchtig sogar den Hass und Grimm in mir.

Trotz ihrer geschmeidigen Kraft, die der eines Pantherweibchens gleichkam, behandelte der Geflügelte Gudrun mit derselben Leichtigkeit wie den braunhäutigen Mann zuvor. Er hob sie, die sich in seinem Griff wand, hoch über seinen Kopf, um sie mir zu zeigen, dabei brüllte er herausfordernd. Ihr goldenes Haar wallte über ihre weißen Schultern, während sie sich vergebens gegen ihn wehrte und mir in ihrer Angst und Verzweiflung zuschrie. Daraus schloss ich auf das Ausmaß der Bestialität dieses Schwarzen, denn nicht leicht war eine Tochter der Asen zu verängstigen.

Ich blieb reglos stehen. Hätte es Gudrun gerettet, ich wäre durch dieses rote Feld der Hölle gestürmt, obwohl ich wusste, dass diese teuflischen Blumen ihre Stacheln und Widerhaken in mich stoßen würden, um mir auch den letzten Tropfen Blut auszusaugen. Aber mir war klar, dass ihr das nicht helfen, sondern sie nur noch hilfloser dem Geflügelten ausliefern würde. Also verhielt ich mich ruhig, während sie sich wand und wimmerte und das höhnische Gelächter des Schwarzen den Grimm in mir noch verstärkte, falls das überhaupt möglich war. Einmal tat er, als wolle er sie zu den Blumen hinabschleudern. Fast verließ mich da meine eiserne Selbstbeherrschung. Es fehlte nicht viel und ich hätte mich in diese rote Höllensee gestürzt. Aber er hatte mich nur reizen wollen, denn er brachte gleich darauf Gudrun in den Turm zurück. Dann kam er

wieder auf den Balkon heraus, stützte seine Ellbogen auf die Brustwehr und beobachtete mich. Offenbar wollte er mit mir wie eine Katze mit der Maus spielen, ehe er direkte Schritte gegen mich unternahm.

Aber ich achtete jetzt nicht mehr auf ihn. Ich drehte mich um und kehrte in die Tiefe des Waldes zurück. Ich, Hunwulf, war nicht das, was der moderne Mensch unter einem Denker versteht. Ich lebte in einem Zeitalter, da Gefühle durch einen Hieb der Steinaxt übersetzt und nicht durch den Intellekt zerlegt werden. Aber keinesfalls war ich das dumme Tier ohne Intelligenz, für das der Schwarze mich offenbar hielt. Ich hatte ein leistungsfähiges Gehirn, das durch den endlosen Kampf ums Überleben geschärft war.

Es war mir klar, dass ich das rote Feld rings um die Burg nicht lebend durchqueren konnte. Ehe ich auch nur ein paar Schritte getan hätte, würden Dutzende der Widerhakenstempel in meinem Fleisch stecken und die Münder der Blütenblätter mir gierig das Blut aussaugen. Selbst meine Löwenkräfte würden nicht ausreichen, mir einen Weg durch diese grauenvollen Blumen zu hauen.

Der Geflügelte folgte mir nicht. Als ich einmal über die Schulter zurückblickte, stand er immer noch in der gleichen Haltung an die Brustwehr gelehnt. Immer, wenn ich als James Allison von Hunwulf träume, schiebt sich mir als Erstes dieses Bild der geflügelten Schreckensgestalt vor die Augen, die wie ein Teufel des Mittelalters mit aufgestützten Ellbogen an den Zinnen der Hölle lehnt.

Ich rannte in das vordere Tal, wo die Bäume lichter waren und die Mammute am Fluss entlangstreiften. Hinter der Herde hielt ich in sicherer Entfernung an, holte meine Feuersteine aus dem Beutel und zündete das trockene Gras an mehreren Stellen in einem großen Halbkreis an. Der Nordwind erfasste die Flammen, ließ sie hoch auflodern und jagte das Feuer talabwärts. In wenigen Augenblicken schob sich eine gewaltige Flammenwand durch das Tal.

Die Mammute hörten zu kauen auf, hoben ihre großen Ohren und gaben Alarm. Das Einzige auf Erden, das sie fürchteten, war das Feuer. Sie zogen sich eilig südwärts zurück. Die Mammutkühe trieben schützend die Kälber vor sich her, und die Bullen folgten ihnen wild trompetend. Die Lohe folgte nun prasselnd immer schneller durch das Tal. Die Mammute stampften panikerfüllt, eine riesige Masse aus Fleisch und Muskeln und gewaltigen Knochen, blindlings dahin. Bäume zersplitterten unter ihrem Gewicht, und die Erde erbebte. Das Feuer raste ihnen nach, und hinter dem Feuer eilte ich her, so dicht, dass die Glut des Bodens mir die Elchledersandalen von den Füßen brannte.

Durch den engen Hals zwischen den beiden Tälern donnerten die Kolosse und zertrampelten die dichte Vegetation, entwurzelten Bäume, dass es aussah, als sei ein Wirbelsturm durch den Pass gefegt.

Mit dem betäubenden Dröhnen ihrer stampfenden Beine und wildem Trompeten trampelten sie über das rote Blumenmeer. Diese teuflischen Pflanzen wären sicher imstande gewesen, ein einzelnes Mammut niederzureißen und zu töten, aber unter dem Gewicht der ganzen Herde waren sie nicht mehr als normale, hilflose Blumen. Die von Panik erfüllten Giganten rissen sie in Fetzen, zerquetschten sie und trampelten sie in den Boden, der sich wie ein Schwamm mit ihrem Saft füllte.

Ich zitterte einen Augenblick aus Angst, die Herde würde der Burg nicht ausweichen, sondern blindlings darauf losstürmen. Selbst ein so mächtiges Bauwerk könnte der Wucht der geballten Mammutleiber vermutlich nicht standhalten. Offensichtlich teilte der Geflügelte meine Befürchtung, denn er flog über die Brustwehr hoch in Richtung des Sees. Einer der Mammutbullen rannte tatsächlich geradewegs gegen den Turm. Er prallte jedoch von dem glatten Gestein zurück und stieß mit aller Wucht gegen einen Artgenossen. Jetzt spaltete die Herde sich und donnerte zu beiden Seiten am Turm vorbei, doch so nahe, dass ihr zotteliges Fell dagegenstreifte. Weiter stampften sie durch das rote Feld auf den See zu.

Als das Feuer den Rand des brennenden Waldes erreichte, erlosch es allmählich, denn die zerstampften roten Blumen waren zu saftig, als dass sie gebrannt hätten. Über die glimmenden, gefallenen Stämme hinweg und zwischen den noch stehenden, brennenden Bäumen hindurch rannte ich hinaus und über den breiten, breiigen Weg, den die Herde durch die tödlichen Blumen geschaffen hatte.

Im Laufen brüllte ich Gudruns Namen, und sie antwortete mir. Aber ihre Stimme klang gedämpft und wurde von einem gleichzeitigen Hämmern manchmal übertönt. Der Geflügelte hatte sie also in dem Turm eingeschlossen.

Als ich über zertretene rote Blütenblätter und schlangengleiche Stiele die Turmmauer erreichte, rollte ich meinen geflochtenen Strick aus Tierhäuten auf. Ich knüpfte eine Schlinge und warf sie zur Brustwehr hinauf, wo sie um eine der Zinnen Halt fand. Dann kletterte ich daran hoch und schlug mir immer wieder Knöchel und Ellbogen gegen die glatte Wand.

Es fehlten noch etwa fünf Fuß bis zum Rand der Brustwehr, als ich das Schlagen von schweren Flügeln über mir vernahm. Ich war wie erstarrt. Der Schwarze schoss durch die Luft und landete auf dem Balkon. Ich sah ihn nun ganz deutlich, als er sich über die Zinnen beugte. Seine Züge

waren feingeschnitten und ebenmäßig und durchaus nicht negroid. Seine Augen schienen wie schräge Schlitze, und seine Zähne glitzerten in einem triumphierenden, hasserfüllten Grinsen. Lange, unsagbar lange hatte er über dieses Tal der roten Blumen geherrscht und Tribut von den verängstigten Stämmen in den Bergen verlangt, um seine Blut saugenden Blumen mit Nahrung versorgen zu können, diese halb tierischen Pflanzen, die seine Untertanen und Wächter waren. Und jetzt befand ich mich in seiner Gewalt! All meine List und Kraft und Wildheit waren vergebens gewesen. Ein Schnitt mit dem krummen Dolch in seiner Hand, und ich würde in meinen Tod stürzen. Irgendwie musste Gudrun im Turminnern auf meine Gefahr aufmerksam geworden sein. Sie brüllte wie eine Löwin, und gleich darauf hörte ich das Bersten einer Holztür.

Der Schwarze war so sehr von Siegesbewusstsein erfüllt, dass Gudrun ihn überraschte, als er gerade die scharfe Klinge seines Dolches an meinen Strick legte. Ich sah, wie ein weißer Arm sich von hinten um seinen Hals presste und der Geflügelte wild zurückgerissen wurde. Hastig kletterte ich höher. Gudruns vor Wut und Grauen verzerrtes Gesicht blickte mir über seine Schulter entgegen.

Brüllend wand er sich in ihrem Griff, riss sich von ihrem Arm los und schleuderte sie mit einer solchen Wucht gegen den Turm, dass sie betäubt liegen blieb. Dann drehte er sich wieder mir zu. Aber in diesem kurzen Augenblick war ich bereits über die Brustwehr geklettert, auf den Balkon gesprungen und dabei, meine Axt vom Rücken zu holen.

Einen Augenblick zögerte er. Seine Schwingen waren halb geöffnet, seine Hand mit dem Dolch erhoben, als könne er sich nicht entscheiden, ob er kämpfen oder davonfliegen sollte. Er war ein Riese von Gestalt, mit schwellenden Muskeln, aber er zögerte wie ein Mann, der einer wilden Bestie gegenübersteht.

Ich zauderte nicht. Mit einem kehligen Brüllen sprang ich und schwang meine Axt mit all meiner Kraft. Einen erstickten Schrei ausstoßend, warf er die Arme hoch. Doch die Axt sauste zwischen ihnen herab und senkte sich tief in den Schädel.

Ich wirbelte herum, um nach Gudrun zu sehen. Noch benommen taumelte sie auf die Füße. Wild warf sie die Arme um meinen Hals und schmiegte sich an mich, als sie mit weiten Augen auf den geflügelten Herrn des Tales hinunterstarrte, dessen Kopf gespalten in einer Blutlache lag.

Wie oft habe ich mir gewünscht, ich hätte all diese meine verschiedenen Leben in einem Körper zusammenziehen und die Erfahrungen Hunwulfs, beispielsweise, mit dem Wissen James Allisons vereinen können. Wäre das möglich gewesen, hätte Hunwulf sich jetzt

durch die Tür begeben, die Gudruns verzweifelte Kraft geborsten hatte. Er wäre hineingetreten in jenes Gemach mit dem seltsamen Mobiliar, das er durch die zersplitterte Tür bemerkt hatte. Er hätte die Schriftrollen näher betrachtet, die auf den Wandregalen aufgehäuft waren, und er hätte ihre fremdartigen Schriftzeichen studiert, bis es ihm gelungen wäre, sie zu entziffern. Dann hätte er die Chronik jener geflügelten Rasse lesen können, deren letzten Angehörigen er soeben getötet hatte. Gewiss wäre ihre Geschichte fantastischer als ein Opiumtraum gewesen und wundersamer als die Legende über das verlorene Atlantis.

Aber Hunwulf kannte keine wissenschaftliche Neugier. Für ihn waren der Turm und die Kammer mit ihren unzähligen Schriftrollen und dem fremdartigen Mobiliar von keiner Bedeutung und nichts weiter als Zeichen von Zauberei und Dämonismus. Obgleich die Lösung des Rätsels einer fremden Rasse sich in seinen Fingern befand, war er ihr doch so fern wie James Allison, der erst in unvorstellbarer Zukunft das Licht der Welt erblicken sollte.

Für mich, Hunwulf, war die Burg lediglich eine monströse Falle, der ich so schnell wie möglich entkommen wollte.

Mit Gudrun auf dem Rücken glitt ich den Strick hinunter, bis wir den von zerquetschten Blumen bedeckten Boden erreicht hatten. Dann löste ich mit einem wilden Ruck die Schlinge von der Zinne und rollte meinen Strick wieder auf. Hand in Hand schritten Gudrun und ich über den Pfad, den die Mammute zurückgelassen hatten, zum See und dem südlichen Ende des Tales, wo die Lücke sich zwischen den umgebenden Felsmauern befand.

LEONHARD STEIN

Der Vampyr

1

Hermann Samassa war dreißigjährig, hoch mit waagrechten Schultern und angestellt in der Kanzlei des Doktor Herzfeld. Tiefe tönende Stimme, ruhig gewogene Gebärden, mit steigendem Gehalt immer sorgfältiger abgestimmte Kleidung und dunkelbraunes, leicht gewelltes Haar verliehen ihm den Ruf des schönen Mannes, den Samassa mit lässiger Befriedigung annahm. Doch die Beziehungen waren geregelt und nach Bestimmung eingeteilt, die dienende Klasse wurde überhaupt gemieden, Schülerinnen und besseren Mädchen einige Wochen zugemessen, neugierige Frauen mit angenehmen Wohnungen schon mit Monaten bedacht, Abenteuerinnen oder Ärgeres schlank abgewiesen. Doch dies alles waren nur Stufen oder wechselnde Geländer am Aufgang der Jahreswohnung einer künftigen Ehe mit Klara Gärtner.

An diese Verbindung war Samassa wie an das Pult unter den gelben Gasflammen der Kanzlei getreten, sein Wert, Klaras Mädchentum, seine Erwerbsfähigkeit, ihre nicht beträchtliche, aber immerhin einigermaßene Mitgift, seine Männlichkeit, ihre Neigung: Alle diese Posten waren klar zu übersehen und hoben sich gegenseitig beim Zusammenrechnen restlos auf. Nur hatte Samassa wirklich vergessen, die Wirkungen seiner mit allen bisherigen Erfahrungen gestützten Werbung auf Klara richtig einzuschätzen, kühl, wie er selbst in die Verlobung getreten war, glaubte er sie auch; doch Klaras Haut erwärmte sich willenlos bei Berührung mit seiner neugeschnittenen Weste und flimmerte gebannt seinen tiefen Kehltönen zu. Samassa gab gutmütig stummen Wünschen nach, die erst nach nächster Gehaltserhöhung und Hochzeit zulässig gewesen wären. Doch tröstete man sich mit dem bald zu erwartenden Eintritt solcher Verkündigung, empfing die Vergnügungen wie ein rechtmäßiges Geschenk, dessen Annahme die anderen noch nicht zu wissen brauchten, und lebte still im Gedanken aneinander.

Eben jetzt hatte auch Samassa stehend unter der gelben Gasflamme der Kanzlei, zierliche Ziffern auf das wallende Riesensegel eines Hauptbuches werfend, Klaras gedacht, dass sie ihn in einer Stunde

abholen, mit ihm Obst, belegte Brötchen kaufen und vielleicht ein Gartenkaffee aufsuchen würde.

Er setzte die Feder ab und zog gewohnheitsmäßig die Binde fester, da trat der Doktor Herzfeld aus dem Vorstandszimmer, eine kleine, fremde Person durch geschwängertes Halbdunkel vor sich herschiebend: »Hier, Herr Samassa, unser neues Maschinenfräulein.«

Samassa tauchte wieder die Feder ein und murmelte übers Buch zu neuen Eintragungen geneigt einige Worte. Dann hörte er den Doktor Herzfeld gehen und die neue Angestellte langsam, gebrechlich zur Maschine tappen.

Er beendete die Eintragung, ging zur Fremden, ihr einige Briefe für die Maschine zu übergeben, entzündete ihr ein Gaslicht.

Als die Flamme bläulich vom Streichholz in den Strumpf hinabschlüpfte, konnte er sie näher sehen: Sie hing in dürftiger Bluse, noch kleiner durch einen Buckel auf ihrem Stuhl, eingefallenes wässriges Gesicht mit ungekämmten roten Haaren zu ihm emporblinzelnd. Was Samassa unangenehm berührte, waren die Augen, die sich wie Algenköpfe an ihm festhafteten. Doch beruhigte ihn die unendliche Verfallenheit des hohlen Gesichts und der schwachen, hörbar rasselnden Brust.

»Die bleibt nicht lange«, dachte er, gab ihr die Briefe mit Anweisungen, denen sie fast ergeben lauschte. Zum Pult zurückgekehrt, wunderte er sich, als *er* bei einem Seitenblick ihre Finger mit langen Nägeln in rasender Schnelle über die Tasten scharren sah.

Vom Doktor Herzfeld einen Augenblick gerufen, fand er wieder eintretend die Briefe auf seinem Tisch bereits fertig getippt vor, obenauf lag ein Zettel, gleichfalls in Maschinenschrift, worauf stand: »Möchten Sie mich nicht nach Geschäftsschluss im Hauseingang erwarten?«

Unerhört!, dachte Samassa, drehte der Angestellten, die noch immer rothaarig, wie eine Lache unter trüben Laternen, vor der Schreibmaschine lag, den Rücken zu, zerknüllte hörbar den Zettel und warf ihn in den Papierkorb. Dann hob er sich mit vermehrtem Eifer dem Abendeinlauf zu, bis er den Doktor Herzfeld gehen hörte, klappte Bücher zu, verschloss sie, zog eine Bürste aus dem Fach, Rock und Hut reinigend, glättend, schob Röllchen in seine Ärmel, Zigarre zwischen die Lippen, verließ, den Gruß der Neuangestellten überhörend, das Zimmer.

Ruhig und voll schritt er, Rauch einsaugend, die Treppe herab, begrüßte Klara, die im Hausflur schon wartend stand, mit leichtem Kuss auf die Stirne; sie gingen eingehängt auf die Straße. Klara sprach vom Tag und Gleichgültigem, Samassa versäumte nicht, Blicke Vorübergehender auf ihre Gestalt, den Widerschein der Auslagen auf

ihrem Gesicht aufzufangen, fand sich in guter, gesättigter Stimmung und Klara hübscher und schmiegsamer denn je. So kaufte er mit stummem Einverständnis ihrer perlmuttergrauen Augen kaltes Nachtmahl nebst einer Flasche Rotwein; sie gingen eine alleinstehende Freundin Klaras, eine ältere Schauspielerin, besuchen, die eingestandenermaßen erst spät nachts nach Hause kam. Doch sperrte Klara stumm und ernsthaft auf, machte Licht, deckte auf, gab Schinken auf Teller, Wein in Gläser. Erst später ließen sich beide von der Stimmung lösen, fielen sich reif zu. Schließlich erhob sich Samassa aus der Wärme, glättete ihr das Haar, brachte sie nach Hause. Dann ging er selbst, angeregt und schläfrig zugleich durch halb beleuchtete Gassen, Melodien summend heimwärts.

Er hatte ein einzelnes Junggesellenzimmer, das neben vielen anderen am Ende eines langen, mit Holzfliesen bedeckten Ganges lag. Aufschließend bemerkte Samassa, dass im rechtwinklig anstoßenden Zimmer noch Licht brannte, schwach durch die vorhanglose Glastüre blinkend. Unwillkürlich warf er einen Blick hinein und erkannte die neue Angestellte Doktor Herzfelds, wie sie, den kümmerlichen Körper ins Hemd gebogen, vor dem Spiegel saß, rotes Haar flechtend, mit grünen Augen aus eingefallenem Gesicht nach ihm schießend.

Unerhört, dachte Samassa, sich abwendend, *noch neben mir zu wohnen!* Er betrat sein Zimmer, warf die Tür krachend zu, begann sich zu entkleiden. Im Bett las er eine Zeitung, rauchte, bis alle Eindrücke in ihm verwischt waren, löschte das Licht aus, entschlief. Doch der Schlaf war unruhig, heiß und bleischwer; Samassa spürte sein Blut gleich gedämpften Pauken an metallenen Becken wirbeln und angesogen von der Richtung des Nebenzimmers an seine Adern hämmern. Er warf sich hin und her, hatte schweißbedeckt das Gefühl, als ob jemand ins Zimmer trete, herumginge, Stühle, Kleider umwerfe, mit der Hand nach seiner Kehle fahre. Endlich hörte das Schleifen und Tappen auf, das Bett stöhnte leise, als ob sich jemand darauf setze, und Samassa spürte deutlich einen Stich an der Brust.

Er fuhr nach dem Licht und sah gelähmt die Angestellte am Bettrand sitzend über ihn geneigt, dass ihm ihre roten Haare, zwischen denen die Smaragde der Augen giftgrün schillerten, ins Gesicht schlugen. Sie hatte sein Hemd zurückgezogen und bog nun den Mund zu seiner Brust herab. Wie sie ihn öffnete, erkannte Samassa deutlich den einzigen gut erhaltenen Eckzahn, der übergroß in eine lange, beinerne Spitze auslief, die jetzt die Fremde in seine Brust trieb.

Samassa fühlte sie eindringen, aber keinen Schmerz, dann spürte er hörbar sein Blut der Bissstelle zuströmen, von den Lippen der Rothaarigen gierig schmatzend aufgesaugt. Samassa sah sich nur

widerstandslos schwächer werden, verfolgte mit matter Spannung, wie ihn sein Blut verließ.

Endlich schien die Fremde gesättigt, hob den Mund von der Wunde, die weiß und kreisrund lag, ohne dass Blut nachfloss, löschte das Licht, verschwand.

Samassa fühlte sich maßlos entkräftet, ohne jede andere Nachwirkung, er lag mit glasigen, offenen Augen, zuckenden Pulsen schlaflos bis zum Morgen da, dann brachte das Tageslicht etwas wie matte Erholung; er stützte sich keuchend zum Kasten, stürzte einige Gläser Wein hinunter, die ihn durchfieberten. Dann zog er sich hastig und zitternd an, schlang im Kaffeehaus ein doppeltes Frühstück hinab und taumelte ungewaschen mit tief geränderten Augen in die Kanzlei.

2

Die neue Angestellte saß schon an ihrem Platze, als Samassa eintrat, auch der Doktor Herzfeld kam dick und gelb aus dem Vorstandszimmer, knurrte etwas von Verspätung, legte Samassa einen Stoß Papiere zur Erledigung vor. Vergebens, Samassa fühlte sich noch immer entkräftet; mühsam, ein totes Pumpwerk, spülte das Herz dünne Tropfen ins Gehirn, die es kaum zur Arbeit befruchten konnten. Schwindelnd und mit kalten Fingern setzte Samassa Zahlen zusammen, die bläulich aufleuchteten, tanzten und wieder zerstoben im Rauch der Blutleere. Er musste sich mit beiden Händen an das Pult klammern, um nicht zusammenzufallen. Erschöpft schräg am Hauptbuch liegend, sah er die neue Angestellte wie ein fremdes, rötliches Tier vor der Maschine hocken, ab und zu mit rasselnden Krallen einen Brief herunterscharrend.

Schließlich kam ihm der Glaube an sich selbst wieder, er stürzte aus dem Zimmer in die nächste Gassenkantine, einen Kranz Würstchen und viele Gläser Schnaps herunterschlingend. Auf einer Bank rastend, spürte er endlich bei den Klängen vorübermarschierender Militärmusik sein Blut wild und bunt erneuert vom Genossenen wiederkehren. Voll uneingestandener Freude eilte er in die Kanzlei zurück, erledigte straff sich in den Fersen wiegend das Geschäftliche, hieß mit barscher Stimme die Angestellte absichtlich verdoppelte Arbeit vollenden, staunte nur, wie sie, in das Faltige ihres Wachsgesichts grinsend, sich hurtig darüber machte. Jetzt, bei vollem Tageslicht, glaubte er auch zu bemerken, dass sie nicht mehr so eingefallen wie gestern war, unter der fahlen, sommersprossigen Haut schon einige Fettpolster lagen.

Dann brachte die Mittagspause im hell durchleuchteten Gasthaus blanke Teller, Mahlzeit, Ruhe und klares Bedenken. Die Kellner, flink und schwarz wie immer zwischen den Tischen schießend, die altbekannten Gäste und Tischnachbarn, in Zeitungen oder gelbe, schwarze Biergläser versenkt, die Rechnung, das Trinkgeld, alles das warf die vergangene Nacht ins Trübe, Wesenlose. Traum? Samassa hatte nie derartige Träume mit bösen Erscheinungen gehabt, verwarf innerlich diese stichhaltige Erklärung, nahm sie für die Außenwelt prüfend an. Traum und Unwohlsein, das Essen in den Gasthöfen wurde bekanntlich immer schlechter, ab und zu konnte man in unbestochenen Zeitungen etwas von Vergiftungserscheinungen lesen, richtig, der Schinken des gestrigen kalten Nachtmahls konnte alt gewesen sein, gleich abends müsse er Klara fragen, ob sie nicht auch Übelkeiten verspürt habe.

Und mit dem Vorsatz, Ähnliches fürder zu unterlassen, verließ er den Gasthof, ging in die Kanzlei zurück, trat pfeifend, rauchend, mit dem Daumen schnalzend ein, die Angestellte saß noch immer über der Maschine geduckt, augenscheinlich hatte sie überhaupt nichts zu Mittag gegessen.

Samassa sah über sie hinweg, eine Kleinigkeit, vor der man sich schämen müsse, dass sie einen vorübergehend beunruhigt hatte. Dann ging er aufgerichtet, mit den Händen an der Uhrkette spielend zum Doktor Herzfeld herein, entschuldigte sich wegen der vormittägigen Verspätung, sprach mit der Sicherheit eines Gleichgestellten mit ihm über Zeitläufe, Geschäftsverbindungen, übernahm die Post. Und als er sie der Angestellten überreichte, unternahm er es sogar, ihr einige freundlich sein sollende Worte zu sagen, die verächtliche Sicherheit beweisen sollten.

Aber er erschrak, als jene, den Mund zur Antwort breit verziehend, plötzlich den ungeheuren Eckzahn mit dünnem Beinfortsatz hervorblicken ließ, stürzte zerstreut abbrechend zum Pult zurück, den Rest des Nachmittags in dumpfem Hinbrüten, selten von willenloser Arbeit unterbrochen, hinbringend.

Endlich wurden die Schatten länger, die Gasflammen heller, der Abend warf schwarze Fahnen an die Wände, die Straße lärmte schriller; der Doktor Herzfeld ging, Samassa folgte ihm nach in Klaras lauen Atem, der ihn feucht umfing. Aber er vermied gegen seinen Vorsatz Fragen über Verdauungsfolgen des gestrigen Abends und blieb auch sonst für Klaras stumme Anspielungen taub, zerriss die zärtlichen Fäden, die sie ihm erwartungsvoll zum Weiterspinnen reichte, alles in der uneingestandenen Angst vor der neuen Nacht, die sich, tot und grün wie die Angestellte, funkelnd um ihn ballte. Klara war verletzt gegangen, er

allein, zurückgebeugt in die Ecke eines Kaffees, mit dem dumpfen Entschluss, lieber nicht nach Hause zu gehen. Als aber nach Mitternacht die Lichter verflammten, der Kellner ihn höflich aber bestimmt auf die Gasse wies, ging er in jähem Trotz gegen die Möglichkeit, aus dem eigenen Zimmer ausgewiesen zu sein, heimwärts. Der Nebenraum der Fremden war still und verdunkelt, Samassa schlüpfte daran vorüber, zog leise die Stiefel aus, stieg in Kleidern ins Bett, spürte sich erleichtert entschlummern.

Doch plötzlich ahnte er im Traum, wie die Angestellte sich im Nebenzimmer erhob, zu ihm hereinkam, sein Blut wurde wieder gärend, schoss nach der Bisswunde, schon hockte die Rote auf seiner Brust, es mit trichterförmig gespitzten Lippen schlürfend. Und dann kam wieder unendliche Schwäche, Starren in graue Dämmerung, verzweifeltes Aufpeitschen mit Wein und vielem Fleisch, krampfhafte Arbeit in der Kanzlei neben dem Raubtier, Klara ihn begierig und verständnislos anblickend, neue Nacht, neues Verbluten.

Das ging eine Woche. Samassa schob die Zusammenkünfte mit Klara unter Ausreden hinaus, betrachtete sich in dem Spiegel einer Friseurstube und prüfte äußerlich kühl sein eingefallenes Gesicht, aus dessen schwarzen Furchen Nase und Backenknochen wie Feldsteine stiegen, sah beim Anziehen seinen Mantel, sonst dazu bestimmt, kräftige Glieder verhüllend zu kennzeichnen, nun weitgebauscht über gekrümmtes Gerüst flattern.

In einem Gasthaus bei vielen Fleischschüsseln, die er jetzt täglich essen musste, um wieder zu Blut zu kommen, stellte er ruhige Berechnung an. Hier fand ein Wettrennen um seine Kräfte statt, bei dem er früher oder später zusammenbrechen musste. Wahrscheinlich früher, denn weder trug sein Gehalt die verdreifachten Ausgaben für Wein und Fleisch lange, noch war sein Körper für die Dauer imstande, das Aufgenommene eilends in Blut zu verwandeln, das ebenso schnell wieder entzogen wurde.

Und noch immer blieb Samassa das Ganze fremd, rätselhaft, ein Traum, der er ja doch nur sein konnte. In qualvoller Hoffnung nahm er eines Abends ein Tintenfläschchen aus der Kanzlei mit, es geöffnet vor sein Bett stellend. Als er am Morgen wieder schwach und ausgeblutet entstieg, lag es vergossen – also es war wahr! Die Erscheinung und sein Untergang lebten, man musste sich mit ihnen abfinden.

Allmählich glaubte er auch bei der Arbeit zu erkennen, wie die Angestellte, von seinem Blut gesättigt, Blässe und Verfall verlor, zusehends voller wurde, Farbe empfing, den Buckel einzog, bessere Kleider, ja schließlich sogar eine blaue Schleife im Haar trug. Nur die

Augen blieben grüngierig wie im Anfang. Mahlzeiten schien sie überhaupt außer den nächtlichen keine zu nehmen. Samassas einzige Hoffnung war nun, dass sie nach wiedererlangter Frische den Raubzug nach seinem Blut einstellen würde.

Aber er täuschte sich: Der Geier flatterte unersättlich über ihm, jedes neue Leben, das er keuchend erwarb, mit spitzem Eckzahn öffnend, verschlingend, rücksichtslos, ob der ausgesaugte Körper sich wiederbeleben könne oder nicht.

3

Samassa spürte Klara entgleiten, Männlichkeit und Beruf unter schwankenden Füßen entschwinden. Er las letzte Kräfte zusammen und betrat am achten Morgen Doktor Herzfelds Zimmer.

»Ich bitte, das neue Maschinenfräulein zu entlassen, wenn Sie weiter auf meine Anwesenheit Wert legen.«

Aber der Doktor Herzfeld wälzte sich schroff vom Stuhl empor, wie nach einer Beleidigung: »Ich bin der Ansicht, Herr Samassa, dass unsere neue Angestellte ihre Pflicht gewissenhaft erfüllt, was man von Ihnen in letzter Zeit gerade nicht behaupten kann.«

Und den Kneifer fester in die fleischige Nase klemmend, setzte er hinzu: »Überhaupt bin ich überrascht über die nachteilige Veränderung, die sich in Ihrem Äußeren, Herr Samassa, vollzogen hat. Spiel oder Frauen? Sie mögen diese Frage unberechtigt finden, aber ich lege Gewicht darauf, dass meine Beamten auch äußerlich das Ansehen des Hauses wahren.«

Samassa zuckte die Achseln und schwankte hinaus. Vorbei an dem roten Haar der Angestellten, die ihn fremd, wie ein unvermeidliches Opfer musterte. Er spürte Sehnsucht nach Wärme, ging in Klaras Wohnung. Sie stürzte ihm an der Tür entgegen, schloss ihn in die Arme.

»Was hast du?«

Samassa versuchte etwas zu erwidern, aber rote Schleier mit grünen Tupfen umflorten seine Augen, verdunkelten sie.

Als er aus der Ohnmacht erwachte, fand er sich auf einem Sofa liegend, Klara, Klaras Eltern und einen fremden Herrn, jedenfalls den Arzt, um sich. Klara flößte ihm stumm mit großen, verweinten Augen Rum zwischen die Lippen. Dann neigte sich der Arzt über ihn.

»Haben Sie nicht in letzter Zeit starke Blutverluste gehabt? Erinnern Sie sich!«

Samassa öffnete den Mund, wollte etwas von der Angestellten erzählen. Aber sofort hatte er die Empfindung, lächerlich zu werden, schloss ihn wieder. Überhaupt wollte er vorläufig nur Ruhe, stellte sich schlafend, hörte den besorgten Bass von Klaras Vater, die hohe glucksende Stimme ihrer Mutter, Klara selbst weinen, den Arzt sich entfernen.

So lag er bis zum Mittag, dann kam der Arzt wieder, Samassa wurde in einen Wagen gehoben und rollte im Halbtraum, in dem er die Angestellte mit großen Flügeln hinter dem Gefährt schwingen sah, einem mächtigen weißen Hause zu, weiß war auch das Zimmer, in das ihn Männer mit weißen Schürzen trugen. Dann spürte er Bett und wieder einen Stich, aber anders wie vom Eckzahn der Fremden.

Nach Stunden neigten sich wieder zwei weiße Mäntel über ihn. Der Erste sprach: »Merkwürdig, der Mann hat nur zwei Millionen roter Blutkörperchen und lebt noch.«

Der andere erwiderte: »Wir werden ihn mit Eisen und Arsen füttern müssen. Vielleicht...«

Samassa wurde mit Arsen und hohen Eisenlösungen genährt, die sein Magen schlecht vertrug. Aber er überwand, mehr weil er Ruhe hatte. Doch wusste er nur zu gut, dass diese Erholung nur zeitweilig war, oft neigte sich die Angestellte prüfend über ihn, ob er schon wieder genug Blut habe, er wehrte sie mit Händen ab und erkannte am Schluchzen, dass es Klara gewesen war, verbot ihr, mit dem roten Hut zu ihm zu kommen.

Nach einer Woche schon saß er mit ihr in der Sonne des Anstaltsgartens und unterschied, dass ihre grauen Augen sich größer, seelenvoller geweitet, ihre Hand mit unbeirrter Sehnsucht in der seinen lag. Sie sprachen von Heirat, und nach drei Tagen wurde Samassa als genesen entlassen.

Er verbrachte mit Klara den Abend und ging dann ruhigen Schritts in sein Zimmer zurück. Klar schien ihm, dass der frühere Zustand nicht wieder anheben dürfe, Hoffnung verhieß, dass die Erscheinung der Angestellten ja ein menschliches Wesen mit menschlicher Sprache und Fähigkeiten wäre, also konnte man geradeaus mit dem Gegner verhandeln, die Gefahr beschwören, Bedingungen erlangen, zumindest Näheres über die Art des Feindes erfahren.

Samassa schritt fest auftretend den dunklen Holzgang zu seinem Zimmer entlang, klopfte an die beleuchtete Glastüre, eine Stimme rief herein. Samassa öffnete, da saß der Vampyr wieder, bleich und verfallen wie am ersten Tage an dem Spiegel, das struppigrote Haar mit einem

Kamm ordnend, lud ihn mit einer Bewegung der dürren Hand zum Sitzen ein.

Aber Samassa blieb stehen. »Ich möchte die Bedingungen erfahren, unter denen ich Ruhe erlangen könnte.«

Der Vampyr warf die hageren Arme versagend in die Luft und schrie mit Krähenstimme: »Das ist schwer. Ich habe zwei Wochen gehungert und bin wieder ganz heruntergekommen. Sie müssten Ersatz scharfen. Aber jede Nacht!«

Samassa wusste genug, dankte und ging.

4

Am nächsten Tage überredete er Klara, schon vor der Hochzeit bei ihm zu wohnen. Er fühle sich noch geschwächt und bedürfe nach der anstrengenden Arbeit der Kanzlei ihrer ständigen Nähe und Pflege. Er sprach mit ruhiger Sicherheit, die der starken Quelle seines Lebenstriebs entspringend ihrer Wirkung gewiss war.

Klara billigte schon nach den ersten Worten seine Absicht, ohne erst in üblichen Scheinausflüchten zu wandeln, besiegte mit Hilfe der bereiten Mutter des Vaters Widerstand, zog schon einen Tag darauf mit wenig Kleidern und Wäsche bei Samassa ein, der ihr sein Zimmer überließ, das anstoßende, dem Raum des Vampyrs gegenüberliegende für sich mietend.

Der erste Abend im Heim war von ruhiger Traulichkeit; Klaras schlanke Bewegungen strömten farbiges Vergessen über die Nachbarschaft, ihre Sorge um Samassas kaum wiederhergestellte Gesundheit adelte ihre Hingabe. Als sie dann gerötet mit ruhigen, tiefen Zügen in die Kissen zurücksank, entwich Samassa in den Nebenraum, lauschte in kühler Spannung, rauchend.

Nach Mitternacht hörte er ein Tappen, sah durch die Türritze den Vampyr ins Zimmer schlüpfen, sich über Klara neigen. Und als er sich morgens über die erschöpft Schlummernde beugte, erkannte er die farblose Wunde an ihrer Brust, er schob das Hemd darüber, floh in die Kanzlei. Mittags empfing ihn Klara bleich und matt, beide sprachen kein Wort, Samassa stürzte das Essen herunter, verschwand.

Und nun konnte er Tag für Tag das gleiche Schauspiel, das er von sich kannte, sich an Klara wiederholen sehen: Immer mehr verlor ihre Haut Glanz und Schwingung, immer tiefer flackerten ihre Augen aus verfallendem Antlitz, wieder wuchs der Vampyr in der Kanzlei, schwoll in Straffheit und Formen. Nur dass der ganze Vorgang viel länger als bei

ihm währte. Samassa suchte es sich damit zu erklären, dass die Frauen von Natur aus vielleicht befähigter sind, im Notfall Blut mit Vernachlässigung der übrigen Gewebe schnell zu erzeugen. Doch bald schienen auch Klaras Kräfte sich zu neigen, er konnte fast schon den Tag des Untergangs berechnen; doch frisch und arbeitsfähig wie nie, schob er immer wieder den Gedanken an Rettung hinaus, dessen Beschleunigung er hätte büßen müssen. Klara bestärkte ihn darin, nie kam ein Wort der tödlichen Nächte über ihre Lippen, vielleicht ahnte sie unbewusst ihre Aufgabe, hier für ihn zu verbluten, und hielt den Leidenswillen fest zwischen erstarrenden Fingern, ihn nur im KUSS stumm in Samassa hinabtauchend, sich vor Eltern, Verwandten abschließend. Und als er eines Morgens an ihr Lager trat, fand er sie kälter als sonst, empfing nach einigen Stunden bedauernde Händedrücke von Freunden, Bekannten. Auch der Doktor Herzfeld suchte ihn in der Wohnung auf.

Sogar der Vampyr schien zu trauern, aber schon am zweiten Tage spürte Samassa auch im zweiten Zimmer Stich und Ermatten. Immerhin schienen seine Gefäße bereits an die Entleerungen etwas gewöhnter. Durch zwei Wochen vermochte er mit Eisenpillen und Arsen ein leidliches Gleichgewicht zu erhalten, das einigermaßene Arbeit ermöglichte, dann aber war er leer und am Ende.

Doch rettete ihn ein Zufall. Iglseder, der zweite Schreiber Doktor Herzfelds, eine sanfte, verträumte Seele, der nur von Gemüsen lebte, in freien Stunden auf der Flöte blies, war, da er eine Zinssteigerung seiner Wirtin nicht erschwingen konnte, gekündigt worden. Samassa bot ihm mit guten Worten das leer stehende Zimmer an, das Iglseder aus Angst vor den nahenden Winterfrösten freudig annahm. Doch immer schwächer und dünner wurde mit seinem Körper Iglseders Flötenspiel, verstummte eines Tages, denn seine weiche, nur aus Pflanzennahrung aufgebaute Gestalt konnte den Hunger des Vampyrs nicht lange befriedigen. Iglseder versank wie Klara, und der Kampf mit eigenen Mitteln begann von Neuem, verzweifelter denn je. Samassa gab Arbeit, Kleidung, Äußeres, Beziehungen auf, immer nur bleich, verstört nach neuen kräftigenden Nahrungsmitteln, Arzneien die Stadt durchrasend. Den Gedanken, das Zimmer zu wechseln, sich von Besoldeten schützen zu lassen, verwarf er bald, denn klar war es, dass der Vampyr seiner Beute überallhin folgen, durch jede Leibwache zur nächtlichen Atzung vordringen würde.

Dafür fand Samassa andere Zuflucht, die ihm durch einzelne Nächte, mitunter längere Zeit Erholung brachte. Die eingefallenen Wangen mit künstlichem Rot schminkend, gebrochene Haltung mit Miedern unterstützend, ergrautes Haar in Färbemittel tauchend, begehrlich

geschwungene Kleider um mürbe Knochen faltend, sprach er abendliche Spaziergängerinnen, Mädchen an, sie mit Lockung und Versprechen in sein Zimmer bewegend. Nach Iglseders Flötentönen rauschten jetzt grelle, abgenützte Röcke durch die Stube, girrte das Kichern leichter Sünderinnen, die nicht wussten, welcher Lust sie entgegengingen. Denn Samassa vollzog stumpf Einleitung und Liebkosungen, vor deren Erwiderung ihn ekelte, gewandt zum Trinken auffordernd, schob er den Opfern die Weingläser mit starken Schlafmitteln untermischt zu, lagerte die Betäubten hart auf das Richtbett, ließ sie morgens bleich und zerstört mit der Bisswunde an den weißen Brüsten hinausschwanken. Doch verbreitete sich das Gerücht unerhörter Müdigkeiten, die Samassa brachte, nur zu schnell in der niedersten Frauenwelt, einzelne noch lockend, die meisten abstoßend. Samassa wütete, immer höher stiegen seine Versprechungen, deren Einlösung Ströme von Schulden emportrieb, ihn Wucherern in die Hände warf, aber schließlich verfing keine List, kein Gebot mehr, die Polizei drohte, bedächtig wegen Mangels greifbarer Beweise, aber unablässig näher rückend.

Gemieden von Bekannten, aus den Bürgervereinen ausgestoßen, musste er allein wieder den Kampf aufnehmen, mit geheimen Mitteln und Künsten das wahnsinnige Wettrennen bestreiten. Gewaltige Veränderungen vollzogen sich in ihm: Sein Körper wandelte sich in eine Unternehmung, die einzig und allein nur um die unaufhörliche, schnelle Erzeugung von Blut angestrengt war, alle übrigen Zweige vernachlässigte, verdorren ließ. Muskeln, Haut und Knochen waren eingeschrumpft, dienten nur noch als Träger der ungeheuren Röhrenstränge der Adern, die abends vor der Entnahme wie zuckende Schlangen sich pulsend um Samassa wanden, morgens gleich leeren Schläuchen flach faulten. Das Herz erdehnte sein Pumpwerk über die rechte Brusthälfte hinaus, zitternd unter den dunklen Strömen, die es zu heben hatte, verengte die Lunge, spannte das Zwerchfell zum Zerreißen, ließ nur kurze, schnappende Atemstöße zu. Doch es erfüllte seine Pflicht. Mit Grauen sah Samassa in der Kanzlei, wie der Buckel des Vampyrs schwand, er sich in den Gliedern streckte, groß lachend, mit einer Flut unbändigen roten Haares und tiefen, meergrünen Augen, die von singenden Küsten schillerten. Doch blieb dem Gebrochenen nicht Zeit zur Betrachtung, denn er wurde von Doktor Herzfeld in das Vorstandszimmer gerufen, der ihm kurz mitteilte, dass er wegen mangelnder Pflichterfüllung und äußerlicher Verkommenheit entlassen sei.

3

Samassa schwankte in eine Kneipe, einige Gläser Schnaps leerend, betrachtete seinen zerfetzten Anzug. Der Anblick seines Unterganges brachte ihn auf einen Gedanken von solcher Einfachheit und Klarheit, dass er es nur seinem verdorrten Gehirn zuschreiben konnte, nicht schon früher daraufgekommen zu sein: den Vampir töten!

Wenn es gelang, war er frei und konnte sich wieder emporarbeiten, wurde er entdeckt, so war Haft und Hinrichtung jedenfalls dem jetzigen Ende vorzuziehen. So legte er einen Plan zurecht und begab sich auf die Runde durch die Waffengeschäfte der Stadt. Wegen seines zerrissenen Aufzugs überall misstrauisch abgewiesen, gelang es ihm nach Stunden Umherirrens bei einem Trödeljuden eine Pistole mit Patronen zu erstehen, dann taumelte er auf seine Stube, den Rest des Tages mit Zielen nach zugeschnittener Papierscheibe verbringend.

Als die letzte Dämmerung Feuer speiend in Schneedächern versank, ballte er Kleider in Haufen unter der Bettdecke zusammen, damit es schien, er habe sich aus Angst darunter verkrochen, stellte sich mit dem Pistole hinter den Ofenschirm, wartete, die andere Hand am Lichtknopf.

Nacht fiel schwarz in den Raum, endlich gegen ein Uhr hörte Samassa die Tür sich öffnen, den Vampyr, ein schönes, schmiegsames Weib, zum Bett huschen. Unwillig hob sie die Decke weg, Samassa hob die Pistole, zielte, schoss, der Vampyr fiel getroffen aufs Lager zurück, mit der Rechten stöhnend die Brust aufreißend. Samassa stürzte hinzu, ihn mit der Faust auf die Kissen niederschlagend – da traf ihn der Strahl, der rot aus ihrer linken Brust schoss: ihr Blut, sein Blut!

Schwindelnd neigte er sich über die Frau, dürstend sein geraubtes Blut wieder trinkend, triumphierend spürend, wie es wild in seine leeren Adern schoss. Der Vampyr hatte sterbend seinen Arm um ihn gelegt, Samassa sah in das Schimmern seiner grünen Augen, das immer blauer, erlöster wurde, wie der Blick einer dämmernden Frau; auch das Rot des Haares erlosch, in sanftes Blond verfließend.

Samassa ahnte eine unerklärliche Regung, fast Liebe, zu dem Vampyr, der langsam mit dem weichenden Blut unter ihm zusammenschrumpfte, verging, weiß wie ein Linnen vom Bett herabhing, starb.

Samassa sprang auf, rasend in Freiheit und wiedergewonnenem Blut, das ihn an die Wände warf, zur Tür hinaus tanzen ließ. Haltlos schoss er fallend, sich überstürzend, die Treppe hinab auf die Gasse, deren Winterhäuser in den Mond fielen, schräg über ihm zusammenbrachen, wieder auseinanderschwankten; wie Glühwürmer umkreisten ihn die Laternen!

Samassa fühlte sich gehoben, im schiefen Bogen in den Himmel steuern, wieder durch endlose, unterirdisch heulende Schächte geworfen. Was war das? Nur sein wiedergewonnenes Blut, das im Leib des Vampyrs vergiftet, nun wieder raste, ihn zersprengte. Wie töricht! Er hätte doch wissen müssen, dass der Vampyr giftig war und alles, was er aufnahm, mit seinen tödlichen Keimen benetzte. Was tun? Er rannte in Zuckungen im Kreise herum, endlich konnte er sich an einem Vorübergehenden festhalten.

Aber dann bogen ihn viele Hände in den Schnee hinab, umstanden ihn in dunkelnden Gestalten.

»Ich bin vergiftet«, sagte Samassa. »Holen Sie die Rettungsgesellschaft!«

Ein Schatten enteilte. Aber Samassa winkte wieder ab, denn ein erster Krampf lahmte sein Gehirn. Lange sah er zu dem Fenster empor, hinter dem der Vampyr, des Bluts beraubt, das in beiden geschwungen, nun flach und leblos an der Bettwand hing, fühlte sich ihm verbunden, hauchte Seele durch die Kälte zu ihm empor, verschied.

P.N. ELROD

Slaughter

»Er nennt sich selbst Slaughter. Keiner der Jungs kennt seinen richtigen Namen.«

Der »Schlächter« stand bei einer Sitznische einige Meter von dem Tisch in dem schummrigen Nachtklub entfernt, an dem Gordy und ich saßen. Das meiste von Slaughters Körper verbargen Schatten, und er stand mit dem Rücken zur Wand – in Chicago ist das für bestimmte Typen eine gesundheitsfördernde Angewohnheit. Er war ganz plötzlich auf der Bildfläche erschienen und hatte offenbar ohne großes Aufsehen einen kleineren Betrieb übernommen, der zu jenen gehörte, die sich in Gordys schützendem Blickfeld befanden. Nun ja, mit Schutz hatte es schon etwas zu tun. Ich horchte Gordy nur selten über seine Arbeit aus. Wenn er mir etwas mitteilen wollte, tat er es von sich aus.

»Worum geht es also?«, fragte ich, während ich so tat, als nippe ich an einem Kaffee. Es war auch reiner Kaffee; das Ende der un-betrauerten Prohibition bedeutete, dass man bestes Gebräu aus Brasilien bestellen konnte, ohne etwas anderes in der Tasse vorzufinden. Für mich waren Kaffee und Schnaps ein und dasselbe: ungenießbar. Aus Sparsamkeit und vom Grundsatz her verschwendete ich weder Geld noch Schnaps.

Gordy ließ sich Zeit mit der Antwort. Mit Worten ging er sorgsam um, verwendete nicht allzu viele davon und untertrieb gerne. Er verzog das Gesicht und starrte in sein Getränk, das ebenfalls frei von Alkohol war. Wenn er geschäftlich zu tun hatte, trank er nicht einmal ein kleines Bier.

»Letzte Nacht schickte ich ein paar Jungs hierher, um den üblichen Schnitt vom Club abzuholen. Sie kamen mit leeren Händen zurück. Keiner von ihnen redet viel darüber, und das, was sie nicht sagen, bringt mich auf den Gedanken, dass er einer von *deiner Sorte* ist.«

Ein zweiter Vampir? Das machte mich hellwach. Ich musterte Slaughter genauer und suchte nach Verwandtschaftsmerkmalen. Das war allerdings unmöglich, sofern ich nicht nahe genug an ihn herankam, um das Nichtvorhandensein eines Herzschlags festzustellen, oder er an einem Spiegel vorbeiging.

»Von hier aus kann ich nichts erkennen«, kam ich seiner Frage zuvor.

»Zeit für ein Gespräch. Ich gehe vor, du behältst ihn im Auge.« Gordy trug die Vorsicht wie eine zweite Anzugweste. Deshalb hatte er sich so

lange im Mob halten können, und heute Nacht war ich seine Versicherung. Wenn Slaughter von meiner Art war, würde kein Leibwächter der üblichen Sorte mit ihm fertig werden können.

Wir standen auf, und Gordys breites Kreuz verdeckte für einen Moment einen großen Teil meines Überblicks vom Club. Er war größer als ich, sehr viel breiter und bestand nur aus Muskelmasse. Einige Gäste starrten ihn an, und einige erkannten ihn und gaben ihre Einsicht im Flüsterton weiter. Nur wenige machten sich die Mühe, mich zu bemerken, und das war mir wie immer ganz recht.

Slaughter sah uns näher kommen. Er war jung, sah einigermaßen gut aus, war jünger als fünfundzwanzig. Er schien nur aus dunklen Augen, einem schmalen Mund und blassem Teint zu bestehen, aber das traf auf viele Jungs aus dem Mob zu. Sein Anzug war messerscharf gebügelt, teuer und sah so aus, als ob er ihn trug statt umgekehrt. Ich versuchte, seinen Herzschlag aufzunehmen, aber der allgemeine Geräuschpegel verhinderte solche Feinheiten.

»Slaughter. Sie wissen, wer ich bin«, sagte Gordy von der Höhe seiner knapp zwei Meter herab. Er hatte keine Frage gestellt. »Wir müssen uns unterhalten.«

Slaughter verzog einen Mundwinkel zu einem halben Lächeln und zeigte damit, dass er amüsiert war statt eingeschüchtert. Kluge Männer erwiesen Gordy Respekt; die anderen neigten zu spurlosem Verschwinden. »Müssen wir das?«

»Yeah. An einem ungestörten Ort.«

Das Lächeln vertiefte sich. Slaughters Blick huschte zu mir. Er sah einen hoch gewachsenen schlanken Mann in einem auffälligen Dreiteiler und einem Seidenhemd, der den Fedorahut tief in die Stirn gezogen hatte. Wahrscheinlich der Lotse des Bandenbosses, der Laufbursche, der Leibwächter oder auch alles zusammen. Also niemand Wichtiges. Als er sich erneut auf Gordy konzentrierte, konnte ich erkennen, dass ich wieder einmal jemanden hinters Licht geführt hatte. »Okay, kommt mit nach hinten.«

Wir schoben uns an den Tischen vorbei und zogen einen Teil der Aufmerksamkeit der Paare auf der Tanzfläche auf uns. Das Gemurmel wurde mit dem allgemeinen Lärm leiser, als Slaughter uns in das Büro des Geschäftsführers voranging.

Gordy blieb vor der Tür stehen. »Wo ist Herrn?«

Bis vor einer Woche hatte Herrn Foster den Laden geleitet.

»Verreist«, antwortete Slaughter mit ausdrucksloser Miene. »In grünere Gefilde.«

Wir traten in das Zimmer. Darin befanden sich die übliche Büroeinrichtung sowie eine lange Couch. Darauf lag eine großbusige junge Blondine schlafend ausgestreckt. Sie hielt den Arm über dem Gesicht, um dem Licht zu entgehen. Sie trug ein tief ausgeschnittenes dunkelrotes Abendkleid, und es sah so aus, als stecke sie schon seit drei Tagen darin. Slaughter ging zu ihr und schlug ihr nicht gerade zart mit dem Handrücken gegen die Hüfte. Sie wachte langsam auf und sah so aus, als habe sie einen elenden Kater.

»Raus«, kommandierte er. »Mach dich frisch. Komm morgen wieder.«

Sie blinzelte. Ihre Augen waren verschmiert und desorientiert. Sie brauchte einen Augenblick, um sich zu erinnern, wozu ihre Beine da waren, und dann taumelte sie wie eine Betrunkene. Allerdings konnte ich keinen Schnapsgeruch feststellen. Sie war totenbleich, und ihr Herz schlug viel zu schnell, als es versuchte, Blut durch die Adern zu pumpen, das sie nicht mehr besaß. Ich streckte einen Arm aus und half ihr zur Tür. Slaughter rührte keinen Finger.

»Schleich dich nach Hause und bleib dort«, raunte ich, als sie mich ansah. Ich setzte Kraft dahinter, aber das war gar nicht nötig: Sie befand sich immer noch zu einem Gutteil unter Slaughters Einfluss und war für meine Einflüsterungen sehr empfänglich. Ich gab ihr genug Geld, dass es für eine lange Taxifahrt reichte. »Ich meine es ernst. Geh, ruhe dich aus, erhole dich, und komm nicht mehr hierher.«

Gordy sah kurz zu mir. Jawohl, er hatte die roten groben Male an ihrem Hals ebenfalls gesehen. Bei seinem Gesicht hätte er mit einer Statue Poker spielen können, aber ich merkte deutlich, dass er sauer war. Das entsprach nicht einmal im Ansatz meinen eigenen Gefühlen, aber ich hielt mich zurück. Noch war es seine Show.

Sie nickte wieder und ging mit den zaghaften Schritten einer alten Frau aus dem Zimmer.

Slaughter hatte mich die ganze Zeit aus schmalen Augen gemustert, aber wahrscheinlich hatte ich mich nicht verraten. Wenn er mich für einen Mobster hielt, der eine Schwäche für Frauen hatte, umso besser. Er ließ sich hinter dem Schreibtisch nieder und schien sich bei der gegenwärtigen Gesellschaft, die eigentlich eine Gefahr für ihn darstellte, durchaus wohl zu fühlen. Gordy nahm sich einen Sessel, und ich schloss die Tür, damit wir nicht gestört würden. Ich blieb stehen und spielte weiterhin den Leibwächter.

Slaughter warf mir einen weiteren abfälligen Blick zu und feixte Gordy an. »Sie wollen also mit mir reden? Worüber denn?«

»Herrn leitet diesen Club. Ich habe ihn dafür ausgesucht. Wer hat Sie für diesen Betrieb ausgesucht?«

»Das war ich. Der Laden gefiel mir, also zog ich hier ein. Herrn kam zu dem Schluss, dass er verreisen sollte. Er sagte mir auch, dass ich damit rechnen müsse, dass Sie es bemerken würden.«

»Damit hatte er Recht.«

»Sie müssen sich wirklich keine Sorgen machen. Ich lasse die Dinge wie gehabt laufen, vielleicht sogar besser. Keine Streitereien, keine Probleme mit den Cops. Alles bestens.«

»Mit Ausnahme der wöchentlichen Zahlung.«

Slaughter ließ die Zähne blitzen. Sie waren sehr weiß, aber ansonsten ganz normal. Genau wie meine. »Ja nun, ich kam zu dem Schluss, dass ich Ihre Art Versicherung doch nicht brauche. Ich bin froh, dass Sie vorbeigekommen sind, damit wir das klären können.«

Gordy musterte ihn lange. Mit diesem kalten Blick konnte er den meisten Burschen das Rückgrat herauszupfen, aber dieser Junge schien dagegen unempfindlich. »Du bist nicht sehr schlau.«

»Mag schon sein, aber ich werde damit reich.«

»Auf meine Kosten. So etwas wird nicht geduldet. Wenn du den Club behalten willst, musst du für dieses Privileg bezahlen. So laufen die Dinge in dieser Stadt.«

In der Stille konnte ich ein Herz schlagen, eine Lunge atmen hören: Gordys.

Slaughter zuckte die Achseln. »Diese Regeln treffen für mich nicht zu.«

»Für dich mehr als für die meisten anderen.«

»Uh-uh. Wie nennt man dich noch gleich? Gordy? Von heute ab hörst du auf mich.« Slaughter beugte sich vor und fixierte Gordy mit einem starren Blick. Dahinter standen starke Kräfte; er hatte sich in eine gelinde Wut hineingesteigert, und die war gefährlich. Zwar konnte sie Befehle verdeutlichen, aber wie ich sehr gut wusste, konnte zu viel davon einen Verstand zum Bersten bringen. Gordys Miene war so leer geworden wie die des Mädchens.

Bevor die Dinge außer Kontrolle geraten konnten, trat ich dazwischen, holte einen 38er Revolver aus meiner Manteltasche und hielt ihn Slaughter unter die Nase. »Lass das«, sagte ich mit wundersam ruhiger Stimme zu ihm.

Dass ich so unerwartet auf mich aufmerksam machte, versetzte ihm einen ordentlichen Schreck. Er fuhr mit blitzenden Augen zurück. »Hey!«

»Fleming?«, fragte Gordy verdutzt. Er wollte nach der Waffe unter seinem linken Arm greifen, hielt jedoch in der Bewegung inne.

»Alles in Ordnung«, sagte ich. »Ich habe ihn im Griff. Er wollte dich auf seine Art überzeugen. Vielleicht wäre es besser, wenn ich mich jetzt darum kümmere.«

Er verbiss sich weitere Fragen, als er meine Entscheidung akzeptierte. Deswegen hatte er mich gebeten, ihn zu begleiten. Er stand auf und ging mir aus dem Weg.

Slaughter stand langsam auf, um auf gleiche Höhe mit uns zu kommen, und richtete seinen zwingenden Blick voll auf mich. »Du wirst jetzt auf mich hören, Mistkerl. Du musst auf mich hören, verstehst du? Von heute an bin ich die einzige Stimme, auf die du je hören wirst.«

Ich spürte einen leichten Druck in meinem Schädel, als kündige die Luft einen Wetterumschwung an. Nichts, auf das ich achten musste.

»Du wirst auf mich hören und tun, was ich dir sage ...« Die Worte waren mir vertraut. Ich hatte sie schon unzählige Male ausgesprochen. Eine fabelhafte Methode, Strafzettel wegen überhöhter Geschwindigkeit loszuwerden.

»Du musst auf mich hören ...«

Und bei mir funktioniert sie nicht. »Einen Dreck muss ich. Setz dich hin und halt den Mund.« Ich spannte die Waffe und hielt ihm den Lauf vor das linke Auge. »Keine Widerrede, tu was ich sage.«

Das brachte seine Konzentration gründlich durcheinander, und schockiert klappte er den Mund auf. Ich fragte mich, wie viel Erfahrung er schon hatte, ob er wusste, dass er eine Kugel überleben konnte. Ich hatte schon eine ganze Menge davon überlebt, aber es tut weh, wenn man erschossen wird. Ob er es nun wusste oder nicht: Jedenfalls wich Slaughter zurück und ließ sich langsam in seinem Sessel nieder. Dabei streckte er die Hände beschwichtigend vor sich. Der Grundstein seines Selbstvertrauens war zerbröckelt.

Jetzt holte er Luft und schnüffelte. Er überprüfte mich auf Alkoholgeruch. Er wusste, dass er sich auf die Hypnose auswirken konnte. Was hatte er noch herausgefunden?

»Das kannst du doch nicht machen«, sagte er verdattert und vielleicht sogar etwas beleidigt. Jener schreckliche Augenblick, in dem man erkennt, dass man eben nicht allmächtig ist, kann einem schwer zu schaffen machen.

»Wie alt bist du?«, fragte ich.

»Hä?«

»Wie alt du bist. Ich frage dich nicht noch einmal.«

»Huh. Fünfundzwanzig.«

»In nur fünfundzwanzig Jahren bist du so dämlich geworden? Erstaunlich.«

»Wer bist du, zum Teufel?«

»Für dich, Bürschchen, bin ich Mister Fleming.«

»Nennen Sie mich nicht Bürschchen.«

»Wen interessiert das schon, zum Teufel?«

»Nicht nur dämlich, auch noch schlechte Manieren. Was für eine Welt.«

»Du ...«

Aber den Satz brachte er nicht mehr zu Ende. Ich löste mich mitsamt der gespannten Waffe auf. Für Gordy war ich unsichtbar, aber Slaughter würde mich in diesem Zustand als formlose graue Wolke sehen können, also stieß ich ohne weiteres Zögern durch den Schreibtisch vor, um hinter ihn zu kommen. Als ich wieder auftauchte, war ich über seine Schulter gebeugt, hatte den Mund dicht an seinem Ohr und den kalten Lauf so fest an seiner Schläfe, dass er sich in der Haut drückte.

»Halt jetzt ja den Mund, du Frischling«, raunte ich und versuchte so Furcht erregend wie möglich zu klingen. Dazu musste ich mich nicht groß anstrengen: Ich war in der passenden Laune und hatte genug Filme gesehen, um zu wissen, wie das ging.

Obwohl er seine Lunge nicht mehr dauernd verwendete, hielt Slaughter den Atem an. »Oh Scheiße, du bist...«

»Jawoll, ich bin das untote Begrüßungskomitee für die Stadt der Winde. Und seit du aus dem Busch gekrochen bist, hast du dich wie die Axt im Wald aufgeführt. Gewisse Leute sind darüber sehr verstimmt.«

Ich schwieg kurz, damit er es verdauen konnte. Ich richtete mich so weit auf, dass ich Gordy ansehen konnte. Seine ausdruckslose Visage blieb unbewegt, aber ich erkannte, dass meine kleine Nummer ihn ausgesprochen erheiterte.

Slaughter wollte sich zu mir umdrehen. »Jesses, ich wusste doch nicht...«

»Halts Maul, Bürschchen. Der Abzug von dem Ding hier ist sehr empfindlich, und Blei tut genauso weh wie ein Holzpflock. Du kannst dich nicht schneller auflösen, als ich schießen kann.«

Er spielte Standbild. Vielleicht wusste er über unsere relative Immunität gegen Kugeln doch nicht Bescheid.

Ich wich langsam zurück und gab ihm damit Freiraum, um mich anzuspringen. Er ließ es bleiben. Ich ging auf die normale Weise um den Tisch herum, setzte mich mit einer Hinterbacke auf die Kante und ließ ihn dabei immer die Waffe sehen. Ich löste den Hahn, hielt den Lauf aber in seine Richtung. Früher hatte ich darauf verzichtet, ein Schießeisen mit mir herumzuschleppen. Chicago ist jedoch sogar für einen Vampir ein rauer Ort, wie Slaughter gerade feststellen musste.

Ich musterte ihn auf die gleiche Weise, wie er mich zuvor überflogen hatte, nur machte ich nicht den Fehler, ihn zu unterschätzen. Er war zwar unerfahren, aber wenn es um übernatürliche Fähigkeiten wie Kraft, Geschwindigkeit und Auflösung ging, war er in jeder körperlichen Hinsicht genauso gefährlich wie ich. Sein Umgang mit den Eintreibern und dem Mädchen deutete darauf hin, dass er wusste, wie er Menschen beeinflussen konnte. Ich hoffte, dass er auf die Stimme der Vernunft hörte, bevor er noch jemandem ernstlichen Schaden zufügte.

»Du hast einen miesen Einstand gegeben, Slaughter. Das ist nichts, was nicht behoben werden könnte, aber nur, wenn du dich klug anstellst. Du kannst damit anfangen, dass du dich bei Gordy entschuldigst. Sag ihm, dass es dir Leid tut, dass du ein so ungehobelter Hurensohn warst.«

Slaughter war zu durcheinander, um Widerworte zu geben und lieferte eine hübsche wortwörtliche Entschuldigung ab. Er meinte sie wahrscheinlich nicht ehrlich, aber er gehorchte wenigstens. Das war genau, was ich wollte. »Fein gemacht. Also – seit wann bist du schon tot?«

Mit stumpfem Blick sah er zu Gordy.

»Er weiß, was wir sind«, ergänzte ich. »Erzähl schon.«

»Etwa einen Monat.«

»Wie ist es passiert?«

»Das will ich nicht sagen. Bei einem Kampf, das ist alles.«

Der eigene Tod ist stets eine sehr persönliche Erfahrung. Meiner war außerordentlich unangenehm und gewaltsam gewesen, und auch ein Jahr später konnte es mir passieren, dass ich einen Kieferstarrkrampf entwickelte, wenn das Thema zur Sprache kam. »Okay, macht auch nichts. Wer hat dich erschaffen?«

»Niemand hat mich erschaffen, es ist einfach passiert.«

Ich stieß ein kurzes Lachen aus. »Und der Storch holt die Babys unter den Kohlblättern im Garten ab. Komm schon und spuck's aus, wir sind hier alle erwachsen. Wer war sie?« »Niemand.« »Also war es ein Er?«

Das machte ihn wütend. »Du verdammter Huren...« Er sah meine Miene, und ein Zucken meiner Hand erinnerte ihn an den Revolver. Er sah davon ab, das Wort zu vollenden, und ließ sich zurücksinken. »Es war ein Mädchen.«

»Wo?«

»Hier in der Stadt, auf der Southside. Ich dachte, sie macht es gerade mit einem Besoffenen, es sah so aus, als ob sie ihn küsste, dann - da war Blut an ihrem Mund. Es war schlimm. Ich wollte sie verjagen, aber so lief es nicht.« »Und was lief dann?«

»Sie kam zu mir. Als sie mich ansah ... Ich wollte, dass sie - also tat sie es. Wir taten es. Ich will nichts mehr dazu sagen.« Mittlerweile war er knallrot geworden.

»Ist auch nicht nötig. Aber irgendwann während dieser entzückenden Begegnung habt ihr Blut ausgetauscht, stimmt's?« Er nickte.

»Und irgendwann danach wurdest du umgebracht. Und dann wachtest du wieder auf.«

»Jau. Genauso war es. Was ist mit dir? Hat sie dich auch erwischt?«

»Nein. Die Dame, mit der ich zu tun hatte, verfügte über größeres Verantwortungsgefühl. Weißt du, wie sie heißt, wo sie wohnt?«

Falls seine Geschichte stimmte, wollte ich dieses unvorsichtige Mädchen finden. Vampire sind verdammt selten, und die wenigen, die ich kannte, waren ausgeglichen und sehr achtsam mit ihrer zweiten Lebenschance, ganz besonders, was die Weitergabe dieser Möglichkeit an andere betraf. Sie sprangen nicht einfach aus dunklen Gassen hervor und fielen Leute an, um ihr Blut zu trinken. Sie tauschten es auch nicht leichtfertig aus. Diese Art von blödsinnigem Verhalten erregt Aufmerksamkeit. Selbst im Zeitalter der Elektrizität und der wissenschaftlichen Skepsis kann man auf einen Möchtegern-Van Helsing treffen, der nur allzu gerne die Welt von einem mittelalterlichen Blutsauger befreien möchte. Einmal war mir beinahe etwas Ähnliches passiert.

»Ich weiß nicht, wo sie steckt«, sagte Slaughter. »Das ist schon Monate her. Bis zu der Nacht, in der ich wieder aufwachte, hatte ich es schon vergessen. Ich schätze mal, dass sie es mich vergessen ließ.«

»Sie sagte dir nicht, was du zu erwarten hast, was du zu tun hast?«

»Ich reimte es mir selbst zusammen. Mir fiel wieder ein, was sie mit mir machte und wie sie es tat. Das war nicht schwer. Ich habe auch das Buch über Dracula gelesen, aber da stand nur Mist drin. Ich kann mich nicht in eine Fledermaus verwandeln.«

Ich schnaubte kurz. »Du kannst jetzt schon genügend Mist bauen. Als du den Laden hier übernommen hast, hast du dein Privileg missbraucht.«

»Immer noch besser, als Süffel auszurauben.«

Allmählich kam ich dahinter, was Slaughter in jener Gasse gesucht hatte, als er der Vampirin begegnet war.

»Wie soll ich außerdem meinen Lebensunterhalt bestreiten? Die Burschen, die bei der Brotausgabe anstehen, können tagsüber arbeiten. Das kann ich nicht. Ich liege den ganzen Tag flach.«

»Du hast mehrere Möglichkeiten, aber Diebstahl gehört nicht dazu. Das regt die Leute auf.«

»Er macht es doch auch.« Er zeigte auf Gordy. »Wieso soll ich es anders machen?«

»Weil ich es dir sage. Benutze deinen Verstand. Wenn man dich bemerkt, bist du tot. Denkst du denn, dass wir die Einzigen sind, die dich beobachten?« Soweit ich wusste, war das gelogen, aber um diesen Schwachkopf im Zaum zu halten, war mir jedes Mittel recht.

»Es gibt noch mehr? Von unserer Art? Wo?«

Ich lächelte bloß. »Sie können jederzeit auftauchen – und du wirst gar nichts merken, bis sie vor dir stehen. Viele von ihnen hätten dich an Ort und Stelle gepfählt. Du kannst von Glück sagen, dass ich dir die Chance gebe, dein Verhalten zu bessern, ehe sie dich besuchen kommen.«

»Was geht es denn sie an? Oder dich? Ich schade euch doch nicht. Wofür hältst du dich eigentlich, verdammt noch mal, dass du hier in meinen Laden spazierst und mir sagst, wie ich zu leben habe? Bist du eine Art Königsvampir in dieser Gegend?«

»Nur wenn es um Blödmänner geht. Sei kein Blödmann, Bürschchen. Du hast viele fabelhafte Jahre vor dir, so lange du rasch schlau wirst. Gordy macht es vielleicht nichts aus, wenn du den Laden weiter schmeißt, aber du hast wie alle anderen die Regeln zu befolgen.«

»Huh. Was kann er mir schon tun, wenn ich nicht will?«

»Er wartet einfach, bis die Sonne aufgeht – und den Rest kannst du dir sicher denken.«

Gordy spielte mit und starrte ihn mit ausdrucksloser Miene an. Wenn ihm danach war, hatte ich ihn als guten Kerl erlebt, aber er war auch ein Killer. Diese Seite zeigte er gerade.

Slaughter verzog das Gesicht, nickte jedoch mürrisch. Er verstand und glaubte alles nur zur Hälfte. »Also bezahle ich ihn wie jeder andere Penner, und dafür bringt er mich nicht um?«

»Das ist alles, worum es geht. Davon abgesehen lebst du wie ein ganz normaler Mensch und hältst dir die Nase sauber.«

»Wie soll ich denn normal leben? Das bin ich nicht!«

»Wenn ich damit ganz leicht durchkomme, kannst du es auch.«

»Warum sollte ich?«

»Denk darüber nach. Deine Antwort sagt dir dann, wie lange du leben wirst. Lass das Hypnotisieren sein, wenn du es nicht wirklich brauchst, um dein Leben zu retten; die Kopfschmerzen sind die Mühe nicht wert. Und hör auf damit, dich an Frauen zu vergreifen, wie du es bisher getan hast.«

»Ich muss doch essen!«

»Dann geh zu den Schlachthöfen wie wir anderen auch.«

»Was?«

»Da gibt es genug Schlachtvieh, oder hast du das noch nicht gemerkt? Die Tiere haben genug Blut, und es ist weniger riskant. Da kannst du alles bekommen, was du brauchst. Wenn du noch einmal eine Frau als Nahrung benutzt, dreh ich dir den Hals um. Und du weißt, dass ich dazu in der Lage bin.« Wenn das Gespräch auch nicht für alle Beteiligten zu ihrer Zufriedenheit verlief, machte Slaughter am Ende doch den Eindruck, als ob er sich in nächster Zeit benehmen werde. Widerwillig rückte er mit der ungefähren Stelle heraus, wo die Vampirin ihn benutzt und erschaffen hatte. Gordy und ich verließen den Club, stiegen in seinen großen Wagen und fuhren zu seinem eigenen Etablissement, dem *Nightcrawler Club.*

»Trau diesem Wiesel bloß nicht«, sagte ich.

»Auf keinen Fall«, stimmte er zu. »Von seiner Sorte habe ich schon genug gesehen. Er wird so lange mitspielen, bis er glaubt, dass er genug gelernt hat, und dann müssen wir aufpassen. Ich setze ein paar Leute auf ihn an, die ihn im Auge behalten, falls er putzig wird.«

»Oder zumindest, bis er sich an sein neues Leben gewöhnt hat. Die Verwandlung ist für jeden verdammt schwierig. Sie macht mir manchmal immer noch zu schaffen.«

»Ist keine Entschuldigung. Er bedeutet Ärger. Seine Sorte lernt nur schwer dazu. Manchmal nie.«

»Schon recht. Aber ich muss ihm eine Chance geben. In ihm sehe ich mich selbst, und es gefällt mir nicht. Wenn die Dinge anders gelaufen wären, hätte ich vielleicht jemanden wie mich gebraucht, der mir Vernunft einbläut.«

»Du gehst mit Slaughter zu leicht ins Gericht und mit dir selbst zu schwer. So dämlich wie er warst du nie.«

»Das wäre ich aber an seiner Stelle vielleicht auch gewesen. Was ist er denn schon? Ein armer *Schmuck,* der nie etwas hatte, und jetzt kann er alles haben, was er will. Ihm liegt die Welt zu Füßen, aber er weiß nicht, wie schwer sie sein kann.«

»Und du wusstest es, als es dir passierte?«

Ich schüttelte den Kopf. »Mich traf der Wechsel auf andere Weise. Ich hatte gewusst, was auf mich zukam, aber trotzdem machte ich Fehler, bei denen ich immer noch zusammenzucke, wenn ich an sie denke. Ich will Slaughter aufhalten, bevor er darüber stolpert.«

»Er ist schon gestolpert, du willst nur verhindern, dass er zu hart aufschlägt.«

Den restlichen Abend verbrachten wir in Gordys Büro, während er sich ans Telefon hängte und versuchte, die geheimnisvolle Lady zu finden. Da wir nicht wussten, wie sie hieß, und nur über eine

Beschreibung aus zweiter Hand verfügten, war unser Unterfangen ziemlich hoffnungslos, aber Gordy hatte in dieser Stadt mehr Augen als Argus. Wenn er nicht beim Mob gewesen wäre, hätte er einen fabelhaften Detektiv abgegeben.

»Und, was rausgefunden?«, fragte ich, nachdem ich von einer Runde an den Blackjacktischen im unteren Privatraum zurückkam. Ich hatte fünf Kröten verloren, aber das Spielen hatte mir Spaß gemacht. Früher oder später würde ich das Geld mit Zinsen zurückgewinnen.

Er hob eine große Hand etwa einen halben Zoll in die Höhe: sein Zeichen für Frustration. »Nichts. Mittlerweile kann sie schon längst in einem anderen Staat sein. Oder Slaughter hat sie sich ausgedacht.«

»Allzu fantasiebegabt kommt er mir nicht vor. Vielleicht hat er sie umgebracht.«

»Für die Annahme gibt es noch keinen Grund.«

»Nein, noch überhaupt keinen Grund.«

Ein paar Stunden vor dem Morgengrauen fuhr ich zu den Schlachthöfen hinaus. Sie sind schmutzig, und sie stinken, aber ich brauche ja nicht mehr zu atmen. Es gibt jede Menge Blut, das frei verfügbar ist, sozusagen frisch vom Hersteller. Ich speiste gut, und ich speiste reichlich.

Als ich mich von der Ader, die ich am Bein einer Kuh geöffnet hatte, wieder aufrichtete, sah ich Slaughter auf der anderen Seite des Einfriedungszaunes stehen. Ich hatte ihn nicht gehört; er musste unsichtbar herbeigeschwebt sein.

Er machte ein angewidertes Gesicht. »Wie kannst du das nur tun?«

»Es schmeckt gut.« Ich wischte mir den Mund mit einem Taschentuch ab.

»Für Leute wie uns gibt es besseres Zeug als das hier.«

»Und davon brauchen wir zu viel zu oft. Du würdest das Mädchen töten.«

»Dann nehme ich eben ein bisschen von vielen Mädchen. Sie brauchen es ja nicht zu wissen.«

»Das wäre Vergewaltigung.«

Er feixte. »Nicht, wenn man sie dazu bringt, es zu wollen.«

»Wenn du das machst, bist du kein echter Mann.«

»Sag mir nicht, dass du es nie versucht hast. Hast du jemals jemanden getötet? Sag mir nicht, dass du es nicht schon getan hättest.«

»Wegen Blut... habe ich noch niemanden getötet.« Er schnaubte und spuckte aus.

»Slaughter, warum legst du es eigentlich darauf an, die Leute so wütend zu machen, dass sie dir die Nase in den Schädel dreschen wollen?«

»Ein Geckenfrack wie du würde keine Minute gegen mich durchstehen.«

Er hatte die eigentliche Frage nicht verstanden. Enttäuschend, aber ich hatte es schon halb und halb erwartet. »Das Äußere kann täuschen.«

»Dann beweise es doch.«

So sehr ich ihm auch seine höhnische Visage auf den Rücken drehen wollte, brachte es doch nichts, wenn ich ihm den Gefallen tat. Wir waren gleich stark; es konnte so oder so ausgehen. Und unabhängig vom Ausgang würde ich die letzte Gelegenheit verspielen, ihm noch Vernunft beibringen zu können.

»Wir sind keine Feinde, Slaughter.«

»Ich glaube schon, dass wir das sind ... wegen dem, was wir sind.«

»Wir sind zwei Burschen, die in Kuhmist herumstehen.«

»Wir sind gottverdammte Vampire, du Hurensohn!«

»Na und?«

»Bist du bekloppt, oder was ist mit dir los? Was wir alles anstellen können – wir können diese Stadt in die Tasche stecken! Kapierst du das nicht?«

»Ach, seit der ersten Nacht, als ich wieder erwachte, war mir das klar, dann kam ich zu dem Schluss, dass ich den Ärger nicht brauche. Ich habe mein Stück von der Welt, es gibt mehr als genug für jedermann, und ich halte meine Nase sauber. Du solltest es ebenso machen.«

»Oder Übergangster Gordy kommt und verpasst mir Prügel?«

»Allmählich kommst du drauf.« Ich löste mich im Viehpferch auf und entstand nur einen Schritt von Slaughter entfernt neu. Diesmal war er weniger überrascht, machte aber immer noch ein böses Gesicht. Vielleicht hielt er mich für einen Angeber.

»Gordy muss mich erst einmal finden«, sagte er, als ob er sich selbst davon überzeugen wollte. »Niemand weiß, wo ich mich tagsüber verstecke.«

Ich lachte kurz auf. »Bist du dir da sicher? Davon könnte dein Leben abhängen. Tatsächlich hängt es bereits davon ab. Gib uns nur einen Anlass.«

» Gottverdammter Rinderlutscher.«

»Nicht drüber meckern, wenn du es noch nicht versucht hast.«

»Du kannst mich nicht dazu zwingen.«

»Du sollst es ja auch von dir aus tun. Ich bin doch keine Amme. Du glaubst, ich könnte dich nicht zwingen? Ich bin älter und stärker als du

...« Das war gelogen, aber für jeden glaubhaft, der *Dracula* gelesen hatte. »... ich würde nicht mal in Schweiß geraten ... aber ich versuche, dir etwas Respekt zu erweisen.«

Seien Augen blitzten auf. Schöpfte er Verdacht, oder hatte ich endlich den richtigen Nerv getroffen?

»Du hast es ziemlich schwer gehabt«, fuhr ich fort. »Ich rede jetzt nicht von deinem Leben vor der Verwandlung, sondern von dem, was geschah, nachdem du als Toter erwachtest. Du warst schlau genug, dir einiges zusammenzureimen und zu überleben. Das sagt mir, dass du auch schlau genug bist, um über die Runden zu kommen, ohne jemanden zu missbrauchen.«

»Und was geht dich das an?«

»Mir geht es um den Respekt vor einem anderen Blutsauger. Von uns laufen nicht allzu viele herum. Wir passen aufeinander auf. Ich bin bereit, dir den Rest von dem beizubringen, was du wissen musst, aber um es mal wie die Eierköpfe auszudrücken – ich kann Narren nicht ausstehen. Denke darüber nach. Wenn du zu dem Schluss kommst, dass du kein Narr bist, dann komm zu mir. Meistens bin ich im *Nightcrawler Club* zu finden; frage einfach nach Jack Fleming.«

Slaughter schwieg, aber er verzichtete auch auf sein höhnisches Grinsen, also buchte ich sein Verhalten als einen Fortschritt.

»Wir sehen uns dann«, sagte ich. Er stand zwischen mir und der Straße. Wenn ich an ihm vorbei ging, rempelte er mich vielleicht an oder versuchte anderweitig einen Kampf vom Zaun zu brechen. Das mochte möglicherweise ganz lustig werden, aber es war schon spät, und für diesen Abend hatte mein Anzug genügend Beanspruchung erfahren. Ich löste mich wieder auf und schwebte rasch von dannen. Ich ließ mich erst wieder entstehen, als ich die Pferche hinter mir gelassen und einen Teil des Gehwegs bewältigt hatte.

Er folgte mir. Eine graue, nur für meine Augen sichtbare Wolke sickerte durch den *Zaun,* glitt einen Moment lang unsicher hin und her und verfestigte sich dann in seine Gestalt. Bis dahin war ich in meinen Wagen gestiegen und fuhr davon. Ein Abschiedswinken schenkte ich mir.

Wie gewöhnlich erwachte ich genau bei Sonnenuntergang, aber nicht an meiner üblichen Schlafstelle, einer recht gut versteckten Zuflucht im Keller des Hauses, das meinem Partner Escott gehörte. Wegen Slaughter hatte ich mich jedoch davon fern gehalten und statt dessen in einem noch besseren Versteck in einem Tabakladen Unterschlupf gesucht. Es befand sich in einem obergeschossigen Lagerraum gleich neben dem Büro, von

dem aus Escott seine nicht gerade vor Kundschaft überquellende Detektei betrieb. Eine lange Kiste, die unter zahlreichen anderen langen Kisten vergraben war, gewährte mir tagsüber Schutz. Man kam nur durch den Laden darunter oder durch eine verborgene Schiebetafel in Escotts Hinterzimmer herein. Von letzterem Zugang wussten nur er und ich.

Ich ließ den kleinen Beutel mit meiner Heimaterde liegen, löste mich auf, floss durch die Wand und verfestigte mich in dem kleinen Badezimmer. Aus gewohnheitsmäßiger Vorsicht rührte ich mich nicht vom Fleck und lauschte. Das zahlte sich aus; jemand hielt sich im Büro auf. Er verhielt sich leise, doch wenn ich mich konzentriere, kann ich eine Mücke rülpsen hören.

Escott war es nicht; er erledigte außerhalb der Stadt etwas für einen Klienten. Ein weiterer Klient konnte es ebenfalls nicht sein. Ich hatte die Tür verschlossen, bevor ich mich zur Ruhe legte. Demnächst würde ich einen dicken Riegel vorlegen, um ungebetenen Gästen die Sache noch etwas schwerer zu machen.

Ich entschied mich zur Vorsicht, löste mich auf und schob mich hinter den unbekannten Eindringling. Geschah ihm ganz recht, wenn ich ihm eine Herzattacke verschaffte.

Meine in Grau gehaltene verschwommene Wahrnehmung gewann an Farbe und Gestalt, als ich mich langsam wieder verfestigte.

Bei dem Mann handelte es sich um Gordy. Seine massige Gestalt kauerte mit dem Rücken zu mir in einem der glücklicherweise solide gebauten Sessel vor Escotts Schreibtisch. Offenbar hatte sich etwas ergeben, sonst hätte er hier nicht auf mich gewartet. Normalerweise meldete er sich telefonisch nach Sonnenuntergang.

Und er hätte mich zu Hause angerufen. Er wusste nicht, dass ich hier war. Er wusste nichts von der Kiste über dem Laden.

Aber Slaughter wusste vielleicht Bescheid – falls er mir von den Schlachthöfen gefolgt war.

»Gordy?«

Er zuckte nicht zusammen. Gordy drehte sich wie eine Maschine um und richtete seine Waffe auf meine Brust. Seine Augen waren starr, seine Miene war seelenlos. Ich warf mich auf ihn und packte ihn am Arm. Der große 45er knallte zweimal los und schlug breite Krater in den Mörtel, bevor ich Gordy die Waffe entwinden konnte. Er versuchte sie wieder an sich zu bringen, aber ich verpasste ihm zur Ablenkung einen kräftigen Magenhaken und brüllte ihm seinen Namen ins Ohr.

Er klappte nicht sofort zusammen. Ich musste ihm noch eine runterhauen, diesmal stärker, aber das reichte dann auch. Er ging in die

Knie, langte jedoch immer noch verbissen nach der Waffe. Wieder brüllte ich ihn an, aber diesmal sah ich ihm in die Augen.

»Hör mir zu, verdammt!«

Er erstarrte.

»Wach auf, Gordy! Komm schon. Du kannst ihn nicht mehr hören.«

Er blinzelte und schüttelte den Kopf, als sei er betrunken, aber schließlich kehrte das Bewusstsein wieder zurück. »Jesses, Fleming – was zum Teufel...?«

Ich sackte zusammen. »Dieser gottverdammte, miese kleine Sch...« Der plötzliche Adrenalinstoß, der mir gerade ein Loch in den Schädel bohren wollte, entlud sich für kurze Zeit in einer Reihe farbenprächtiger Ausdrücke. Als ich mich wieder beruhigt hatte, entschuldigte ich mich bei Gordy, dass ich ihn so grob angefasst hatte.

»Schon in Ordnung«, erwiderte er und ließ sich vorsichtig auf dem Sessel nieder. »Du musstest vielleicht nicht gerade mit dem Vorschlaghammer ran. Ich will nur wissen, was los ist. Wie komme ich hierher?«

»Das kleine Wiesel hat dich in die Mangel genommen.«

»Erzähl mir keinen Blödsinn.«

»Er schickte dich hierher, damit du mir ein paar Löcher verpasst.« Ich zeigte ihm die Waffe.

Vorsichtig nahm er sie entgegen und schnupperte an der Mündung. Er besah sich die Löcher. Die würde ich zugipsen müssen, bevor Escott zurückkam. Offenbar hatte niemand den Krach gehört oder sich darum kümmern wollen.

»Weißt du, welchen Tag wir heute haben?«, fragte ich.

»Mittwoch.«

»Versuch's mal mit Donnerstagnacht.«

»Ich habe einen ganzen verdammten Tag verloren?« Sonst hob er nie die Stimme. Jeder andere hätte jetzt die Möbel zu Kleinholz verarbeitet. »Wie zum Donner...«

»Hypnose. Er hat deinen Verstand ganz schön durcheinander gewirbelt. Ich kann nachsehen, was da noch eingepflanzt ist, aber dazu müsste ich dich selbst vernebeln.«

Er dachte darüber nach. Und ließ sich Zeit damit. »Du lässt mich nicht wie eine Ente quaken, oder?«

»Mit meinen Freunden mache ich so etwas nicht.«

Sein Kopf ruckte leicht – ein Zeichen für seine Erheiterung – und er entspannte sich geringfügig. »Okay. Was soll ich tun?«

»Mache es dir einfach bequem ...«

Es dauerte nicht lange, bis ich die ganze Geschichte aus Gordy herausgeholt hatte. Slaughter war kurz nach unserem netten Plausch am Schlachthofzaun im *Nightcrawler* aufgetaucht. Er hatte Gordy entdeckt, ihn eingenebelt und angewiesen, einen Ort namens Agentur Escott aufzusuchen. Dort sollte er warten und mich dann umbringen, sobald ich am Abend auftauchte. Danach sollte er, als sei nichts geschehen, wieder zum *Nightcrawler* kommen. Slaughter würde dort auf ihn warten.

Ich sorgte dafür, dass Gordy sich an alles erinnerte, als ich ihn wieder aufweckte.

»Der kleine Mistkerl«, knurrte er. Ich konnte ihm nur beipflichten.

»Einfach, aber wirksam. Eventuell hätte man dich sogar hochgenommen, und du hättest noch nicht einmal gewusst, wofür. Willst du wetten, dass er sich schon ein paar neue Befehle für dich ausgedacht hat?«

»Mist ... Aber selbst wenn ich dich erschossen hätte, wärest du doch nicht tot. Oder?«

»Kugeln aus Metall tun scheußlich weh, aber sie reichen nicht aus; Slaughter weiß nicht, wie schwer wir umzubringen sind.«

»Dann sollten wir ihm zeigen, wie es gemacht wird.«

»Er könnte das Haus beobachten.«

»Verdammt.«

So kurz nach Sonnenuntergang war es wenig wahrscheinlich, aber das Risiko, dass Slaughter vielleicht einen zeitweiligen Ruheplatz in einem nahe gelegenen Dachboden oder Keller gefunden hatte, wollte keiner von uns beiden eingehen. Er war gleichzeitig mit mir aufgestanden und brauchte sich nur einen Aussichtspunkt zu suchen, um festzustellen, wie seine Gangster-Marionette sich schlug.

»Sieh mal raus«, sagte ich und deutete mit dem Kinn auf die Fenster.

Gordy spähte durch die Rollläden. »Nix zu sehen, was immer das auch nützt.«

»Keinen roten Heller. Wir müssen die Sache durchspielen, um sicherzugehen.«

»Wozu? Komm einfach mit, und wir nehmen ihn hops.«

»Er ist zu schwer einzufangen. Wenn er merkt, dass wir ihm auf die Schliche gekommen sind, taucht er unter – das kann sogar wortwörtlich passieren – verlässt die Stadt und nistet sich woanders ein. Und er wird morden, falls er es nicht schon getan hat. Du könntest sein nächstes Opfer sein. Vielleicht hypnotisiert er dich noch einmal. Offenbar mag er es, wenn die Leute nach seiner Pfeife tanzen.«

Gordy nickte grimmig. Das war durchaus möglich. »Kannst du etwas dagegen tun?«

Gordy fuhr selbst zum *Nightcrawler* zurück. Dass er seinen üblichen Fahrer und Schläger nicht mitgenommen hatte, war ein weiterer Hinweis auf Slaughters nicht allzu feinfühlige Einflussnahme. Ich empfahl mich etwas verstohlener durch den Tabakladen und schwebte unsichtbar an den letzten Kunden vorbei. Einer erschauderte, als ich ihm zu nahe kam und witzelte, dass wohl gerade jemand über sein Grab gelaufen sei. Ich fand dieses Sprichwort noch nie besonders lustig.

Ich schwebte hinaus und wehte durch die abendlich belebte Straße, bis ich etwa einen Block weiter eine Seitengasse entdeckte und mich dort wieder verfestigte. Ohne meinen Hut fühlte ich mich ein wenig nackt, aber wenn Slaughter das Büro aufsuchte und ihn nicht mehr auf dem Schreibtisch sah, roch er vielleicht Lunte. Für meine fehlende Leiche gab es jedoch eine Erklärung. Gordy würde ihm eben sagen, dass ich mich nach meinem Verscheiden in Luft aufgelöst habe. Dracula hatte es schließlich genauso gemacht. Ich hätte nie gedacht, dass ich für diese fantasievolle Fehlinformation noch dankbar sein würde.

Ich hielt ein Taxi an, ließ mich zum *Nightcrawler* bringen und stieg in der Gasse hinter dem Gebäude aus. Ich bezahlte den Fahrer, löste mich auf und glitt an der Hauswand hinauf. Ich zielte auf Gordys Privaträume und schob mich durch die Mauer. Es ist kein angenehmes Gefühl, durch Ziegel, Mörtel und Gips hindurchzurutschen, aber es ist immer noch besser als der spröde Widerstand von Glas.

Falls Slaughter mich in diesem Zustand entdeckte, war das Spiel aus. Ich konnte leider nicht feststellen, wo er war. Wahrscheinlich wartete er in Gordys Büro auf dessen Rückkehr und die Nachricht von meinem Tod. Gordy war der Meinung (und ich stimmte ihm darin zu), dass Slaughter im großen Sessel hinter dem Schreibtisch saß und danach gierte, alles übernehmen zu können. Slaughter hatte meine Position vermutlich falsch eingeschätzt und gedacht, dass ich den hiesigen Mob leite. Es fiel ihm gar nicht ein, dass ich Gordy vielleicht aus Freundschaft besuchen könnte. Slaughter würde mich entsprechend seiner eingeschränkten Weltsicht beurteilen; todsicher kannte er keine Freunde, nur Feinde und Menschen, die er beherrschen konnte.

Schließlich hatte ich anhand des Gespürs für meine Umgebung das Gefühl, dass ich dort angekommen war, wo ich hinwollte. Als ich mich verfestigte, schnaufte ich erleichtert. Ich befand mich in einem großen Kleiderschrank, und es war stockdunkel. Ohne den geringsten Lichtschimmer war ich genauso blind wie jeder andere in dieser Lage. Ich entzündete ein Streichholz und hob es vorsichtig an. Gordy war

sicher nicht darauf versessen, dass ich einen seiner Maßanzüge ankokelte.

Nach fünf Sekunden erlosch das Streichholz, und in der Zeit fand ich, was ich suchte: eine kurze abgesägte Schrotflinte, die oben in einem Schrankfach lag. Gordy hatte mir versichert, dass sie immer noch mit einigen von ihm erfundenen Spezialgeschossen geladen war. Wir hatten sie schon einmal gegen eine Vampirin eingesetzt, und die Erinnerung daran war keineswegs angenehm. Als sich meine Finger um das kühle Gewicht der Waffe legten, zitterten sie.

Holz kann uns echten Schaden zufügen und sogar töten. Man muss nur wissen, wie man es einsetzt, sei es nun ein Pfahl durch das Herz, eine Keule auf den Schädel oder kleine Holzperlen in einer Schrotpatrone. Letztere richten bei einem normalen Menschen vermutlich noch weniger Schaden an als Steinsalz, aber für Burschen wie mich und Slaughter bedeuten sie einen langsamen hässlichen Tod. Einfach beide Läufe gegen die Brust halten und abdrücken. Eine furchtbare Sauerei, aber wirksam.

Vielleicht war ich dazu nicht in der Lage. Ich hatte zuvor schon getötet – unabsichtlich, kaltblütig und in rasender Wut. Darauf war ich nicht stolz, und an jenen seltenen scheußlichen Tagen, wenn ich dumm genug war, meine Heimaterde nicht mehr rechtzeitig erreicht zu haben, fraßen sich die Albträume wie Säure durch mein wehrloses Hirn. Slaughter war ein übler Kunde, aber war er eine weitere Schramme an meinem schon recht abgenutzten Gewissen wert? Vielleicht hatte er nur einen ordentlichen Schrecken und etwas Verstand zum Einprügeln nötig. Damit hatte ich jedenfalls keine Probleme.

Aber Gordy wollte ihn tot sehen. Und in solchen Dingen hatte Gordy meistens Recht.

Zuerst würde ich mir Slaughter schnappen, dann würde ich entscheiden, was zu tun war.

Leichter gedacht als getan.

Mit flatternden Ohren öffnete ich die Schranktür. Es war alles ruhig, aber das Zimmer dahinter war Gordys Palastraum ähnliches Büro, und von dort hörte ich Aktivität, aber keine Gespräche. Ich quetschte mich gegen die Wand. Mindestens drei Personen, von denen zwei atmeten. Slaughter, Gordy und einer der Schläger? Da stimmte etwas nicht. Wir hatten unsere kleine Fete privat halten wollen. Slaughter musste einen dritten Gast eingeladen haben.

Dann stieß eine der atmenden Personen ein langes entzücktes Luststöhnen aus. Es kam von einer Frau, und ich glaubte zu begreifen,

was da vor sich ging. Im Geben und im Nehmen hatte ich diese Lust selbst schon genossen.

Ich umklammerte die Schrotflinte und schob mich unsichtbar durch das Mauerwerk. Als ich wieder entstand, ließ der Schock mich einen Moment lang erstarren.

Slaughter lag auf der Couch über einem der Zigarettenmädchen. Er hatte das Oberteil ihres kurzen Kostüms heruntergerissen und den Mund fest und gierig in ihrer weichen Halsgrube vergraben. Ihr Gesicht war mir zugewandt, und es leuchtete in der Verzückung des Sterbens. Die Augen waren geschlossen, und ihre Arme lagen fest um ihn. Sie stöhnte wieder, und der Laut wurde zu einem Seufzen.

Auf der anderen Seite des Zimmers stand Gordy und ließ die Hände wie ein Soldat in Habachtstellung herunterhängen. Er hätte den Anblick gar nicht wahrnehmen sollen, aber seine Miene spiegelte schreckliches Begreifen wider. Er sollte zusehen, und er sollte nichts unternehmen können. Er sah mich an, und in seinen weiß umrandeten Augen lagen Hoffnung und Wut.

Ich konnte Slaughter nicht erschießen, ohne das Mädchen in Gefahr zu bringen. Aber ich musste rasch etwas unternehmen, bevor er sie aussaugte. Ich musste ihn an Ort und Stelle festhalten, damit er nicht verschwand. Auf Gordys Schreibtisch lag ein Brieföffner aus Metall mit einer schmalen Klinge, die zerbrechlich und nicht besonders scharf war, aber mit genügend Wucht dahinter konnte sie nützlich sein.

Ohne besonders leise zu sein, tauschte ich die Schrotflinte rasch gegen den Brieföffner und rannte auf Slaughter zu, als er auf das Geräusch reagierte und den Kopf hob. Die untere Gesichtshälfte war blutverschmiert. Das Weiße in seinen Augen war von seiner Speisung blutrot unterlaufen und leuchtete auf, als er überrascht die Augen aufriss.

Mit aller Kraft stieß ich ihm die Klinge in die Seite.

Er kreischte auf vor Wut und Qual, kam stolpernd auf die Beine und griff mit beiden Händen an die Wunde. Ich packte ihn oberhalb der Handgelenke und versuchte sie ihm auf den Rücken zu drehen. Das Metall in seinem Leib hinderte ihn an der Auflösung, aber er konnte mir immer noch einen teuflischen Kampf liefern. Wir taumelten durch das Zimmer und zerlegten dabei die Möbel. Ich hielt ihn beschäftigt und wartete darauf, dass Gordy sich aus seinem Bann löste und sich die Waffe schnappte. Über Slaughters Kreischen brüllte ich Gordys Namen; hoffentlich wirkte es. Als ich wieder herumwirbelte, stand er immer noch wie angewurzelt da.

Slaughter schaffte es, an den Brieföffner zu kommen, und zog ihn halb heraus. Ich drosch ihm die Faust seitlich an den Schädel. Jeder andere

Mensch wäre mit eingedrückter Hirnschale zu Boden gegangen, aber der hier nicht. Er wurde langsamer, aber er versuchte immer noch, sich loszureißen.

Ich zerrte ihn zum Schreibtisch, zur Schrotflinte.

Mit einem Aufbrüllen warf er sich in dieselbe Richtung, um mich aus dem Gleichgewicht zu bringen. Ich war nur den Umgang mit normalen Menschen gewöhnt, nicht mit jemandem, der ebenso stark war wie ich. Er riss einen Arm los und verpasste mir einen harten Schlag in den Magen, der mich aufgrunzen ließ, dann warf er sich über das Gewehr.

Er wand den anderen Arm aus meinem Griff, packte die Waffe. Ich versuchte ihn in einen Doppel-Nelson zu nehmen, aber er drehte uns wie ein unbeholfenes Tanzpärchen herum, bis er Gordy im Blickfeld hatte.

»Lass mich los, oder ich lege ihn um!«, fauchte Slaughter. Die Läufe zeigten auf die Brust meines Freundes.

Er meinte es ernst; das sah ich in Gordys Blick. Ich löste den Ringergriff und packte Slaughters Kopf mit beiden Händen. Dann drehte ich ihn mit einem heftigen Ruck herum. Ich hatte so etwas noch nie gemacht. Ich wusste nicht einmal, ob es bei Slaughter wirken würde.

Aber ich hörte und spürte das scheußliche nasse Krachen von Knochen und Knorpel. Slaughter gab ein gurgelndes Geräusch von sich, bei dem einem schlecht werden konnte, und wurde zu einem toten Gewicht.

Ich ließ ihn fallen. Er sackte schlaff in sich zusammen und grunzte ein letztes Mal, als die Luft aus seiner Lunge strömte. Er lag auf dem Bauch, aber sein Kopf saß verkehrt herum, und seine blutroten Augen starrten mich an.

»Jesses.« Gordy erschauerte und nahm eine normale Haltung ein. »Herrje, dieser Schweinehund ...«

Erleichtert sackte ich einen Augenblick lang in mich zusammen, bevor ich rasch die Flinte unter Slaughter hervorzerrte.

Gordy trat näher und starrte auf ihn herunter. Ich hatte ihn noch nie wütend gesehen. Er hatte seine Gefühle stets hinter einem steinernen Äußeren verborgen. Diesmal nicht. In Erwartung einer Explosion trat ich ein paar Schritte zurück. Er hatte weiß Gott allen Anlass dazu. Während ich nach dem Mädchen sah, starrte er scheinbar lange Zeit auf Slaughter herunter, dann richtete er sich auf und kam zu mir.

»Ist sie in Ordnung?«

Seine Stimme klang so ruhig wie immer, aber ich hörte seinen dröhnenden Herzschlag, der für meine Ohren den Raum zu füllen schien. Ich presste ein sauberes Taschentuch gegen ihre Halswunden. Sie waren größer, als sie hätten sein müssen, und bluteten immer noch. In seiner

Gier hatte Slaughter zwar nichts Lebenswichtiges aufgerissen, aber das war eher Zufall als Absicht gewesen

»Sie braucht einen Arzt, aber sie sollte wieder auf die Beine kommen.«

»Da weiß ich jemanden«, sagte Gordy. »Der Bursche da. Ist er tot? Ganz tot?«

Ich konnte es nicht sagen; weder Herz noch Lunge arbeiteten. Ich hatte mich auch schon ein paar Mal tot gestellt und war auch als anständige Leiche durchgegangen. Slaughter tat vielleicht gerade das Gleiche. Oder aber er konnte sich wegen seiner Verletzungen nicht bewegen und sich durch das Messer, das immer noch in ihm steckte, nicht auflösen und dadurch heilen. In dieser Lage hatte ich mich ebenfalls schon befunden, und die grauenhafte Hilflosigkeit war daran das Schlimmste. Man kann nur noch stumme Schreie ausstoßen, bis der Wahnsinn eine Art Erleichterung bringt, bis endlich der Tod eintritt. Wir tun uns schwer mit dem Sterben. Vielleicht ist das der Preis, den wir für das neue Leben zahlen, nachdem wir den Tod beim ersten Mal betrogen haben.

»Ich weiß es nicht«, sagte ich. »Es gibt Mittel und Wege, es sicherzustellen.«

»Das stellen wir sehr sicher.«

Gordy ließ einen Arzt kommen, der den Grund für die seltsame Verletzung des Mädchens wissen wollte. Gordy sagte ihm, dass ein Kunde erst frech geworden und dann durchgedreht sei und sie gebissen habe. Das entsprach ja auch einigermaßen der Wahrheit. Er sagte auch, dass man sich um den Kunden gekümmert habe und er nicht wiederkommen werde.

Ich musste mich später noch unter vier Augen mit dem Mädchen unterhalten, damit sie sich nur an das erinnerte, was wir sie wissen lassen wollten; aber vorher hatten Gordy und ich noch etwas anderes zu tun.

Er wusste, wie man unbequeme Leichen loswerden konnte. Ich hatte ihn nur einmal auf einem entsprechenden Ausflug begleitet, als wir uns um die Leiche einer Vampirin hatten kümmern müssen. Diesmal wollte ich ihn begleiten, um sicherzugehen, dass die Leiche nicht plötzlich wieder zum Leben erwachte.

Eine Stunde später, nach einem verstohlenen Telefongespräch zwecks Organisation eines Lastwagens und eines Bootes, waren wir unterwegs. Slaughters Leiche sollte so weit auf den See hinausgebracht werden, dass sogar die Fische ihn kaum finden würden.

Gordy und ich fuhren auf der Ladefläche des Lasters mit. Zwischen uns lag ein Teppichbündel. Seine Leute würden noch etwa zweihundert Pfund Ketten und Gewichte darum wickeln, aber erst, wenn sie die Last auf das Boot verfrachtet hatten.

Durch die kleinen Fenster in den Lastwagentüren sickerte etwas Licht hinein; Gordy konnte kaum etwas sehen, aber für mich reichte die Beleuchtung völlig aus. Er wirkte jetzt viel ruhiger, beinahe zufrieden. »Mir fiel gerade etwas ein«, sagte er.

»Ach ja?«

»Du sagtest Slaughter, dass du ihm den Hals umdrehen würdest, wenn er noch ein Mädchen auf seine Weise vernascht. Ich wusste gar nicht, dass es dir damit ernst war.«

»Ich auch nicht.«

»Vielleicht sollten wir ihm den Kopf ganz abtrennen. Nur um sicherzugehen.«

»Warte damit, bis wir auf dem Boot sind. Das kann man leichter sauber machen.«

»Stimmt.«

»Du hattest die Waffe in Bereitschaft«, stellte ich fest. Ich hatte die Schrotflinte immer noch bei mir und spielte Leibwächter. »Mit den Holzkugeln in den Patronen und allem Drum und Dran.«

»Stimmt.«

»Warum?«

»Für den Fall, dass du Mist bauen würdest«, sagte er, ohne rot zu werden.

»Okay.« Nun, wenigstens war er ehrlich. »Ich werfe es dir nicht vor. Bastarde wie Slaughter verschaffen Vampiren einen schlechten Ruf.«

Gordys Kopf ruckte. Gelächter. Dann wurde er wieder ernst. »Da ist immer noch eine unterwegs. Diejenige, die ihn erschaffen hat... wenn er die Wahrheit gesagt hat!«

»Ja.« Ich stieß Luft aus und starrte durch die kleinen Türfenster in die Nacht. Kein Mond. Selbst für mich war es dunkel. »Also gut ... was hast du für den Rest der Nacht noch vor?«

BRIAN STABLEFORD

Der Mann, der die Vampirfrau liebte

Ein Mann, der eine Vampirfrau liebt,
stirbt vielleicht nicht früh, aber er kann nicht ewig leben.
Walachisches Sprichwort

Es war der dreizehnte Juni im Jahr des Herrn 1623. Groß-Normandie erfreute sich einer vorzeitigen Schönwetterperiode, und die Sonne tauchte die Straßen Londons in ihr warmes Licht. Überall standen Gruppen von Leuten herum, und im Hafen tummelten sich die Schiffe, von denen drei erst am heutigen Tag eingetroffen waren. Eines dieser Schiffe, die *Seeschwalbe,* kam aus dem Reich der Mohren und hatte Waren aus dem Herzen Afrikas geladen – Elfenbein und die Häute exotischer Tiere. Man munkelte von geheimnisvolleren, wertvolleren Waren, von Juwelen und Zaubersprüchen; aber solche Gerüchte begleiteten die Ankunft jedes Schiffes aus einem entlegenen Teil der Welt. Bettler und Straßenjungen, unter denen sich so etwas immer in Windeseile herumsprach, hatten sich zu den Docks aufgemacht und belagerten jeden Seemann, der sich auf der Straße sehen ließ. Sie fieberten mindestens so sehr nach Klatsch wie nach Kleingeld. Es schien, als seien die einzigen Gesichter, in denen sich nicht freudige Erwartung spiegelte, die der abgeschlagenen Köpfe auf den Spießen über dem Southwark Tor. Aber der Tower von London blieb unberührt von all diesem Gewimmel. Seine hoch aufragenden und Ehrfurcht gebietenden Türme erhoben sich so weit von den Straßen entfernt, dass sie zu einer ganz anderen Welt gehörten.

Edmund Cordery, der erste Mechanicus am Hof des Erzherzogs Girard, justierte den kleinen konkaven Spiegel an der Messingapparatur, die auf seiner Werkbank stand, bis er die Strahlen der Nachmittagssonne auffing und das Licht durch ein System von Linsen leitete.

Er wandte sich ab und bedeutete seinem Sohn Noell, seinen Platz einzunehmen. »Sag mir, ob alles in Ordnung ist«, bat er müde. »Ich kann meine Augen kaum noch auf einen Punkt fixieren, geschweige denn auf die Apparatur.«

Noell schloss sein linkes Auge und sah mit dem anderen durch das Mikroskop. Er drehte an dem Rädchen und verstellte die Höhe des Trägers. »Es ist perfekt«, sagte er. »Was ist das?«

»Der Flügel einer Motte.« Edmund musterte die polierte Tischplatte, um zu sehen, ob die anderen Objektträger für die Demonstration bereit waren. Die Aussicht auf einen Besuch der Lady Carmilla hatte ihn in eine zwiespältige Stimmung versetzt, die er an sich nicht mochte. Sie hatte ihn äußert selten in seinem Labor aufgesucht, selbst früher. Sie hier zu sehen – in seinem privaten Reich, wie man *so* sagt – würde zwangsläufig Erinnerungen wachrufen, stärkere als jene, die geweckt wurden, wenn er kurze Blicke auf sie in den öffentlichen Teilen des Towers oder bei offiziellen Anlässen erhaschte.

»Die Probe mit dem Wassertropfen ist noch nicht fertig«, mahnte Noell.

Edmund schüttelte den Kopf. »Ich werde zur rechten Zeit eine frische Probe vorbereiten. Lebendige Dinge sind empfindlich, und die Welt, die in einem Wassertropfen existiert, vergeht nur zu schnell.«

Er stellte einen Schmelztiegel zur Seite, außer Sicht hinter einer Reihe von Gläsern. Es war unmöglich – und sinnlos – seinen Arbeitsplatz aufzuräumen, aber ihm erschien es wichtig, einen gewissen Anschein von Ordnung und Gleichmaß zu demonstrieren. Damit er nicht in Versuchung kam, weiter nervös mit seinen Utensilien zu hantieren, ging er zum Fenster und sah auf die glitzernde Themse und den seltsamen grauen Schimmer hinaus, den die Schieferdächer der Häuser auf der anderen Seite abstrahlten. Aus dieser Höhe wirkten die Menschen unter ihm winzig; sein Aussichtspunkt hier befand sich sogar höher als das Kreuz auf der Kirchturmspitze am Ledermarkt. Edmund war kein frommer Mann, aber er war so nervös, so aufgewühlt, dass der Anblick des religiösen Symbols ihn dazu veranlasste, sich zu bekreuzigen und den rituellen Spruch zu murmeln. Noch während er das tat, verfluchte er sich für sein kindisches Verhalten.

Ich bin vierundvierzig Jahre alt und ein Mechanicus, dachte er. *Ich bin nicht mehr der junge Mann, der sich der Liebesgunst einer Lady erfreute, und es gibt keinen Grund für diese alberne Nervosität.*

Er stellte sich bei seiner Einschätzung der einstigen Beziehung absichtlich in ein schlechtes Licht. Es war nicht allein die Tatsache, dass er einmal Carmillas Geliebter gewesen war, die ihn nervös machte. Da war auch das Mikroskop und das Schiff aus dem Land der Mohren. Er hoffte, dass das Verhalten der Lady ihm verraten würde, ob er tatsächlich einen Grund für seine Furcht hatte.

Dann öffnete sich die Tür und die Lady trat ein. Sie drehte sich halb um und bedeutete ihrem Begleiter mit einer kleinen Handbewegung, ihr nicht in das Labor zu folgen. Der Mann zog sich zurück und schloss die Tür. Sie war allein, ohne einen Freund oder Günstling an ihrer Seite. Sie kam vorsichtig durch den Raum und hob den Saum ihres Kleides ein wenig, obwohl der Boden gar nicht staubig war. Ihr Blick huschte von einer Seite zur anderen und erfasste die Regale, die Tiegel, den Ofen und die zahllosen Apparaturen der Handwerkskunst. Einem Normalsterblichen würde das hier alles bedrohlich erscheinen, durchsetzt vom Hauch des Ketzerischen, aber ihre Haltung war kühl und kontrolliert. Sie blieb vor dem Messinggerät stehen, das Edmund vor kurzem fertig gestellt hatte, warf jedoch nur einen kurzen Blick darauf, bevor sie Edmund direkt ins Gesicht sah.

»Ihr seht gut aus, Meister Cordery«, sagte sie ruhig. »Aber ihr seid so blass. Ihr solltet Euch nicht in Eure Räume verkriechen, jetzt, wo der Sommer in der Normandie Einzug gehalten hat.«

Edmund verbeugte sich knapp, hielt aber ihrem Blick stand. Sie hatte sich nicht im Geringsten verändert seit den Tagen, als er sie näher gekannt hatte – natürlich nicht. Sie war sechshundert Jahre alt – kaum jünger als der Erzherzog – und die Jahre hatten keine Macht über ihr Aussehen. Ihr Teint war viel dunkler als der seine, ihre Augen von einem lebhaften Braun und ihr Haar nachtschwarz. Er hatte seit vielen Jahren nicht mehr so eng neben ihr gestanden, und er konnte die Flut der Erinnerungen nicht eindämmen, die auf ihn eindrangen. Für sie stellte sich die Wiederbegegnung anders dar: Sein Haar war jetzt grau, seine Haut faltig; er musste ihr als vollkommen veränderte Person erscheinen. Aber als er ihrem Blick begegnete, schien es ihm, dass auch sie sich erinnerte, und offenbar nicht ohne Wohlwollen.

»Mylady«, sagte er mit relativ sicherer Stimme, »darf ich Euch meinen Sohn und Gehilfen vorstellen: Noell.«

Noell verbeugte sich weit tiefer als sein Vater und errötete vor Verlegenheit.

Die Lady Carmilla schenkte dem Jungen ein Lächeln. »Er hat Euer Aussehen, Master Cordery«, sagte sie - ein beiläufiges Kompliment.

Sie wandte ihre Aufmerksamkeit wieder dem Gerät zu: »Die Angaben des Konstrukteurs entsprechen der Wahrheit?«

»Ja, das tun sie«, antwortete er. »Das Instrument ist wirklich erstaunlich. Ich würde den Mann sehr gern kennen lernen, der es erfunden hat. Eine bemerkenswerte Erfindung – obwohl sie die Fähigkeiten meines Linsenschleifers doch sehr auf die Probe gestellt hat. Ich glaube, wir könnten ein besseres Gerät herstellen, wenn wir sehr viel mehr

Sorgfalt und Mühe darauf verwenden. Dies hier ist nur ein armseliges Beispiel, wie es bei einem ersten Versuch zu erwarten steht.«

Die Lady Carmilla ließ sich an der Werkbank nieder, und Edmund zeigte ihr, wie sie das Auge auf das Instrument richten musste, und wie man das Justierrad und den Spiegel einstellte. Sie zeigte Überraschung beim Auftauchen des vergrößerten Mottenflügels, und Edmund präsentierte ihr die Reihe von vorgefertigten Proben, die andere Teile von Insektenkörpern und Aufschnitte der Stängel und Samenkapseln von Pflanzen zeigten.

»Ich brauche ein schärferes Messer und eine sicherere Hand, Mylady«, erklärte er. »Das Gerät zeigt, wie unbeholfen meine Schnitte sind.«

»Aber nein, Master Cordery«, versicherte sie höflich. »Das ist alles sehr eindrucksvoll. Aber man hatte uns gesagt, dass man noch interessantere Dinge beobachten könne. Lebendige Dinge, die zu klein für das gewöhnliche Auge sind.«

Edmund verbeugte sich entschuldigend und erklärte den Sachverhalt bei der Vorbereitung einer Wasserprobe. Er holte einen neuen Träger und benutzte eine Pipette, um einen Tropfen aus einem Krug mit schmutzigem Flusswasser zu entnehmen. Geduldig half er der Lady, die Probe nach winzigen Kreaturen zu durchsuchen, die für das nackte Auge nicht sichtbar waren. Er zeigte ihr ein Tierchen, das schwebte, als sei es selbst halb flüssig, und noch kleinere Geschöpfe, die sich mit Hilfe von kleinen Fühlern fortbewegten.

Sie war angemessen beeindruckt und beobachtete die Wesen geraume Zeit, wobei sie ganz sacht die Probe mit ihren bemalten Fingernägeln bewegte. Schließlich fragte sie: »Habt Ihr Euch auch andere Flüssigkeiten angesehen?«

»Was für Flüssigkeiten?«, fragte er, obwohl ihm der Sinn der Frage klar war und seine Befürchtungen anstachelte.

Sie war nicht gewillt, um den heißen Brei herumzureden: »Blut, Master Cordery«, sagte sie sanft. Ihre frühere Bekanntschaft mit ihm hatte sie gelehrt, seine Intelligenz zu achten, und in gewisser Weise bedauerte er das jetzt.

»Blut gerinnt sehr schnell«, erklärte er. »Ich konnte keine zufriedenstellende Probe herstellen. Das würde eine außergewöhnliche Geschicklichkeit erfordern.«

»Dessen bin ich mir sicher«, erwiderte sie.

»Noell hat Zeichnungen von vielen der Dinge gemacht, die wir angesehen haben«, meinte Edmund. »Möchtet Ihr sie sehen?«

Sie akzeptierte den Themenwechsel und bedeutete, es sei ihr genehm. Sie ging zu Noells Arbeitsplatz hinüber und durchblätterte die

Zeichnungen, wobei sie dann und wann aufblickte, um den Jungen für seine Fähigkeiten zu loben. Edmund stand daneben und erinnerte sich, wie gut er einst ihre Launen und Wünsche hatte einschätzen können. Er bemühte sich, mit diesem Wissen zu bestimmen, was sie gerade dachte. Etwas in einem der versonnenen Blicke, die sie Noell zuwarf, versetzte Edmund einen eisigen Stich. Seine existentiellen Befürchtungen wurden für den Augenblick verdrängt von einer Angst um seinen Sohn, oder vielleicht auch durch simple Eifersucht. Er verfluchte sich erneut für seine Schwäche.

»Darf ich diese Zeichnungen mitnehmen, um sie dem Erzherzog vorzulegen?«, fragte die Lady Carmilla. Die Frage war an Noell gerichtet und nicht an seinen Vater. Der Junge nickte. Er war immer noch zu verlegen, um eine angemessene Antwort zu geben. Sie nahm ein paar der Zeichnungen und rollte sie zusammen.

Dann drehte sie sich um und sah Edmund erneut an: »Wir sind sehr an diesem Instrument interessiert. Wir müssen sorgfältig überlegen, ob wir Euch nicht weitere Gehilfen zuweisen sollen, um die Fertigkeiten zu fördern, die für Fortschritte auf diesem Gebiet notwendig sind. Währenddessen dürft Ihr zu Euren üblichen Tätigkeiten zurückkehren. Ich werde jemanden vorbeischicken, der das Instrument abholt, damit der Erzherzog es sich selbst ansehen kann. Euer Sohn zeichnet sehr gut, und das muss gefördert werden. Ihr und er dürft mich in meinen Räumen am nächsten Montag besuchen; wir werden um sieben Uhr speisen, und Ihr könnt mir alles über Eure neuesten Arbeiten berichten.«

Edmund verbeugte sich, um sein Einverständnis zu signalisieren – schließlich war dies ein Befehl und keine Einladung. Er ging schnell zur Tür, um diese für die Lady zu öffnen. Sie wechselten noch einen kurzen Blick, als sie an ihm vorbeischritt.

Als sie gegangen war, war es, als weiche eine Last von ihm; er fühlte sich gelöst und leer. Als er die – jetzt sehr wahrscheinliche -Möglichkeit bedachte, dass sein Leben in Gefahr sein könnte, fühlte er sich seltsam distanziert und abgehoben.

Nachdem die Dämmerung der Dunkelheit gewichen war, entzündete Edmund eine einzelne Kerze auf seiner Werkbank, saß dort und starrte in die Flamme, während er dunklen roten Wein aus einer Flasche trank. Er sah nicht auf, als Noell den Raum betrat. Der Junge zog einen Stuhl heran und setzte sich. Edmund bot ihm die Flasche an. Noell nahm sie, nippte aber nur leicht.

»Bin ich jetzt alt genug zum Trinken?«, bemerkte er trocken.

»Du bist alt genug«, versicherte Edmund. »Aber hüte dich vor Maßlosigkeit, und trinke nie allein. Ein Rat, den jeder Vater gibt, wie ich annehme.«

Noell streckte den Arm über die Werkbank aus, bis er mit schlanken Fingern sanft über den Schaft des Mikroskops streichen konnte.

»Wovor hast du Angst?«, fragte er.

Edmund seufzte: »Auch dazu bist du alt genug, schätze ich?«

»Ich glaube, du solltest es mir sagen.«

Edmund blickte auf das Messinggerät und sagte: »Es wäre besser, Dinge wie diese Apparatur geheim zu halten. Ich vermute, dass irgendein menschlicher Mechanicus in seiner Begierde, vor seinen Vampirherren gut dazustehen, das hier stolz wie ein Gockel präsentiert hat. Ohne über sein Tun nachzudenken. Aber das war wohl unvermeidlich, jetzt, wo das Spielen mit Linsen so in Mode gekommen ist.«

»Du wirst noch für Augengläser dankbar sein, wenn dein Augenlicht schwindet«, meinte Noell. »Ich sehe wirklich nicht, was an diesem neuen Spielzeug gefährlich sein soll.«

Edmund lächelte. »All dieses neue Spielzeug. Uhren, mit denen man die Zeit messen kann. Mühlen, um das Getreide zu mahlen. Linsen, um die Sicht zu verbessern. Von menschlichen Handwerkern gefertigt, zum Vergnügen ihrer Herren. Ich glaube, es ist uns schließlich gelungen, den Vampiren zu zeigen, wie schlau wir doch sind – und wie viel mehr als das, was wir bereits wissen, man wissen kann.«

»Du meinst, die Vampire beginnen, uns zu fürchten?«

Edmund nahm einen Schluck aus der Flasche und reichte sie an seinen Sohn weiter. »Ihre Herrschaft basiert auf Furcht und Aberglauben«, erwiderte er leise. »Sie sind sehr langlebig, werden nur leicht von Krankheiten geschwächt, die für uns tödlich sind und verfügen über unglaubliche Regenerationsfähigkeiten. Aber sie sind nicht unsterblich, und im Vergleich zu den Menschen sind sie nur eine winzige Minderheit. Unsere Furcht vor ihnen garantiert ihre Sicherheit, aber Furcht basiert auf Unkenntnis, und hinter dem Hochmut und der Arroganz der Vampire lauert die nagende Angst, was passieren wird, wenn die Menschen jemals ihren abergläubischem Respekt vor den Vampiren verlieren. Sie sterben nur sehr schwer, aber deswegen fürchten sie den Tod keinen Deut weniger.«

»Es hat schon Rebellionen gegen die Herrschaft der Vampire gegeben. Sie sind alle gescheitert.«

Edmund nickte zustimmend. »In Groß-Normandie leben drei Millionen Menschen und weniger als fünftausend Vampire. Im ganzen Imperium von Gaul gibt es nur vierzigtausend Vampire, und ungefähr

genauso viele im Imperium von Byzanz. Man weiß nicht genau, wie viele im walachischen Khanat und im Reich der Mitte leben, aber das können nicht viel mehr sein. In Afrika dürften ungefähr drei- bis viertausend Menschen auf einen Vampir kommen. Wenn die Leute sie nicht mehr als Dämonen oder Halbgötter sehen würden, als unbezwingbare Kräfte des Bösen, dann wäre ihr Imperium sehr schwach. Die Jahrhunderte, die sie leben, verleihen ihnen Weisheit, aber die Langlebigkeit scheint auf Kosten des kreativen Denkens zu gehen. Sie lernen, aber sie erfinden nichts. Die Menschen bleiben die wahren Meister in der Kunst und in der Wissenschaft, und damit in den Kräften des Wandels. Die Vampire haben versucht, das zu kontrollieren - es zu ihrem Vorteil zu nutzen - aber es bleibt etwas, dass an ihnen nagt.«

»Aber sie haben Macht«, meinte Noell. »Sie sind *Vampire.«*

Edmund hob die Achseln: »Ihre Langlebigkeit ist real – ebenso ihre Regenerationskräfte. Aber ist der Grund dafür wirklich Magie? Ich weiß nicht sicher, ob ihre Zaubersprüche und Zeremonien eine Wirkung haben, und ich glaube, nicht einmal sie selbst sind sich da sicher – sie klammern sich an ihre Rituale, weil sie es nicht wagen, sich von ihnen zu lösen. Aber wo die Macht, die einen Menschen in einen Vampir verwandelt, wirklich herkommt, das weiß niemand. Vom Teufel? Ich persönlich glaube das nicht. Ich glaube nicht an den Teufel – ich glaube, es ist etwas im Blut. Ich glaube, der Vampirismus ist so etwas wie eine Krankheit - aber eine Krankheit, die den Menschen stärker macht, statt ihn zu schwächen; die ihn gegen den Tod immun macht, statt ihn umzubringen. Wenn das der Grund ist – verstehst du jetzt, warum Carmilla gefragt hat, ob ich mir unter dem Mikroskop Blut angesehen habe?«

Noell starrte das Mikroskop eine ganze Weile an und grübelte über die Idee. Dann lachte er.

»Wenn wir alle Vampire werden könnten«, sagte er leichthin, »dann müssten wir gegenseitig unser Blut saugen.«

Edmund hatte keinen Sinn für diese Form der Ironie. Für ihn waren die Auswirkungen, welche die Aufdeckung des Geheimnisses der Vampirnatur mit sich bringen würde, viel unmittelbarer und äußerst bedrohlich.

»Es ist falsch, dass sie das Blut von Menschen saugen *müssen«,* erklärte er dem Jungen. »Es ernährt sie nicht. Es bereitet ihnen ... eine Art von Lust, die wir nicht verstehen. Und es ist ein Teil des Geheimnisses, das sie so schrecklich macht ... und deswegen so mächtig.« Er hielt aus Verlegenheit inne. Er wusste nicht, inwieweit Noell über die Quelle seiner Informationen Bescheid wusste. Er und

seine Frau redeten nie über die Zeit seiner Affäre mit Carmilla, aber man konnte nicht verhindern, dass Gerüchte und Klatsch an die Ohren des Jungen drangen.

Noell nahm wieder die Flasche, und diesmal trank er einen größeren Schluck. »Ich habe gehört, dass auch die Menschen ihre Lust darin finden ... dass ihr Blut getrunken wird.«

»Nein«, antwortete Edmund ruhig, »das stimmt nicht. Es sei denn, man meint die geringe Lust, die es einem bereitet, wenn man sich für etwas opfert. Die Lust, die ein menschlicher Liebhaber durch eine Vampirfrau erfährt, ist die gleiche, die er auch durch eine menschliche Frau erleben würde. Vielleicht ist es für die Frauen anders, die sich mit Vampirmännern abgeben, aber ich vermute, es ist nur die Erwartung, sie könnten eventuell selbst zu Vampiren werden.«

Noell zögerte und hätte vielleicht das Thema gewechselt, aber Edmund stellte plötzlich fest, dass er jetzt darüber reden wollte. Der Junge hatte ein Recht, die Wahrheit zu erfahren, und vielleicht würde das eines Tages sogar lebenswichtig für ihn sein.

»So ganz stimmt das nicht«, korrigierte er sich selbst. »Als die Lady Carmilla mein Blut saugte, hat mir das Lust bereitet, auf eine bestimmte Weise. Es gefiel mir, weil es ihr gefiel. Es besteht ein Reiz darin, eine Vampirfrau zu lieben, der sich von dem unterscheidet, wenn man eine gewöhnliche Frau liebt ... auch wenn die Chance, dass der Geliebte einer Vampirfrau selbst zu einem Vampir wird, so klein ist, dass man sie vernachlässigen kann.«

Noell wurde rot, weil er nicht wusste, wie er auf diesen Vertrauensbeweis seines Vaters reagieren sollte. Schließlich beschloss er, es sei das Beste, ein rein akademisches Interesse zu heucheln.

»Warum gibt es viel mehr Vampirfrauen als männliche Vampire?«

»Das weiß niemand so genau. Jedenfalls kein Mensch. Ich kann dir sagen, was ich glaube – was ich mir aus Gerüchten und meinen eigenen Erfahrungen zusammengereimt habe, aber du solltest nicht vergessen, dass es gefährlich ist, über so etwas nachzudenken, geschweige denn, darüber zu reden.«

Noell nickte.

»Die Vampire machen aus ihrer Vergangenheit ein Geheimnis, und sie versuchen, die menschliche Geschichtsschreibung zu manipulieren, aber es gibt ein paar Dinge, die sind wahrscheinlich wahr: Der Vampirismus kam im fünften Jahrhundert mit den von Vampiren geführten Horden Attilas nach Westeuropa. Attila muss gewusst haben, wie man jemanden zum Vampir macht – er vampirisierte sowohl Aethius, der dann zum Herrscher des Reiches Gaul wurde, und Theodosius II, den Herrscher des

Ostens, der später ermordet wurde. Der Großteil aller heute lebenden Vampire muss irgendwann einmal vampirisiert worden sein. Ich habe gehört, dass es auch Vampirkinder geben soll, die von Vampirfrauen geboren werden, aber das geschieht wohl äußerst selten. Männliche Vampire sind offenbar viel weniger fruchtbar als menschliche Männer – man sagt auch, dass sie sich nur sehr selten miteinander paaren. Aber andererseits nehmen sie sich oft menschliche Geliebte, und aus denen werden dann häufig Vampire. Die Vampire erklären das meistens zu einem Geschenk, das sie absichtlich auf magische Weise weitergeben, aber ich bin mir nicht sicher, ob sie diesen Prozess wirklich kontrollieren können. Ich glaube, dass das Sperma eines männlichen Vampirs eine Art Samen in sich trägt, der den Vampirismus weitergibt, so wie das Sperma menschlicher Männer Frauen schwanger macht – und genauso zufällig. Deswegen werden die männlichen Liebhaber von Vampirfrauen auch nicht zu Vampiren.«

Noell überdachte das und fragte dann: »Aber wenn das so ist, woher kommen dann die Vampirlords?«

»Sie werden durch andere männliche Vampire vampirisiert«, sagte Edmund. »So wie Attila Aethius und Theodosius verwandelt hat.« Er führte das nicht näher aus, sondern wartete, ob Noell die Implikation verstanden hatte.

Ein Ausdruck des Abscheus wanderte über das Gesicht des Jungen, und Edmund wusste nicht recht, ob er sich freuen oder ärgern sollte, weil sein Sohn die Angelegenheit begriffen hatte.

»Weil es nicht immer geschieht«, fuhr er fort, »ist es einfach für die Vampire, zu behaupten, sie würden über eine spezielle Magie verfügen. Aber manche Frauen werden nie schwanger, obwohl sie jahrelang mit ihren Männern zusammenliegen. Man sagt aber auch, dass ein Mensch zu einem Vampir werden kann, wenn er das Blut eines Vampirs trinkt – und wenn er den richtigen magischen Spruch kennt. Das ist ein Gerücht, das Vampire nicht gern hören, und sie verhängen furchtbare Strafen, wenn jemand bei einem solchen Experiment ertappt wird. Die Ladies an unserem Hof sind natürlich zum größten Teil ehemalige Geliebte des Erzherzogs oder eines seiner Cousins. Es wäre ungehörig, sich Gedanken über die vampirische Herkunft des Erzherzogs zu machen, obwohl er zweifellos mit Aethius bekannt ist.«

Noell streckte eine Hand aus, mit der Handfläche nach unten, und strich damit ein paar Mal über die Kerzenflamme, die daraufhin flackerte. Er starrte auf das Mikroskop. »Hast du Blut untersucht?«, fragte er.

»Das habe ich«, antwortete Edmund. »Und Sperma. Natürlich nur menschliches Blut - und menschliches Sperma.«

»Und?«

Edmund schüttelte den Kopf. »Es sind sicherlich keine homogenen Flüssigkeiten, aber das Instrument ist nicht präzise genug, um genauere Untersuchungen vorzunehmen. Es gibt da kleine Körperchen – die im Sperma haben lange, zuckende Schwänze – aber da ist noch mehr ... viel mehr ... das sich entdecken ließe, wenn ich die Gelegenheit dazu hätte. Aber morgen wird das Gerät verloren sein – und ich glaube nicht, dass man mir die Gelegenheit geben wird, ein anderes zu bauen.«

»Aber dir droht doch gewiss keine Gefahr! Du bist ein wichtiger Mann, – und deine Loyalität steht außer Zweifel. Die Leute halten dich fast selbst für einen Vampir. Für einen Schwarzkünstler. Die Küchenmädchen haben Angst vor mir, weil ich dein Sohn bin – sie bekreuzigen sich, wenn sie mich sehen.«

Edmund lachte, wenn auch mit einem Hauch Bitterkeit. »Ich zweifle nicht daran, dass sie glauben, ich gebe mich mit Dämonen ab, und ich weiß, dass sie meinem Blick ausweichen, weil sie Angst vor dem bösen Blick haben. Aber für die Vampire spielt das keine Rolle. Für die bin ich nur ein Mensch, und auch wenn sie meine Fähigkeiten schätzen, so würden sie mich ohne nachzudenken töten, falls sie den Verdacht hegten, ich verfüge über gefährliches Wissen.«

Das machte Noell sichtlich zu schaffen. »Würde ...?« Er verstummte, doch als er sah, dass Edmund auf eine Antwort wartete, fuhr er nach kurzer Pause fort. »Die Lady Carmilla ... würde sie nicht...?«

»Mich beschützen?« Edmund schüttelte den Kopf. »Nicht einmal, wenn ich immer noch ihr Favorit wäre. Vampirloyalität gilt nur Vampiren.«

»Sie war auch einmal ein Mensch.«

»Das heißt gar nichts. Sie ist seit fast sechshundert Jahren ein Vampir, aber es wäre auch nicht anders, wenn Sie genauso alt wäre wie ich.«

»Aber ... Sie hat dich doch geliebt?«

»Auf ihre Art«, sagte Edmund traurig. »Auf ihre Art.« Und dann stand er auf. Er hatte nicht mehr das dringende Bedürfnis, seinem Sohn die Augen zu öffnen. Dies waren Dinge, die der Junge nur für sich selbst herausfinden konnte, und die er vielleicht nie herausfinden musste. Er hob den Kerzenhalter auf und schirmte die Flamme mit einer Hand ab, als er zur Tür ging. Noell folgte ihm und ließ die leere Flasche zurück.

Edmund verließ die Festung durch das so genannte Verrätertor, und überquerte die Themse über die Tower Bridge. Die Häuser an der Brücke

lagen im Dunkeln, aber es herrschte immer noch ein wenig Verkehr; selbst um zwei Uhr morgens kamen die Geschäfte der großen Stadt nicht ganz zur Ruhe. In der Nacht waren Wolken aufgezogen und hatten leichten Nieselregen mitgebracht. Ein paar der Öllampen, die die Durchfahrt zu jeder Tag- und Nachtzeit erhellen sollten, waren verloschen, und es war kein Nachtwächter in Sicht, um sie wieder zu entzünden. Aber Edmund kam die Dunkelheit gerade recht.

Bevor er das Südufer erreichte, bemerkte er zwei Männer, die ihm folgten. Er trödelte, um ihnen den Eindruck zu vermitteln, er sei leicht zu beschatten. Aber sobald er das Labyrinth der Straßen um den Ledermarkt erreicht hatte, schüttelte er sie ab. Er kannte diesen Irrgarten von schmutzigen Straßen wie seine Westentasche – er war hier aufgewachsen. Während seiner Lehrzeit bei einem der hier ansässigen Uhrmacher hatte sich gezeigt, wie gut er mit Werkzeugen umgehen konnte. Damit hatte er die Aufmerksamkeit seines Vorgängers geweckt und war so von hier aus zu Reichtum und Ehren aufgestiegen. Ein Bruder und eine Schwester von ihm lebten und arbeiteten immer noch in diesem Viertel, obwohl er sie nur sehr selten sah. Sie waren beide nicht gerade stolz darauf, mit einem berüchtigten Magier verwandt zu sein, und sie hatten ihm seine Liaison mit der Lady Carmilla nicht verziehen.

Er bahnte sich vorsichtig seinen Weg durch den Müll in den dunklen Gassen, ungerührt von den scharrenden Geräuschen der Ratten. Seine Hand lag auf dem Griff des Dolches, den er am Gürtel trug, doch er hatte keinen Grund, ihn zu ziehen. Da die Wolken die Sterne verbargen, war es stockfinster und aus den wenigsten Fenstern um ihn herum drang der Schein von Kerzenlicht, aber er vermochte sich zu orientieren, indem er dann und wann nach einer vertrauten Mauer tastete.

Schließlich kam er an eine schmale Tür, drei Schritte in eine kleine Seitenstraße hinein, und er klopfte hastig, zuerst drei und dann zwei Mal. Ein langer Moment, dann spürte er, wie die Tür unter seinen Fingern nachgab und er trat eilig ein. Erst nachdem die Tür hinter ihm ins Schloss fiel und er sich aufrichtete, wurde ihm klar, wie angespannt er gewesen war.

Er wartete, bis eine Kerze entzündet wurde.

Als das Licht schließlich aufleuchtete, beschien es ein hageres Gesicht voller Falten und Runzeln, mit sehr blassen Augen und strähnigem weißem Haar, das unordentlich unter eine weiße Leinenhaube gestopft war.

»Der Herr sei mit dir«, flüsterte er.

»Und mit dir, Edmund Cordery«, krächzte es zurück. Ihn störte der Gebrauch seines Namens – es war ein absichtlicher Bruch der Regeln,

eine schwache und bedeutungslose Geste der Auflehnung. Sie konnte ihn nicht leiden, obwohl er ihr nie etwas Böses getan hatte. Sie fürchtete ihn nicht, wie es so viele andere taten, aber für sie war er unrein. Sie arbeiteten schon seit zwanzig Jahren im Dienst der Bruderschaft zusammen, aber sie würde ihm nie wirklich vertrauen.

Sie führte ihn in einen Raum im Innern des Hauses, und überließ ihn dort seinen Geschäften.

Ein Fremder trat aus den Schatten. Er war klein, stämmig und kahl, vielleicht sechzig Jahre alt. Er bekreuzigte sich mit dem geheimen Zeichen und Edmund antwortete auf gleiche Weise.

»Ich bin Cordery«, sagte er.

»Ist man Euch gefolgt?« Die Stimme des alten Mannes war zögerlich und voll Angst.

»Nicht hierher. Man ist mir vom Tower gefolgt, aber es war ein Leichtes, sie abzuschütteln.«

»Das ist schlimm.«

»Vielleicht – aber es hat mit einer anderen Angelegenheit zu tun, nicht mit unserem Geschäft. Für Sie besteht keine Gefahr. Haben Sie das, worum ich gebeten habe?«

Der stämmige Mann nickte unsicher. »Meine Meister sind nicht glücklich. Ich soll Euch sagen, dass es nicht in ihrem Interesse liegt, wenn Ihr Risiken eingeht. Ihr seid zu wertvoll, um Euch in Gefahr zu bringen.«

»Ich bin schon in Gefahr. Die Ereignisse überholen uns. Und außerdem ist das nicht Eure Sache – oder die Eurer Meister. Ich habe das zu entscheiden.«

Der stämmige Mann schüttelte den Kopf; es war eine Geste der Resignation und nicht des Widerspruchs. Er zog etwas unter dem Stuhl hervor, das auf ihn im Dunkeln gewartet hatte. Es war eine große Kiste, in Leder eingeschlagen. Eine Reihe von kleinen Löchern war in die längere Seite gebohrt worden, und aus dem Innern drang ein kratzendes Geräusch, das auf lebende Bewohner hindeutete.

»Habt Ihr genau das getan, um das ich gebeten habe?«

Der kleine Mann nickte und legte furchtsam die Hand auf den Arm des Mechanicus. »Öffnen Sie sie nicht, Herr. Ich bitte Euch. Nicht hier.«

»Es gibt keinen Grund zur Furcht«, versicherte Edmund ihm.

»Ihr seid nicht in Afrika gewesen, Herr, so wie ich. Glaubt mir, jeder dort hat Angst – und nicht nur die Menschen. Es heißt, auch die Vampire sterben.«

»Ja, das weiß ich«, sagte Edmund abwesend. Er schüttelte die widerstrebende Hand des älteren Mannes ab und löste die Gurte, die die

Kiste verschlossen hielten. Er hob den Deckel - nur einen schmalen Spalt, gerade weit genug, um Licht hineinzulassen, damit er sehen konnte, was im Innern war.

Die Kiste enthielt zwei große graue Ratten. Sie wichen vor dem Licht zurück.

Edmund schloss den Deckel wieder und zurrte die Gurte fest.

»Es geht mich ja nicht wirklich etwas an, Herr«, sagte der kleine Mann zögernd, »aber ich bin mir nicht sicher, ob Ihr wirklich wisst, womit Ihr es hier zu tun habt. Ich habe die Städte in West Afrika gesehen – ich war auch in Corunna und in Marseilles. Man erinnert sich in diesen Städten an andere Epidemien, und all diese Schreckgeschichten tauchen jetzt wieder auf und wiederholen sich. Herr, wenn so etwas jemals in London ausbrechen sollte ...«

Edmund hob prüfend die Kiste hoch, um zu sehen, ob sie sich bequem tragen ließ. »Es stimmt, es geht Euch nichts an«, sagte er. »Vergesst einfach die ganze Sache. Ich werde mich mit Euren Meistern in Verbindung setzen. Die Angelegenheit liegt jetzt in meiner Hand.«

»Vergebt mir, doch eines muss ich noch sagen: Wir gewinnen nichts, wenn wir die Vampire vernichten, uns aber gleichzeitig mit. Es wäre eine Schande, wenn wir in einem Versuch, unsere Unterdrücker loszuwerden, halb Europa auslöschen würden.«

Edmund blickte den alten Mann eisig an: »Ihr redet zu viel«, sagte er. »Entschieden zu viel.«

»Ich bitte um Verzeihung, Herr.«

Edmund zögerte einen Moment. Er überlegte, ob er dem Boten versichern solle, dass seine Bedenken nur zu verständlich waren, aber er hatte schon vor langer Zeit gelernt, dass es bei Angelegenheiten der Bruderschaft immer besser war, so wenig wie möglich zu sagen. Man konnte nie wissen, wann und mit wem dieser Mann über diesen Vorfall reden würde, und welche Konsequenzen sich daraus ergeben konnten.

Der Mechanicus hob die Kiste auf und probierte, wie er sie am besten tragen konnte. Die Ratten im Innern regten sich und scharrten mit ihren kleinen, klauenbewehrten Füßen. Mit seiner freien Hand bekreuzigte sich Edmund wieder.

»Geh' mit Gott«, sagte der Bote. Es war nicht zu verkennen, dass dieser Wunsch aus vollem Herzen kam.

»Und mit seinem Geiste«, gab Edmund monoton zurück.

Dann ging er, ohne der Alten noch das übliche ›Auf Wiedersehen‹ zu wünschen. Es war für ihn kein Problem, seine Last in den Tower zurückzuschmuggeln. Er benutzte ein Tor, dessen Wache lange Übung darin hatte, im rechten Moment wegzusehen.

Am Montag machten sich Edmund und Noell auf den Weg zu den Gemächern der Lady Carmilla. Noell hatte nie zuvor einen solchen Raum betreten, und er war überwältigt. Edmund beobachtete, wie die Teppiche, die Vorhänge, die Spiegel und der Zierrat auf den Jungen wirkten und musste unwillkürlich wieder an die Zeit denken, als er zum ersten Mal in diese Räume gekommen war. Hier hatte sich nichts verändert, und alles in den Zimmern flüsterte kleine Sticheleien, die seine verblassten Erinnerungen wieder anstießen und zu neuem Leben entfachten.

Jüngere Vampire tendieren dazu, ihre Umgebung oft zu verändern, eine Sucht nach dem Neuen, so als hätten sie Angst vor der Aussicht auf eigene Unveränderlichkeit. Die Lady Carmilla war jedoch schon lange über dieses Stadium hinaus. Sie hatte sich an die Unwandelbarkeit gewöhnt und war in eine Phase eingetreten, in der Langeweile und Ennui einen Teil des Lebens bildeten. Längst hatte sie sich einer neuen Ästhetik der Existenz angepasst, in der ihre persönliche Sphäre zu einer Ausweitung der eigenen ewigen Gleichheit geworden war, und in der Veränderungen auf scharf begrenzte Teile ihres Lebens beschränkt blieben – unter anderem auf das gelegentliche Verlagern ihrer erotischen Gunstbezeigungen von einem Liebhaber zum anderen.

Die verschwenderische Pracht auf der Tafel der Lady war eine weitere neue Erfahrung für Noell. Er hatte mit silbernen Tellern und Gabeln gerechnet, mit Kristallkelchen und fein ziselierten Karaffen. Aber die Menge der Speisen für nur drei Gäste - diese beiläufige Verschwendung –, das war etwas, dass ihm offensichtlich nicht benagte. Er hatte immer gewusst, dass er selbst Mitglied einer privilegierten Klasse war, und dass in den Augen der breiten Masse Master Cordery und seine Familie sehr gut speisten. Die Erfahrung, dass es noch eine gewaltige Steigerung gab, die ihn von den wahren Aristokraten trennte, machte ihm unverkennbar zu schaffen.

Edmund hatte sich sehr sorgfältig gekleidet, aus seinem Kleiderschrank elegante Gewänder hervorgeholt, die er seit Jahren nicht mehr getragen hatte. Bei offiziellen Anlässen war er immer bestrebt, den Part des Mechanicus zu spielen, und kleidete sich dementsprechend. Er trat nie als Höfling auf, immer als Vertreter seines Amtes. Aber jetzt schlüpfte er wieder in eine Rolle, in der Noell ihn noch nie gesehen hatte, und obwohl der Junge nicht wissen konnte, wie sorgfältig das Benehmen seines Vaters geplant war, so blieb ihm doch offenkundig nicht verborgen, welchem Zweck das diente. Er hatte sich bitterlich über

die gewöhnliche, einfache Aufmachung beschwert, die sein Vater ihm aufgezwungen hatte.

Edmund aß und trank nur mäßig und war erfreut, dass Noell es ebenso hielt. Er folgte den Anweisungen seines Vaters trotz der unbestreitbaren Verlockungen der opulenten Tafel. Einige Zeit begnügte sich die Lady damit, allgemeine Höflichkeiten auszutauschen, aber sie kam – für ihre Verhältnisse – relativ schnell zum wahren Thema des Abends.

»Mein Cousin Girard«, verriet sie Edmund, »ist sehr angetan von deiner einfallsreichen Apparatur. Er findet sie äußert interessant.«

»Dann freut es mich, sie ihm zum Geschenk zu machen«, antwortete Edmund. »Und ich wäre erfreut, ein weiteres Gerät anzufertigen, um es Mylady zum Geschenk zu machen.«

»Das wünschen wir nicht«, erklärte sie kühl. »Andere Dinge sind wichtiger. Der Erzherzog und sein Haushofmeister haben noch verschiedene Aufträge, die du ausführen sollst. Die Anweisungen werden dir zweifellos zu gegebener Zeit zugehen.«

»Ich danke Euch, Mylady.«

»Die Hofdamen waren übrigens sehr angetan von den Zeichnungen, die ich ihnen gezeigt habe«, sagte Lady Carmilla und wandte sich Noell zu. »Sie waren fasziniert von dem Gedanken, dass in einer Tasse Themse-Wasser Tausende von winzigen Tieren leben können. Glaubst du, dass auch unsere Körper unzählige winzige Insekten beherbergen könnten?«

Noell öffnete den Mund zu einer Antwort, da die Frage ihm galt, aber Edmund unterbrach ihn elegant: »Es mag Kreaturen geben, die auf unseren Körpern existieren, und Würmer, die darin leben. Es heißt, dass der Makrokosmos im Großen und Ganzen den Mikrokosmos der menschlichen Wesen widerspiegelt; vielleicht gibt es einen kleinen Mikrokosmos in uns, wo unsere Natur erneut widergespiegelt wird, wenn auch unglaublich winzig. Ich habe gelesen ...«

»Ich habe gelesen, Master Cordery«, unterbrach sie ihn, »dass die Krankheiten, die die Menschheit heimsuchen, von einer Person zur nächsten mit Hilfe dieser winzigen Kreaturen übertragen werden könnten.«

»Der Gedanke, dass Krankheiten von einer Person zur anderen durch winzige Samen übertragen werden, stammt aus der Antike«, erklärte Edmund, »aber ich weiß nicht, wie man solche Samen erkennen könnte, und ich halte es für sehr unwahrscheinlich, dass die Kreaturen, die wir im Flusswasser beobachtet haben, zu dieser Art gehören.«

»Es ist wirklich ein beunruhigender Gedanke, dass unsere Körper von Kreaturen bewohnt sein könnten, über die wir nichts wissen, und dass

mit jedem Atemzug alle möglichen Samen in uns eindringen könnten, die alle möglichen Veränderungen bewirken, und die zu klein sind, um sie zu sehen oder zu schmecken. Das macht mir Angst.«

»Aber dazu gibt es keinen Grund«, protestierte Edmund. »Gefährliche Erreger können sich in menschlichem Fleisch festsetzen, aber Euer Fleisch ist unvergänglich.«

»Ihr wisst, dass dem nicht so ist«, sagte sie regungslos. »Ihr habt mich schon mit eigenen Augen auf dem Krankenlager gesehen.«

»Das war eine Pockenepidemie, die viele Menschen getötet hat, Mylady – und doch habt ihr davon nur ein leichtes Fieber bekommen.«

»Wir haben Berichte aus dem byzantinischen Reich und aus dem Gebiet der Mohren erhalten, nach denen es eine Epidemie in Afrika gibt, die jetzt die südlichen Teile von Gaul erreicht hat. Es heißt, diese Seuche machte kaum einen Unterschied zwischen Mensch und Vampir.«

»Das sind Gerüchte, Mylady«, erwiderte Edmund beschwichtigend. »Ihr wisst selbst, dass Nachrichten immer dramatischer werden, je weiter sie gewandert sind.«

Die Lady Carmilla wandte sich wieder Noell zu und diesmal redete sie ihn mit Namen an, so dass Edmund keine Gelegenheit mehr hatte, für ihn zu antworten. »Hast du Angst vor mir, Noell?«, fragte sie.

Der Junge war von der direkten Anrede überrumpelt und stotterte leicht mit seiner Antwort, die die Frage verneinte.

»Du darfst mich nicht anlügen«, sagte sie. »Du hast Angst vor mir, weil ich ein Vampir bin. Master Cordery ist ein Skeptiker und hat dir sicherlich gesagt, dass Vampire über weniger Magie verfügen, als man uns allgemein zuschreibt, aber er wird dir auch gesagt haben, dass ich dir schaden kann, wenn ich das will. Würdest du selbst gern ein Vampir sein, Noell?«

Noell war immer noch verdutzt über ihr Interesse, und zögerte mit der Antwort, aber schließlich sagt er: »Ja, das würde ich.«

»Natürlich würdest du das«, flötete sie. »Alle Menschen wären gern Vampire, wenn es in ihrer Macht stünde, ganz egal, was sie behaupten, wenn sie in der Kirche das Knie beugen. Und Menschen können zu Vampiren werden, wir können die Unsterblichkeit verleihen. Deswegen waren wir uns immer der Loyalität und der Treue des größten Teils unserer menschlichen Untertanen sicher. Diese Treue haben wir immer in gewissem Maße honoriert. Nur wenige sind zu uns aufgestiegen, aber die vielen haben Jahrhunderte der Stabilität und Sicherheit genossen. Die Vampire haben Europa vor einem dunklen Zeitalter bewahrt, und so lange, wie die Vampire herrschen, wird die Barbarei im Zaum gehalten. Unsere Herrschaft war nicht immer gütig, da wir Widerstand nicht

dulden können, aber die Alternative wäre viel schlimmer gewesen. Selbst jetzt gibt es Männer, die uns vernichten wollen – hast du das gewusst?«

Noell suchte nach Worten, weil ihm nichts einfiel, das er erwidern konnte, deswegen starrte er sie nur an, und wartete darauf, dass sie weiterredete. Sie schien ein bisschen brüskiert über diese Unhöflichkeit, und Edmund ließ bewusst zu, dass dies unangenehme Schweigen sich hinzog. Es war in seinem Sinne, wenn Noell einen schlechten Eindruck machte.

»Es gibt eine Rebellenorganisation«, fuhr Lady Carmilla fort. »Eine Geheimgesellschaft, die es sich zum Ziel gesetzt hat, die geheimen Praktiken zu finden, wie man Vampire erschaffen kann. Sie verbreiten die Idee, dass sie alle Menschen unsterblich machen wollen, aber das ist eine Lüge, und eine dumme obendrein. Die Männer dieser Bruderschaft wollen nur die Macht für sich.«

Die Vampirdame hielt inne, um das Abräumen eines Gerichts und die Platzierung eines neuen zu dirigieren. Sie bat auch um neuen Wein. Ihr Blick wanderte zwischen dem unbeholfenen Jungen und seinem selbstsicheren Vater hin und her.

»Die Loyalität deiner Familie steht natürlich außer Frage«, fuhr sie schließlich fort. »Niemand versteht das komplizierte Räderwerk einer Gesellschaft so gut wie ein Mechanicus, der weiß, wie man Kräfte gegeneinander aufrechnen muss, und wie die verschiedenen Teile einer Maschine ineinander greifen und zusammen arbeiten müssen. Master Cordery weiß sehr gut, wie sehr die Überlegungen eines Herrschers denen eines Uhrmachers gleichen müssen, nicht wahr?«

»Das ist richtig, Mylady«, erwiderte Edmund.

»Es könnte einen Weg geben«, sagte sie mit einem seltsam entrückten Tonfall, »wie ein guter Mechanicus sich eine Verwandlung zum Vampir verdienen könnte.«

Edmund war erfahren genug, dies nicht als ein Angebot oder ein Versprechen aufzufassen. Er ließ sich von dem frischen Wein einschenken und meinte: »Mylady, es gibt Dinge, die wir besser unter vier Augen bereden sollten. Darf ich meinen Sohn in sein Quartier zurückschicken?«

Lady Carmilla runzelte ganz kurz die Stirn, aber sonst zeigten ihre ebenmäßigen Züge keinerlei Regung. Edmund hielt den Atem an. Er wusste, er hatte ihr eine Entscheidung aufgezwungen, die sie so früh nicht beabsichtigt hatte.

»Der arme Junge hat noch gar nicht aufgegessen«, meinte sie.

»Ich glaube, es war genug für ihn«, gab Edmund zurück. Noell widersprach nicht und – nach einem leichten Zögern – verbeugte sich die Lady, um ihre Zustimmung zu signalisieren. Edward bat Noell zu gehen, und als er sich entfernt hatte, erhob sich Carmilla von ihrem Stuhl und ging aus dem Esszimmer in einen der inneren Räume. Edmund folgte ihr.

»Das war anmaßend, Master Cordery«, sagte sie ihm.

»Ich habe mich hinreißen lassen, Mylady. Es gibt hier zu viele Erinnerungen.«

»Der Junge gehört mir, wenn es mir so gefällt. Das weißt du doch, oder?«

Edmund verbeugte sich.

»Ich habe dich heute Nacht nicht hergebeten, um Zeuge der Verführung deines Sohnes zu werden. Du bist doch nicht davon ausgegangen, dass das meine Absicht ist? Diese Sache, die du mit mir bereden wolltest – geht es um Wissenschaft oder um Verrat?«

»Um die Wissenschaft, Mylady. Wie Ihr selbst gesagt habt, meine Loyalität steht außer Frage.«

Carmilla legte sich auf ein Sofa und gab Edmund einen Wink, sich auf einen Stuhl neben ihr zu setzen. Dies war das Vorzimmer ihres Schlafgemachs, und die Luft war erfüllt vom süßen Duft der Kosmetika.

»Sprich«, befahl sie ihm.

»Ich glaube, der Erzherzog hat Angst vor dem, was mein kleines Instrument offenbaren könnte«, begann er. »Er fürchtet, dass es die Samen sichtbar machen könnte, die den Vampirismus von einer Person zur anderen übertragen. So wie es auch die Samen offenbaren könnte, die Krankheiten übertragen. Ich schätze, dass der Mann, der das Instrument konstruiert hat, bereits hingerichtet worden sein dürfte, aber ich vermute, ihr wisst sehr gut, dass eine Erfindung, die einmal gemacht worden ist, wahrscheinlich auch wieder gemacht werden wird. Ihr seid euch nicht sicher, wie ihr euch jetzt verhalten sollt, weil ihr nicht wisst, woher die größere Gefahr für eure Herrschaft kommt. Da ist die Bruderschaft, die euch vernichten will; da ist die Seuche in Afrika, an der selbst Vampire sterben; und da ist diese neue Optik, die Dinge enthüllt, die früher unsichtbar waren. Wollt Ihr meinen Rat, Lady Carmilla?«

»Hast du einen Rat, Edmund?«

»Ja. Versucht die Dinge, die gerade geschehen, nicht durch Terror und Strafaktionen zu unterdrücken. Wenn eure Politik jetzt hart durchgreift, so wie das früher der Fall war, dann bahnt das der Zerstörung den Weg. Wenn ihr allmählich auf die Macht verzichtet, dann könnt ihr immer

noch Jahrhunderte leben, aber wenn ihr zuschlagt... dann werden eure Feinde zurückschlagen.«

Die Vampirin legte den Kopf zurück und starrte an die Decke. Sie zwang sich zu einem kurzen Lachen. »Mit einem solchen Rat kann ich nicht zum Erzherzog gehen«, sagte sie einfach.

»Das habe ich mir gedacht, Mylady«, antwortete Edmund sehr ruhig.

»Ihr Menschen habt eure eigene Unsterblichkeit. Euer Glaube verspricht, sie und ihr alle erklärt das immer wieder mit euren Worten. Dein Glaube besagt, dass du nicht die Unsterblichkeit begehren sollst, die uns gegeben ist. Wir sind in Einklang mit dieser Lehre, wenn wir das Geheimnis so eifersüchtig bewachen. Du solltest dein Heil in eurem Christus suchen, nicht bei uns. Ich glaube, du weißt sehr gut, dass wir nicht die ganze Welt vampirisieren könnten, selbst wenn wir das wollten. Unsere Magie kann nur sehr sparsam verwendet werden. Bist du betrübt, weil dir das nie angeboten worden ist? Bist du verbittert? Wirst du unser Feind, weil du nicht so sein kannst wie wir?«

»Ihr habt von mir nichts zu befürchten, Mylady«, log er. Dann fügte er hinzu, wobei er sich nicht ganz sicher war, ob es eine Lüge war oder nicht: »Ich habe euch ehrlich geliebt. Ich tue es noch.«

Da setzte sie sich auf und griff mit einer Hand herüber, als wolle sie seine Wange streicheln, aber er war zu weit weg.

»Das habe ich dem Erzherzog auch erklärt, als er mir gegenüber angedeutet hat, du könntest ein Verräter sein. Ich habe ihm versichert, ich könne deine Loyalität in meinen Gemächern wirkungsvoller überprüfen, als seine Schergen in den ihren. Ich glaube nicht, dass du mich täuschen könntest, Edmund. Glaubst du das?«

»Nein, Mylady«, antwortete er.

»Morgen früh«, versicherte sie ihm sanft, »werde ich wissen, ob du ein Verräter bist oder nicht.«

»Das werdet Ihr«, versprach er. »Das werdet Ihr, Mylady.«

Er wachte vor ihr auf. Sein Mund war trocken und seine Stirn heiß. Er schwitzte nicht - im Gegenteil, er fühlte sich ausgetrocknet, als werde die Flüssigkeit aus seinen Organen gesogen. Sein Kopf schmerzte, und die Strahlen der Morgensonne, die durch das offene Fenster hineinströmten, brannten in seinen Augen.

Er stemmte sich in eine halb sitzende Position hoch und schob die Bettdecke von seiner nackten Brust.

So bald schon!, dachte er. Er hatte keinen so schnellen Ausbruch erwartet, aber überraschenderweise war seine Reaktion eher Erleichterung als Angst oder Bedauern. Er hatte Schwierigkeiten, seine

Gedanken zu sammeln, und war paradoxerweise froh, dass das nicht mehr nötig war.

Er sah auf die Schnitte herunter, die sie mit ihrem kleinen silbernen Messer auf seiner Brust gemacht hatte; sie waren rot und geschwollen und gaben einen seltsamen Kontrast ab zu den verwitterten Narben, deren Zickzacklinien immer noch die Geschichte seiner unvergessenen Leidenschaften schrieben. Er berührte die neuen Wunden sanft und zuckte bei dem brennenden Schmerz zusammen.

In diesem Augenblick wachte sie auf und sah, wie er die Wunden inspizierte. »Hast du das Messer vermisst?«, fragte sie schläfrig. »Hast du dich nach seiner Berührung gesehnt?«

Es gab jetzt keinen Grund mehr zu lügen, und in diesem Wissen war ein erregendes Gefühl der Freiheit. Es war eine Freude, ihr jetzt entgegenzutreten, und nicht nur das Fleisch, sondern auch die Gedanken vor ihr offen zu legen.

»Ja, Mylady.« In seiner Stimme war ein schwaches Krächzen. »Ich habe das Messer vermisst. Seine Berührung – es hat Flammen in meiner Seele wieder entfacht.«

Sie hatte die Augen wieder geschlossen, um langsam aus dem Schlaf zu erwachen. Sie lachte. »Manchmal ist es angenehm, zu Weidegründen zurückzukehren, die man hinter sich gelassen hat. Du hast ja keine Ahnung, wie ein bestimmter Geschmack Erinnerungen zurückholen kann. Ich bin froh, dich auf diese Weise wieder zu sehen. Ich hatte mich an dich schon als den grauhaarigen Mechanicus gewöhnt. Aber jetzt...«

Er lachte, so ungestüm wie sie, aber sein Lachen endete in einem Hustenanfall, und etwas an dem Geräusch verriet ihr, dass nicht alles so war, wie es sein sollte. Sie öffnete die Augen und hob den Kopf in seine Richtung.

»Edmund, du bist bleich wie der Tod!«

Sie streckte die Hand aus, um seine Wange zu berühren, und zog sie hastig wieder zurück, als sich diese unerwartet trocken und heiß anfühlte. Verwirrung machte sich auf ihrem Gesicht breit.

Er nahm ihre Hand und hielt sie fest, während er ihr tief in die Augen blickte.

»Edmund, was hast du getan?«

»Ich weiß es nicht genau«, stöhnte er, »und ich werde nicht lange genug leben, um es herauszufinden ... doch ich habe versucht, Euch umzubringen, Mylady.«

Er war erfreut zu sehen, wie Sie vor Erstaunen vergaß, den Mund zu schließen. Er sah zu, wie sich Unglauben und Nervosität in ihrem

Gesicht abwechselten, als kämpfe das eine mit dem anderen um die Vorherrschaft. Sie rief nicht um Hilfe.

Schließlich flüsterte sie: »Das ist doch Unsinn.«

»Vielleicht«, gab er zu. »Vielleicht war es auch nur Unsinn, als wir gestern Abend miteinander geredet haben. Vielleicht war es nur Unsinn, dieses Gerede über Verrat. Warum habt Ihr mich gebeten, das Mikroskop zu bauen, Mylady, wo Euch doch bewusst sein musste, dass das Wissen über so ein Geheimnis für mich einem Todesurteil gleichkam?«

»Oh Edmund«, sagte sie mit einem Seufzer. »Du glaubst doch nicht, das sei meine Idee gewesen, oder? Ich habe versucht, dich vor Girards Ängsten und Verdächtigungen zu beschützen, Edmund. Weil ich für dich eingetreten bin, musste ich den Befehl überbringen. Was hast du getan, Edmund?«

Er begann eine Antwort zu formulieren, aber seine Worte gingen in einem Hustenanfall unter.

Sie setzte sich auf, entzog ihre Hand seinem schwachen Griff und sah auf ihn herunter, als er sich in die Kissen zurücksinken ließ.

»Um Gottes willen!«, rief sie aus. Die Furcht in ihrer Stimme hätte einem wahren Gläubigen alle Ehre gemacht. »Das ist die Seuche – die Seuche aus Afrika!«

Er versuchte, ihre Vermutung zu bestätigen, aber das gelang ihm nur mit einem Nicken, während er nach Luft schnappte.

»Aber die *Seeschwalbe* hat vierzehn Tage lang vor der Küste von Essex in Quarantäne gelegen«, protestierte sie. »Es gab kein Anzeichen für die Seuche an Bord.«

»Die Seuche tötet Menschen«, stieß Edmund mit einem flachen Flüstern hervor. »Aber Tiere können sie in ihrem Blut tragen, ohne daran zu sterben.«

»Das kannst du nicht wissen.«

Edmund stieß ein kurzes Lachen hervor. »Mylady, ich bin ein Mitglied dieser Bruderschaft, die alles interessiert, was einen Vampir töten kann. Ich erhielt diese Information vor geraumer Zeit und konnte so die Beschaffung der Ratten organisieren - obwohl ich, als ich darum gebeten habe, nicht vorhatte, sie zu dem Zweck zu verwenden, für den ich sie jetzt eingesetzt habe. Aber die Ereignisse der letzten Zeit ...« Wieder musste er innehalten. Er bekam jetzt nicht einmal mehr genügend Luft, um ein leises Flüstern aufrechtzuerhalten.

Die Lady Carmilla legte die Hand auf ihren Hals und schluckte, als erwarte sie, schon die ersten Anzeichen einer Infektion zu bemerken.

»Du wolltest mich wirklich umbringen, Edmund?« Sie klang, als könne sie das immer noch nicht glauben.

»Ich würde euch alle umbringen«, versicherte er ihr. »Ich würde Katastrophen heraufbeschwören, die Welt ins Chaos stürzen, um eure Herrschaft zu beenden ... Wir können es euch nicht gestatten, alles Wissen zu unterdrücken, nur um euer Imperium am Leben zu erhalten. Die Ordnung muss mit Chaos bekämpft werden und das Chaos ist bereit, Mylady.«

Als sie versuchte, sich vom Bett zu erheben, streckte er seine Hand aus, um sie zurückzuhalten. Und obwohl ihm die Kraft dazu fehlte, gestattete sie es ihm, sie festzuhalten. Die Bettdecke fiel von ihr ab und entblößte ihre Brüste, als sie sich aufsetzte.

»Der Junge wird dafür sterben, Master Cordery. Und auch seine Mutter.«

»Sie sind weg. Noell ging von hier aus in die Obhut der Gesellschaft, der ich diene. Mittlerweile sind sie außer Reichweite. Der Erzherzog wird sie nie in seine Hände bekommen.«

Sie starrte ihn an und jetzt sah er die ersten Anflüge von Hass und Angst in diesem Blick.

»Du bist letzte Nacht zu mir gekommen, um mir dein vergiftetes Blut anzubieten«, erkannte sie. »In der Hoffnung, dass diese neue Krankheit sogar mich töten würde, hast du dich selbst zum Tode verurteilt. Was hast du nur getan, Edmund?«

Er streckte wieder seine Hand aus und sah erfreut, wie sie zusammenzuckte und zurückwich: Sie fürchtete sich jetzt vor ihm.

»Nur Vampire leben ewig«, sagte er heiser. »Aber jeder kann Blut trinken, wenn es ihn nicht zu sehr ekelt. Ich habe das Blut meiner beiden kranken Ratten getrunken ... und ich bete zu Gott, dass der Samen dieses Fiebers jetzt in meinem Blut wütet... und in meinem Sperma. Auch Ihr habt es erhalten, Mylady ... und nun seid Ihr in Gottes Hand wie ein gewöhnlicher Sterblicher. Ich weiß nicht mit Sicherheit, ob Ihr Euch an dieser Seuche anstecken werdet, oder ob sie Euch töten wird, aber ich – ein Ungläubiger – schäme mich nicht, wenn ich jetzt bete. Vielleicht solltet Ihr auch beten, Mylady, dann werden wir sehen, welchen von uns Ungläubigen der Herr bevorzugt.«

Sie sah auf ihn herunter, und aus ihrem Gesicht schwanden allmählich die widerstreitenden Gefühle. Ihre Miene wurde zu einer starren Maske.

»Du hättest unsere Seite wählen sollen, Edmund. Ich habe dir vertraut, und ich hätte den Erzherzog so weit bekommen, dass auch er dir vertraut hätte. Du hättest ein Vampir werden können. Wir hätten gemeinsam die Jahrhunderte durchleben können, du und ich.«

Das war falsch und sie beide wussten es. Er war ihr Liebhaber gewesen und die Beziehung war beendet. Er war all die Jahre seitdem

gealtert und sie fand ihre Erinnerungen an ihn jetzt ebenso in seinem Sohn wieder wie in ihm. Diese Versprechungen zu diesem Zeitpunkt waren allzu offensichtlich leer und verlogen, und sie erkannte, dass sie ihn damit nicht einmal mehr provozieren konnte.

Sie hob das kleine silberne Messer auf, das neben dem Bett lag und mit dem sie ihn zur Ader gelassen hatte. Sie hielt es jetzt, als sei es ein Dolch, nicht mehr das kleine fragile Instrument, das sie mit Zärtlichkeit und Liebe benutzt hatte.

»Ich habe geglaubt, du würdest mich immer noch lieben. Das habe ich wirklich geglaubt.«

Zumindest das, dachte er, könnte wahr sein.

Er legte sogar den Kopf in den Nacken, um die Kehle für den zu erwartenden Stoß darzubieten. Er wollte, dass sie auf ihn einstach – wütend, brutal, leidenschaftlich. Er hatte nichts mehr zu sagen, und er würde weder bestätigen noch bestreiten, dass er sie immer noch liebte.

Er konnte es sich selbst jetzt eingestehen, dass seine Motive widersprüchlich gewesen waren, und er wusste wirklich nicht, ob es die Treue zur Bruderschaft gewesen war, die ihn zu diesem außergewöhnlichen Experiment getrieben hatte. Es spielte auch keine Rolle.

Sie durchschnitt ihm die Kehle, und er starrte sie einige lange Sekunden lang an, während sie auf das Blut starrte, das aus der Wunde spritzte. Und als er dann sah, wie sie die blutbefleckten Finger an ihre Lippen hob, obwohl sie wusste, was sie wusste, da wurde ihm klar, dass auch sie – auf ihre Art – ihn immer noch liebte.

Carl Jacobi: ›Schwarze Offenbarungen‹. Originaltitel: ›Revelations in Black‹. Copyright © 1933 by Carl Jacobi. Aus dem Amerikanischen von Andreas Diesel.

Nancy Kilpatrik: ›La Diente‹. Originaltitel: ›La Diente‹. Copyright © 2001 by Nancy Kilpatrik. Aus dem Amerikanischen von Andreas Diesel. Für die vorliegende Ausgabe erstmals ins Deutsche übertragen.

C. L. Moore: ›Shambleau‹. Originaltitel: ›Shambleau‹. Copyright © 1933 by Populär Fiction Publishing Company, erneuert 1961 by C. L. Moore. Aus dem Amerikanischen von Andreas Diesel.

Karl Hans Strobl: ›Das Grabmal auf dem Père Lachaise‹. Copyright © 1913 by Karl Hans Strobl.

Amelia Reynolds Long: ›Der Untote‹. Originaltitel: ›The Undead‹. Copyright © 1931 by Populär Fiction Publishing Company. Aus dem Amerikanischen von Andreas Diesel. Für die vorliegende Ausgabe erstmals ins Deutsche übertragen.

Brian Hodge: ›Das letzte Testament‹. Originaltitel: ›The Last Testament‹, Copyright © 1997 by Brian Hodge. Aus dem Amerikanischen von Andreas Diesel. Für die vorliegende Ausgabe erstmals ins Deutsche übertragen.

Lafcadio Hearn: ›Der Fall Chûgôrô‹. Originaltitel: ›The Story of Chûgôrô‹. Copyright © 1902 by Macmillian Company, New York. Aus dem Amerikanischen von Gustav Meyrink.

Basil Copper: ›... und dann begrub ich ihn‹. Originaltitel: ›Reader, I Buried Him!‹ Copyright © 1995 by Basil Copper. Aus dem Englischen von Andreas Diesel. Für die vorliegende Ausgabe erstmals ins Deutsche übertragen.

Elisabeth Engstrom: ›Erkenne dich selbst!‹ Originaltitel: ›The Elixir‹, Copyright © 1994 by Elisabeth Engstrom. Aus dem Amerikanischen von Michael Nagula. Für die vorliegende Ausgabe erstmals ins Deutsche übertragen.

Eric Count Stenbock: ›Die wahre Geschichte eines Vampirs‹. Originaltitel: ›The True Story of a Vampire‹. Copyright © 1894 by Eric Count Stenbock. Aus dem Englischen von Michael Siefener.

Edward Heron-Allen: ›Noch eine Squaw?‹. Originaltitel: ›Another Squaw?‹. Copyright © 1932 by Edward Heron-Allen. Aus dem Englischen von Malte S. Sembten. Für die vorliegende Ausgabe erstmals ins Deutsche übertragen.

Michael Siefener: ›Der Egelgott‹, Copyright © 2003 by Michael Siefener.

Malte S. Sembten: ›Der Blutfalter‹. Copyright © 1996 by Malte S. Sembten.

Guy de Maupassant: ›Der Horla‹. Original titel: ›Le Horla‹. Copyright © 1887 by Guy de Maupassant. Aus dem Französischen von Walter Widmer.

Christian von Aster: ›Im Nagerparadies‹. Copyright © 2003 by Christian von Aster. Erstveröffentlichung.

Mary E. Wilkins-Freeman: ›Luella Miller‹. Originaltitel: ›Luella Miller‹. Copyright © 1903 by Mary E. Wilkins Freeman. Aus dem Amerikanischen von Malte S. Sembten.

Thomas Ligotti: ›Die verloren gegangene Kunst des Zwielichts‹. Originaltitel: ›The Lost Art of Twilight‹ Copyright © 1989 by Thomas Ligotti. Aus dem Amerikanischen von Monika Angerhuber.

Horacio Quiroga: ›Das Federkissen‹. Entnommen aus dem Band ›Cuentos de amour, de locura y de muerte‹. Copyright © 1917 by Maria Elena Quiroga de Cunill. Aus dem Spanischen von Wilfried Böhringer und Astrid Schmitt.

Leonhard Stein: ›Der Vampyr‹. Copyright © 1918 by Leonard Stein. Texterfassung durch Robert N. Bloch.

Robert E. Howard: ›Der Garten der Furcht‹ Originaltitel: ›The Garden of Fear‹. Copyright © 1934 by Fantasy Publications. Aus dem Amerikanischen von Lore Straßl.

P. N. Elrod: ›Slaughter‹. Originaltitel: ›Slaughter‹. Copyright © 2003 by P. N. Elrod. Aus dem Amerikanischen von Heiko Langhans. Erstveröffentlichung.

Brian Stableford: ›Der Mann, der die Vampirfrau liebte‹. Originaltitel: ›The Man Who Loved the Vampire Lady‹. Copyright © 1988 by Brian Stableford. Aus dem Englischen von Michael Plogmann. Für die vorliegende Ausgabe erstmals ins Deutsche übertragen.

Brian Lumley: ›Necros‹. Originaltitel: ›Necros‹. Copyright © 1986 by Brian Lumley. Abdruck mit freundlicher Genehmigung des Autors und seines Agenten Thomas Schlück. Aus dem Englischen von Andreas Diesel. Für die vorliegende Ausgabe erstmals ins Deutsche übertragen.